



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Gleichheit oder Differenz? Eine methodenkritische
Perspektive auf Geschlechtsunterschiede am Beispiel
Geschlecht und Aggression“

Verfasser

Roland Hosner

angestrebter akademischer Grad

Magister der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften

(Mag. rer. soc. oec.)

Wien, 2008

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 121

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Soziologie (sozial-/wirtschaftsw.Stud.)

Betreuerin:

Ao. Univ.-Prof. Dr. Christine Goldberg

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	3
Abstract (Deutsch).....	5
Abstract (English)	6
1 Einleitung	7
1.1 Der Diskurs um geschlechtsspezifische Unterschiede	8
1.2 Empirie und Methodenkritik	12
1.3 Aufbau der Arbeit.....	15
2 Geschlechtertheorien	18
2.1 Sex, gender und andere Geschlechtsbegriffe	18
2.2 Sozialisationstheorie und Geschlechterrollen	23
2.3 (Sozial-)Konstruktivismus	25
2.4 Differenztheorien, Gleichheitstheorien und ihre Implikationen	29
3 Psychologische und soziale Unterschiede zwischen den Geschlechtern	31
3.1 Aggression: die letzte Bastion des Unterschieds?.....	32
3.2 Die <i>Gender Similarities Hypothesis</i> nach Hyde.....	33
3.3 Geschlechtsunterschiede als Artefakte.....	35
3.3.1 Vorannahmen, Fragestellungen und Hypothesen.....	36
3.3.2 Forschungsdesign und Operationalisierung	38
3.3.3 Stichproben.....	39
3.3.4 Statistische Verfahren, Auswertung und Interpretation der Ergebnisse	39
3.3.5 Publikation und Zitation.....	43
3.3.6 Fazit.....	43
4 Aggression und Geschlecht: Der Stand der Forschung.....	45
4.1 Definitionen und Formen von Aggression, Aggressivität, Gewalt und Delinquenz	45
4.2 Ergebnisse bisheriger Studien zu Aggression, Gewalt und Geschlecht.....	48
4.3 Aktuelle Aggressionstheorien	52
4.4 Theorien zur Erklärung der Geschlechterdifferenz bei Aggression.....	54
5 Exkurs: Anlage oder Umwelt?	59
5.1 Jenseits von sex und gender	60
5.2 Ein Plädoyer für komplexe Modelle	62
6 Methodenkritische Perspektiven auf Geschlechtsunterschiede bei Aggression	64
6.1 Vorannahmen und gesellschaftlicher Kontext	64
6.2 Forschungsdesign, Definition und Operationalisierung.....	65
6.3 Konzeptualisierung von Geschlecht.....	67
6.4 Stichproben.....	68
6.5 Statistik.....	68
6.5.1 Drittvariablenanalysen	69
6.5.2 Kausalität und statistische Erklärung	69
6.6 Fazit.....	72
7 Forschungsperspektive: Hypothesen und Fragestellungen	73

8	Sekundärdatenanalyse	76
8.1	Die Studie: Kriminalität in der modernen Stadt.....	77
8.1.1	Das Duisburger 4-Wellen-Panel.....	78
8.1.2	Grenzen der Sekundärdatenanalyse	81
8.1.3	Die Geschlechtsvariable	82
8.2	Bivariate Analyse: statistische Maßzahlen und Tests	85
8.3	Geschlecht und Einstellungen zu Aggression	88
8.4	Geschlecht und aggressives Verhalten	95
8.5	Multivariate Analyse	105
8.5.1	Multiple lineare Regression	106
8.5.2	Pfadmodell	112
8.5.3	Das Problem der Kausalität.....	115
8.6	Längsschnittuntersuchung des Panels	116
9	Gleichheit oder Differenz – was sagt die Empirie?.....	122
9.1	Evaluation der Hypothesen	122
9.2	Methodenkritische Betrachtungen und Fazit.....	128
9.3	Zur Relevanz der Ergebnisse: Konsequenzen der Gleichheitsperspektive	133
10	Anhang	137
10.1	Untersuchte Variablen des Paneldatensatzes	137
10.2	Frageformulierungen	141
10.3	Deskriptive Analyse aller Items	149
11	Literatur.....	157
12	Daten	165
13	Lebenslauf	167

VORWORT

Ich hätte diese Arbeit nicht ohne die Unterstützung vieler verschiedener Menschen schreiben können. Ihnen allen möchte ich daher von Herzen danken. Zuallererst bin ich meinen Eltern, Rosa und Robert Hosner, dankbar dafür, dass sie mir mein Studium ermöglicht haben und mich immer voll unterstützt haben. Meiner Mutter verdanke ich insbesondere, dass ich durch sie einen kritischen Blick auf das Geschlechterverhältnis gewonnen habe. Später hat mir mein Klassenvorstand im Gymnasium, Erich Bazalka, den ersten Anstoß gegeben, mich mit Geschlechterfragen auseinanderzusetzen. Das erste Buch, das ich zu dem Thema las, war interessanterweise John Grays *Men are from Mars, women are from Venus* (interessant deshalb, weil ich heute jeder/jedem von diesem essentialistischen Buch abraten würde). Ich beschäftigte mich aber auch mit feministischer Literatur und schrieb mein Spezialgebiet für die Matura über Feminismus. In meinem Soziologiestudium spezialisierte ich mich auf Gender Studies. Heute sehe ich mich als überzeugten Feministen und bin mir gleichzeitig bewusst, dass mich eine ganze Reihe von Menschen und Ideen geprägt haben. Ohne sie wäre ich heute nicht an diesem Punkt.

Während meines Studiums beeindruckten mich vor allem die Werke Judith Butlers und die Ideen des De-/Konstruktivismus, und klarerweise die Sozialisationstheorie, die aus der Soziologie stammt. Von Anfang (und von Kindheit) an war es aber auch meine persönliche Erfahrungen, dass Geschlechterrollen einen Zwangscharakter haben und dass Identität nicht automatisch aus dem biologischen Geschlecht folgt, die mich immer wieder angespornt haben, mich mit Geschlecht wissenschaftlich und politisch auseinanderzusetzen. Dahinter stand die Vermutung (und subjektive Erfahrung), dass sich die Geschlechter viel ähnlicher sind als meistens behauptet wird, was letztlich auch zu meiner Themenwahl führte. Mein politisches Engagement, vor allem im Menschenrechtsbereich, hat vermutlich einen ähnlichen Ansporn: die tiefe Unzufriedenheit und Frustration über bestimmte gesellschaftliche Verhältnisse, im eigenen Umfeld, im eigenen Land aber auch weltweit. Das ist sicher einer der Gründe, warum ich mich als Mann für Geschlechterthemen interessiere und einsetze: weil die Benachteiligung und Herabwürdigung von Frauen Ungerechtigkeiten sind, die uns alle angehen sollten (und weil eine zwanglosere Vorstellung von Geschlecht auch Männern gut tun würde).

Diese persönlichen Details erscheinen vielleicht eigenartig in einem Vorwort einer Diplomarbeit, stehen aber mit gutem Grund an dieser Stelle. Es war eine der großen Errungenschaften

feministischer Wissenschaft, die wissenschaftliche Objektivität infrage zu stellen, zu kritisieren und die Verbindung von Wissenschaft und Politik aufzuzeigen. Jede Wissenschaftlerin und jeder Wissenschaftler ist immer auch ein Mensch mit besonderen Interessen, Anschauungen und Meinungen, persönlicher und fachlicher Art. Anstatt also so zu tun, als wären wir alle neutrale Subjekte im Wissenschaftsbetrieb, kann es durchaus sinnvoll sein, die eigene Befangenheit oder den persönlichen Erfahrungshorizont offenzulegen (und einige feministische AutorInnen tun das auch). Einerseits ist es für jede wissenschaftliche Arbeit Grundvoraussetzung, reflektiert zu arbeiten und die eigenen (wissenschaftlichen) Vorurteile und Befangenheiten so gut wie möglich auszuschalten. Andererseits ermöglicht diese persönliche Offenlegung den LeserInnen noch besser, mögliche Befangenheiten oder Tendenzen der Autorin oder des Autors zu finden.

Während dem Verfassen dieser Arbeit war die größte Versuchung sicher der Wunsch, die eigenen Hypothesen bestätigt zu sehen – ein grundlegender *bias*, mit dem wohl alle WissenschaftlerInnen konfrontiert sind. Ich habe mir aber größte Mühe gegeben, diese wie auch alle anderen persönlichen Tendenzen auszuschalten und ihnen aktiv entgegenzuarbeiten.

Mein Dank gilt auch Professor Dr. Jost Reinecke von der Universität Bielefeld, der mir den Datensatz zur Verfügung gestellt hat, und meiner Betreuerin Professorin Dr.in Christine Goldberg, die mich unterstützt hat und mir den Freiraum gelassen hat, selbständig zu arbeiten. Ein ganz besonderes Dankeschön geht an alle KollegInnen und FreundInnen, die diese Arbeit teilweise oder ganz gelesen haben und mir hilfreiches Feedback gegeben haben: Monika Stempkowski, Marianne Ajayi, Pegah Ahmadi und Phillip Pokorny. Schließlich möchte ich auch allen anderen danken, die hier nicht namentlich erwähnt sind, die mit mir kritisch diskutiert haben, mich auf neue Ideen gebracht haben oder mir einfach nur den Freiraum gegeben haben, diese Arbeit fertigzustellen.

ABSTRACT (DEUTSCH)

Bei der Untersuchung von Geschlechtsunterschieden und –gleichheiten können eine Reihe von methodischen Verzerrungen auftreten, die dazu beitragen können, Unterschiede größer erscheinen zu lassen. Basierend auf dem Erkenntnis, dass Frauen und Männer bei den meisten psychologischen und sozialen Merkmalen gleich oder sehr ähnlich sind, wird die Frage untersucht, ob der immer wieder gefundene Geschlechtsunterschied bei Aggression ein methodisches Artefakt darstellt, also ganz oder teilweise verschwindet, wenn eine methodenkritische und sozialkonstruktivistische Perspektive gewählt wird. Dabei wird die Geschlechtsvariable und Geschlecht an sich aus Sicht der Geschlechterforschung hinterfragt und eine feministisch-kritische Herangehensweise gewählt, die auch ein kritisches Verhältnis gegenüber androzentrischer Wissenschaft einschließt.

Anhand einer quantitativen Sekundärdatenanalyse eines Paneldatensatzes von SchülerInnen (13 bis 16 Jahre) aus Duisburg (D) werden die inhaltlichen und methodenkritischen Hypothesen überprüft. Es zeigt sich, dass etliche aus der Literatur bekannte methodenkritische Einwände bestätigt werden. Zwar ergibt sich auch anhand der hier untersuchten Daten der bekannte Geschlechtsunterschied, dass Jungen bei körperlich-aggressivem Verhalten gegenüber Mädchen überwiegen, allerdings fällt der Unterschied im Schnitt gering bis mittelmäßig aus ($d = 0,356$, $\eta = 0,162$). Untersucht wurden vor allem Einstellungen zu Gewalt und aggressiven Delikten sowie die Jahresprävalenz und -inzidenz von aggressiven Delikten im Dunkelfeld. In vier von fünf Fällen zeigten sich signifikante Geschlechtsunterschiede, wobei in jedem dieser Fälle Jungen aggressiver waren und die größere Varianz zeigten. Dennoch gleichen sich die Geschlechter in allen Fällen mehr als sie sich unterscheiden und Geschlecht kann nur einen sehr geringen Anteil an Aggression statistisch erklären (3 % bivariat, 1 % multivariat). In der multivariaten Analyse zeigt sich, dass der direkte Effekt von Geschlecht auf Aggression bei Berücksichtigung von Drittvariablen abgeschwächt wird, aber nicht verschwindet. Im Längsschnitt ist erkennbar, dass Aggression stabil ist und dass sich die Geschlechtsunterschiede vergrößern, je älter die Jugendlichen werden. In Summe wird die Relevanz von methodenkritischen Einwänden bestätigt und die Risiken eines überzogenen Differenzansatzes werden dargestellt.

ABSTRACT (ENGLISH)

When examining gender differences and similarities a number of biases concerning methods can occur that can inflate gender differences. Based on the finding that women and men are similar on most psychological and social variables, the question whether the commonly found gender difference in aggression is an artefact, i. e. whether the difference diminishes or disappears when applying a critical methodological and social constructivist approach, is addressed. The gender variable and gender itself are questioned from the perspective of Gender Studies and a critical feminist approach is taken which also includes a critical understanding of androcentric science.

A secondary data analysis on panel data from students (ages 13-16) in Duisburg (Germany) is conducted and hypotheses regarding content and methods are tested. The results show that many methodological issues known from literature are confirmed. The established gender difference that boys exceed girls in physical aggressive behaviour can be found in the present data as well, but the difference is small to medium in size ($d = 0.356$, $\eta = 0.162$). Primarily attitudes towards violence and aggressive offences, as well as prevalence and incidence of aggressive offences during the last year (dark field) were analysed. In four out of five cases the difference was significant, and each of these differences showed that boys were more aggressive and showed higher variance. However, the sexes were more similar than they were different in all cases and gender can only account for a small percentage of explained variance (3 % bivariate, 1 % multivariate). The multivariate analysis showed that direct effects of gender on aggression decrease but do not disappear when controlled for other variables. The results of the longitudinal analysis give support to the notion that aggression is stable over time and indicate that gender differences increase as the students grow older. Altogether the relevance of methodological issues is confirmed and the risks of an inflated difference perspective are discussed.

1 EINLEITUNG

Im Alltag gilt die Annahme, dass Mädchen und Jungen bzw. Frauen und Männer sehr unterschiedliche Wesen sind, mit unterschiedlichen Fähigkeiten, Bedürfnissen, Ausdrucksweisen, etc. (Hagemann-White 1984: 14). So unterschiedlich, dass sich die Aussage, die Geschlechter seien von Grund auf oder „von Natur aus“ verschieden, auf den ersten Blick als sehr plausibel erweist. Im Gegensatz dazu verfolge ich in dieser Arbeit die kontraintuitive und für das Alltagsdenken weniger anschlussfähige These, dass die Geschlechter im Wesentlichen gleich sind, dass sie sich in jedem Fall viel stärker gleichen als sie sich unterscheiden und dass die vermeintliche Differenz ein Produkt sehr komplexer (sozialer) Prozesse ist.

Die Differenz der Geschlechter lässt sich auf vielfältige Art verstehen, man kann dabei an unterschiedliches Einkommen, unterschiedliche Berufe, unterschiedliche Lebenslagen im Allgemeinen denken (Goldberg 1993) oder auch an unterschiedliche Eigenschaften und Fähigkeiten. SoziologInnen, die sich mit der Geschlechterforschung beschäftigen, bearbeiten in der Regel Themen wie die soziale Ungleichheit zwischen den Geschlechtern, Arbeitsteilung im Geschlechterverhältnis (Goldberg 1992), gesellschaftliche Normen wie Geschlechterrollen und deren Wirksamkeit durch Sozialisation (Hagemann-White 1984), aber auch Fragen des Verhältnisses von Körper und Identität (Villa 2000), Natur und Kultur (Bilden 2003) oder der symbolischen Bedeutung von Geschlecht (Lindemann 1996).

Diese Arbeit soll sich vor allem auf einen Bereich konzentrieren, der eigentlich eher ein Forschungsfeld der Psychologie ist und der Anlass einer Debatte rund um das „wahre Wesen“ von Frauen und Männern. Konkret geht es um psychologische und soziale Unterschiede und im Besonderen um Geschlechtsunterschiede bei Aggression. Aggression als Sozialverhalten wird von verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen untersucht, vor allem von der Psychologie, der Soziologie, der Kriminologie und der Biologie. Jede Disziplin legt dabei andere Schwerpunkte und befasst sich z. B. mit Verhaltensstörungen (Psychologie), Sozialisation und Devianz (Soziologie), Gewaltkriminalität (Kriminologie) oder genetischen Risikofaktoren (Biologie). Eine soziologische Sichtweise kann einen entscheidenden Beitrag zu dieser Debatte liefern, vor allem mithilfe eines (sozial-)konstruktivistischen und methodenkritischen Ansatzes.

Der Diskurs um die Frage, ob oder wie weit die Geschlechter gleich oder unterschiedlich sind, hat lange Tradition. Die Geschlechterdifferenz ist ein Thema, das niemanden kalt lässt. Jede und jeder von uns ist unmittelbar „betroffen“. Das Geschlecht ist im Alltag eine der wichtigsten Ordnungskategorien und allgegenwärtig (Garfinkel 1967: 118). Innerhalb der feministischen Wissenschaft stehen sich AutorInnen mit unterschiedlichen Schwerpunkten gegenüber: DifferenztheoretikerInnen und GleichheitstheoretikerInnen. Aber nicht nur im Feminismus und in der Wissenschaft gibt es diese Debatten, sie passieren auch in den Medien, in der Politik, im Bildungsbereich, in der Familie und in Paarbeziehungen. Dabei verändern sich die Diskurse über die Zeit, manchmal steht Gleichheit im Vordergrund, dann wieder Differenz, und oft herrscht ein verwirrendes Nebeneinander von Positionen (Martin et al. 2000: 397). Die postulierte Differenz der Geschlechter hält sich bis heute hartnäckig (Schwarzer 2007).

1.1 DER DISKURS UM GESCHLECHTSSPEZIFISCHE UNTERSCHIEDE

In den Medien und in der Öffentlichkeit ist das Differenzmodell, also die Vorstellung, dass Frauen und Männer psychologisch sehr unterschiedlich sind, zurzeit vorherrschend (Hyde 2005: 581). Zu diesem Thema werden zahlreiche Bücher veröffentlicht, die den vermeintlich fundamentalen Unterschied in verschiedener Weise beschreiben. Zu den bekanntesten zählen wohl die Werke des Psychologen und Familientherapeuten John Gray (1992), der behauptet, Frauen und Männer wären so unterschiedlich, dass man getrost sagen könne, sie kämen von unterschiedlichen Planeten, von der Venus und vom Mars, und die ähnlich positionierten Bücher des Bestseller-Ehepaars Barbara und Allen Pease (2000), die uns erklären wollen, *Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken*. Claudia Quaiser-Pohl, Neurobiologin, und Kirsten Jordan, Medizinerin und Psychologie-Professorin, veröffentlichten als Antwort auf die Bücher von Pease und Pease *Warum Frauen glauben, sie könnten nicht einparken - und Männer ihnen Recht geben* (2004). Die beiden Autorinnen rechnen dabei mit gängigen Stereotypen und Theorien über angebliche Geschlechtsunterschiede ab und zeigen auf, dass diese nicht haltbar sind. Kontroversiell diskutiert wurde auch das Buch der ehemaligen deutschen TV-Moderatorin Eva Herman (2006), die FeministInnen die Schuld daran gibt, dass Frauen heute überfordert seien und den Spagat zwischen Beruf und Familie schaffen müssen, wobei Alice Schwarzer (2007: 39), deutsche Feministin der ersten Stunde, der Meinung ist, die Frauen hätten Hermans Standpunkt ohnehin kollektiv abgelehnt. Herman

spricht zum Beispiel von der Rückbesinnung auf „echte“ weibliche Stärken wie Mitgefühl oder Liebe.

In eine etwas andere Kategorie fallen die Bücher der Linguistin Deborah Tannen, *You just don't understand: Women and men in conversation* (1991), und das erst kürzlich erschienene und ebenfalls bereits zum Bestseller avancierte Buch der amerikanischen Neurobiologin und Psychiaterin Louann Brizendine, *The Female Brain* (2006). Diese beiden populärwissenschaftlichen Bücher erheben den Anspruch, wissenschaftlich abgesicherte Aussagen über die Differenz der Geschlechter zu machen, verfallen dabei aber einem *Essentialismus*, der fragwürdig ist.¹ Während Tannen argumentiert, dass Frauen und Männer tatsächlich verschiedene Kulturen des Sprechens besitzen, beruft sich Brizendine stark auf biologische Unterschiede und verschweigt dabei die in gleichem Maße wichtige Bedeutung von Umwelteinflüssen, die gerade bei der Entwicklung des Gehirns bekannt ist (Singer 2006: 7, Fausto-Sterling 1988: 109). So kann man an den Strukturen eines erwachsenen Gehirns nicht ablesen, ob eine Verschaltung deswegen nicht da ist, weil sie genetisch nicht vorgesehen war oder weil sie „weggelernt“ wurde. Daher sagt uns die (Gehirn-)Forschung an Erwachsenen wenig darüber, warum Frauen und Männer unterschiedlich sind, solange man nicht Entwicklungsverläufe beobachtet (Fausto-Sterling 2007, siehe [Kap. 3.3.2](#)). Darüber hinaus kann man Brizendine vorwerfen, dass zumindest eine ihrer Behauptungen, nämlich dass Frauen mehr reden als Männer, einer wissenschaftlichen Überprüfung nicht standhält (Lieberman 2006).

Es ließen sich etliche weitere Bücher oder Artikel unterschiedlicher Qualität aufzählen, die in ähnlicher Weise suggerieren, Frauen und Männer wären von ihrem Wesen her oder psychologisch grundverschieden. Das Faszinierendste an solchen Alltagstheorien ist aber, dass sie sich wissenschaftlich gerade nicht untermauern lassen und dass die wissenschaftliche Literatur, insbesondere die feministisch-kritische, in eine gänzlich andere Richtung weist: dass nämlich Frauen und Männer sich viel mehr gleichen als sie sich unterscheiden und dass die wenigen auffindbaren Unterschiede eher gering ausfallen.

Dieser einseitige Diskurs ist ein möglicher Erklärungsansatz dafür, warum immer wieder Geschlechtsunterschiede in der Wissenschaft gefunden werden. Denn Wissenschaft wird nicht im luftleeren Raum gemacht. Zwar gehört es zum Grundverständnis wissenschaftlichen Arbeitens, objektiv und systematisch vorzugehen und alle Argumente gleichermaßen zu berücksichtigen.

¹ Der Essentialismus behauptet, Frauen und Männer *seien* nun einmal von Natur aus verschieden (Fausto-Sterling 2002: 21).

sichtigen, aber auch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sind soziale Wesen und als solche anfällig für Fehler und blinde Flecken (Fausto-Sterling 1988: 23ff). So wie Kinder durch die Umwelt geprägt sind, in der sie heranwachsen, so sind ForscherInnen geprägt durch die Gesellschaft, in der sie leben und arbeiten. Apolitische Wissenschaft kann es daher gar nicht geben (ebd.: 291f, Haraway 1995: 159). Der Historiker Thomas Laqueur (1992) hat zum Beispiel gezeigt, dass Körper und Geschlecht historisch gesehen sehr unterschiedlich verstanden wurden, und dass das Zwei-Geschlechter-Modell, das uns heute als so selbstverständlich erscheint, noch gar nicht so alt ist – es wurde erst im 18. Jahrhundert „erfunden“.

Die Verbindung zwischen Gesellschaft und Wissenschaft zeigt sich auf vielfältige Weise. Noch vor einem Jahrhundert mussten Frauen um ihren Zugang zu Universitäten kämpfen, und die Geschichte der Wissenschaft ist bis heute vor allem eine Geschichte der Männer. In diesem Bereich sind es ganz klar strukturelle Ungerechtigkeiten, die der Hälfte aller begabten jungen Menschen ihr Recht auf Bildung beschnitten haben, und das auch mit biologischen Argumenten. Erst seit dem Einsetzen der zweiten Frauenbewegung (ab den 1960ern) gibt es eine Gruppe von kritischen WissenschaftlerInnen (vor allem Frauen), die die Ergebnisse der vielfach androzentrischen Wissenschaft einer strengen Prüfung unterziehen und infrage stellen. Diesen WissenschaftlerInnen ist es auch zu verdanken, dass der Begriff des Geschlechts einer theoretischen Reflexion jenseits von Stereotypen und Sexismen unterzogen wurde. Auch daran wird die Verbindung zwischen gesellschaftlichen Kontexten und wissenschaftlichem Arbeiten deutlich.

Natürlich ist auch feministische Forschung anfällig für blinde Flecken, und einer dieser Flecken ist sicherlich die teilweise Ausblendung jeglicher Biologie aus der Geschlechterforschung aufgrund einer Abwehrreaktion, die historische und politische Gründe hat (Fausto-Sterling 2002: 21, Becker-Schmidt/Knapp 2007: 72, Fisher 2001: 229f). Die Instrumentalisierung der Biologie durch die NationalsozialistInnen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist ein plakatives Beispiel dafür (Scheithauer 2003: 107). Es gibt aber auch feministische Literatur, die die Biologie als Teil eines Wechselspiels versteht und so in der Lage ist, Biologismen und die damit verknüpften Problematiken hinter sich zu lassen (vor allem die Arbeiten der Biologin Anne Fausto-Sterling sind hier zu nennen). In ähnlicher Weise wie die Differenzperspektive sind auch biologistische und biologische Positionen nach wie vor dominant. Neben Louann Brizendine sorgte im Jänner 2005 der damalige Harvard-Präsident Larry Summers für einen Aufschrei der Empörung, als er öffentlich die Vermutung äußerte, der ge-

ringe Anteil von Frauen in den Naturwissenschaften könnte ja auch genetische Gründe haben, Sozialisation und Diskriminierung würden eine untergeordnete Rolle spielen (SPIEGEL ONLINE 2005). Summers ist mittlerweile zurückgetreten, auch infolge der massiven Proteste.

Die Frage nach dem Verhältnis von sozialen und kulturellen Einflussfaktoren einerseits und biologischen Faktoren andererseits steht in einem Naheverhältnis zur Debatte über die Geschlechterdifferenz und Geschlechtergleichheit. Diese *Anlage-Umwelt-Debatte* (im englischsprachigen Raum unter den Schlagworten *nature/nurture* geführt) hat in letzter Zeit eine neue Wendung genommen, weil ForscherInnen heute betonen, dass Anlage und Umwelt in einem steten Wechselwirkungsprozess stehen, sich also nicht voneinander trennen lassen. Vieles deutet darauf hin, dass sich binäre Konzepte wie Natur/Kultur nicht aufrechterhalten lassen.

Eine mögliche Herangehensweise an die Fragestellung, wie der differenzlastige Diskurs das Geschlechterbild beeinflusst, wäre eine Diskursanalyse. Dazu wäre es notwendig, dem Wechsel von Differenz- und Gleichheitsperspektiven nachzuspüren, diese in gesellschaftlichen Kontexten festzumachen und nach den Gründen für das Vorherrschen oder die Zurückdrängung der Positionen zu suchen. Eine andere Herangehensweise ist die konstruktivistische Fragestellung, ob der Forschungsprozess selbst oder das Verständnis eines Konstrukts (z.B. Aggression) zum Auffinden der Geschlechterdifferenz beitragen oder sie überhaupt erst erzeugen. Genau diese methodenkritische Perspektive möchte ich in meiner Arbeit verfolgen.

Die Verschiebung des Fokus von Differenz auf Gleichheit ist auch deswegen eine weitreichende, weil sich die Differenz der Geschlechter bis heute in eine Hierarchie übersetzt, die zuungunsten der Frauen ausfällt. Die Gleichstellung der Geschlechter würde also enorm von einem Perspektivenwechsel profitieren, der Frauen (und auch Männern) neue Chancen eröffnet. Mit dieser Betonung der politischen Implikationen des Gleichheitsansatzes reihe ich mich bewusst in die Gruppe der GleichheitstheoretikerInnen ein und wende mich gegen essentialistische und grob vereinfachende Positionen. Dennoch kann es nicht darum gehen, dogmatisch eine Differenz- oder Gleichheitsperspektive zu verfolgen. Vielmehr braucht es einen Ansatz, der offen ist, Gleichheit oder Unterschiede zu finden; einen Ansatz, der vor allem empiriegeleitet vorgeht, aber die empirischen Funde auch kritisch betrachtet.

1.2 EMPIRIE UND METHODENKRITIK

Meines Erachtens ist die Frage, ob oder wie weit Männer und Frauen unterschiedlich oder gleich sind, vor allem eine empirische. Natürlich muss man dabei darauf Rücksicht nehmen, dass empirische Untersuchungen Artefakte hervorbringen können (zum Begriff des Artefakts siehe [Kap. 3.3](#)). Bei genauerer Betrachtung wird sogar sichtbar, dass es eine Fülle von möglichen Verzerrungen gibt, die Geschlechtsunterschiede vergrößern (oder auch verkleinern) können, bis hin zu dem Fall, dass sich die Unterschiede als ganzes als Artefakt erweisen. Die kritische feministische Forschung versucht, schon bestehende Ergebnisse des wissenschaftlichen *Malestreams* noch einmal zu hinterfragen. Feministische Wissenschaft bietet also einen neuen Bezugsrahmen (Fausto-Sterling 1988: 292ff). Diese Arbeit soll deshalb empiriegeleitet sein, in einer feministisch-kritischen Weise vorhandene Forschungsergebnisse hinterfragen und anhand einer konkreten Datenanalyse der Frage nachgehen, ob wiederholt reproduzierte Unterschiede einer kritischen Prüfung standhalten.

Die Bereiche, in denen psychologische oder soziale Geschlechtsunterschiede vermutet und/oder gefunden wurden, sind vielfältig. In einer wegweisenden Untersuchung haben die Psychologinnen Eleanor Maccoby und Carol Jacklin (1974) festgestellt, dass die allermeisten dieser Unterschiede unbegründet angenommen werden oder umstritten sind, weil die Summe der Forschungsergebnisse in keine eindeutige Richtung wies. Lediglich in vier Bereichen hielten sich zum damaligen Zeitpunkt die Unterschiede. Im Vergleich mit aktuelleren Übersichtsarbeiten bleiben kaum noch Bereiche übrig, die Unterschiede zwischen Mädchen/Frauen und Jungen/Männern zeigen. Die amerikanische Psychologin Janet Hyde (2005) formulierte die sogenannte *Gender Similarities Hypothesis*, dass Frauen und Männer in den meisten, allerdings nicht in allen psychologischen Bereichen gleich sind, da in einer breit angelegten Metaanalyse mehr als drei Viertel aller Geschlechtsunterschiede sehr gering ausfielen. Einer der letzten Bereiche mit mäßigen bis großen Unterschieden ist die Aggression, und hier finden sich bis heute erstaunlich konsistente Differenzen, wobei Männer als aggressiver gelten – auf den ersten Blick. Als Weiterentwicklung von Hydes Hypothese formuliere ich daher die Nullhypothese, dass auch der Geschlechtsunterschied bei Aggression ein Artefakt darstellt.

Ich hege die Vermutung, dass viele der gefundenen Unterschiede, und nicht nur jene im Bereich Aggression, sich abschwächen oder sogar auflösen, sobald man einen zweiten Blick auf die Daten bzw. auf die Untersuchung wirft. Die methodenkritische Literatur weist darauf hin, dass Untersuchungen auf jeder Ebene verzerrt sein können, vom Studiendesign bis hin zur

Datenauswertung. Es gibt tatsächlich Hinweise darauf, dass auch der Geschlechtsunterschied bei Aggression zumindest teilweise durch methodische Problematiken erklärbar wird. Zu diesen Problembereichen gehören unter anderem die Definition und Operationalisierung von Aggression, BeobachterInneneffekte, VersuchsleiterInneneffekte, die oft vernachlässigte Untersuchung von Drittvariablen oder auch die Wahl von statistischen Maßzahlen. Ich konzentriere mich dabei auf quantitative Untersuchungen, obwohl einige der genannten Kritikpunkte auch auf qualitative Studien anwendbar sind.

Für den empirischen Teil dieser Arbeit wird ein Paneldatensatz verwendet, der Daten von Schülerinnen und Schülern von der 7. bis zur 10. Schulstufe in Duisburg, Deutschland enthält. Die Daten wurden in den Jahren 2002 bis 2005 erhoben und werden freundlicherweise von Prof. Dr. Jost Reinecke (Universität Bielefeld) zur Verfügung gestellt. Der Datensatz enthält u. a. Variablen zu Kriminalität, abweichendem Verhalten, Freizeitverhalten und Gewaltbereitschaft. Besonders interessant ist die Möglichkeit, sowohl Einstellung zu Aggression zu untersuchen (z. B. Gewaltbereitschaft) als auch aggressives Verhalten selbst (z. B. Gewaltdelikte). Paneldatensätze sind vor allem auch deswegen von besonderem Interesse, weil intraindividuelle Veränderungen verfolgt werden können und weil Fragen der Kausalität wesentlich besser als mit Querschnittserhebungen untersucht werden können.

Zusammenfassend lauten meine zentralen *Fragestellungen*:

- Ist der Geschlechtsunterschied bei Aggression tatsächlich so universell und eindeutig wie angenommen?
- Falls er es nicht ist, welche Differenzierungen und Relativierungen der Geschlechterdifferenz ergeben sich bei einer detaillierteren Betrachtung?
- Welche methodenkritischen Perspektiven gibt es auf Geschlechtsunterschiede im Allgemeinen und auf Unterschiede bei Aggression im Besonderen? Wurde die Methodenkritik in bisherigen Untersuchungen ausreichend berücksichtigt?
- Welchen Nutzen bringt eine sozialkonstruktivistische Perspektive auf Geschlecht und Geschlechterdifferenz, und wo trifft sie sich mit der Methodenkritik?

- Ist möglicherweise auch der geschlechtsspezifische Unterschied bei Aggression, der sich in der Forschung bis heute gehalten hat, ein methodisches Artefakt?
- Welche Bedeutung haben die Erkenntnisse dieser Arbeit für zukünftige Forschungen auf dem Gebiet der Geschlechtsunterschiede?

Die *Nullhypothese* lautet: Es gibt keinen geschlechtsspezifischen Unterschied bei Aggression, die bisher gefundenen Unterschiede stellen methodische Artefakte dar.

Mit dieser Nullhypothese im Zusammenhang steht eine weitere Hypothese über kausale Prozesse: Der empirisch feststellbare Unterschied wird durch andere Variablen als Geschlecht bewirkt. Anstatt von einem vereinfachenden Zwei-Variablen-Modell auszugehen, das einer binären Logik folgt (Frauen und Männer sind unterschiedlich aggressiv, was erklärbar wird durch die binäre Variable Geschlecht), lautet die Annahme, dass in Wahrheit komplexe kausale Prozesse und Wechselwirkungen vorzufinden sind und dass Einflüsse der Geschlechtsvariable indirekt wirken. Gleichzeitig wird Geschlecht an sich als dichotome unhinterfragte Variable problematisiert. Ich werde auf verschiedene Konzeptionen von Geschlecht eingehen und komme letztendlich zu einer sozialkonstruktivistischen Auffassung von Geschlecht. So werden Beschränkungen herkömmlicher empirischer Sozialforschung aufgezeigt und neue Perspektiven eröffnet.

Schon an dieser Stelle soll auf die Problematiken im Zusammenhang mit dem Aggressionsbegriff hingewiesen werden. Unterschiedliche Ergebnisse lassen sich nicht nur auf unterschiedliche Operationalisierungen und Konzepte von Aggression zurückführen, sondern auch auf eine viel grundlegendere Frage. Die Philosophin Hilge Landweer (1997) argumentiert etwa, dass Frauen und Männer gleich fühlen, dass sich aber ihr Gefühlsausdruck wesentlich unterscheidet, weil unterschiedliche Geschlechternormen existieren. Die Frage, ob zwei Personen tatsächlich das gleiche Gefühl erleben, ist aus philosophischer Sicht unbeantwortbar, weil wir zum Erleben anderer Personen keinen direkten Zugang haben (Villa 2000: 191). Betrachtet man Aggression aber grundsätzlich als beschreibbar und wissenschaftlich fassbar, erhält man Antworten. Der Punkt dieses Gedankengangs ist, dass möglicherweise die Aggression von Frauen und Männern die gleiche ist, der Ausdruck aber different (siehe Mitscherlich 1987).

Zielsetzung dieser Arbeit ist es, einen Beitrag zum wissenschaftlichen Diskurs zu leisten, der die Notwendigkeit aufzeigt, vermeintlich gefestigte Forschungsergebnisse im Bereich der Geschlechtsunterschiede zu hinterfragen und einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Es soll gezeigt werden, dass immer wieder reproduzierte vermeintlich „natürliche“ Differenzen zwischen den Geschlechtern empirisch so nicht haltbar sind. Die Arbeit soll den Bedarf an komplexeren Erklärungsansätzen und die Notwendigkeit aufzeigen, auch höhere statistische Verfahren einzusetzen. Meines Wissens gibt es bisher keine Literatur zu psychologischen Geschlechtsunterschieden, die einen sozialkonstruktivistischen und einen methodenkritischen Ansatz verbindet und so einen Konnex zwischen feministischer Theorie, Soziologie und (quantitativen) Methoden schafft.

1.3 AUFBAU DER ARBEIT

Grundlegend für die Geschlechterforschung ist die Behandlung des Geschlechts aus einer theoretischen Perspektive. Im Alltag gehen wir einfach davon aus, dass es Frauen und Männer gibt, und diese „Tatsache“ bedarf keiner weiteren Erklärung. Der soziologische Blickwinkel und jener der feministischen Theorie ist aber ein anderer, ein genauerer. Eine der Grundkategorien in der Geschlechterforschung ist die Trennung von sex und gender, von biologischem und sozialem Geschlecht ([Kap. 2.1](#)). Gender beinhaltet dabei kulturelle Normen, Geschlechterrollen, das heißt Verhaltensregeln und -erwartungen und viele andere Dinge, die nicht durch die Natur „vorgegeben“ sind. Eben weil diese Regeln und Normen historisch und interkulturell so variabel sind, bedarf es einer Erklärung, warum sie sich gerade so und nicht anders ausformen. Die Sozialisationstheorie und das Konzept der Geschlechterrollen leisten genau das, sie erklären, wie durch sozial-kulturelle Prozesse Vorstellungen über Geschlecht, Verhaltensweisen und Normen weitergegeben werden ([Kap. 2.2](#)). In ähnlicher Weise beleuchtet der Konstruktivismus, insbesondere der Sozialkonstruktivismus, den Entstehungsprozess von Sachverhalten, die uns auf den ersten Blick als Tatsachen erscheinen, die aber bei näherer Betrachtung nicht mehr fixiert und unhintergebar sind, sondern mit ein Produkt von Konstruktionsprozessen ([Kap. 2.3](#)). Geschlecht kann auch als Konstrukt verstanden werden, als etwas, das nach bestimmten Regeln und aufgrund sozialer Prozesse entsteht. Der Konstruktivismus ist dabei eine Perspektive, die eine epistemologische Dimension beinhaltet: Alles, was wir wissen, ist ein Konstrukt, eine Übereinkunft oder ein Modell. Tatsachen an sich gibt es nicht. Fazit: Geschlecht ist kein Faktum, sondern ein umstrittener Gegenstand, der so oder so verstanden werden kann.

Die Debatte über die Differenz oder die Gleichheit der Geschlechter ([Kap. 2.4](#)) ist mit einem verwandten Problem befasst: Alles ist abhängig davon, wo oder wie man die Geschlechter vergleicht. Dabei stellt sich immer auch die Frage, was für Konsequenzen jede der Perspektiven mit sich zieht. Ich möchte mich hier auf den Bereich der psychologischen und sozialen Unterschiede zwischen den Geschlechtern beschränken ([Kap. 3](#)). In diesem Bereich zeigt sich, dass es kaum gesicherte Geschlechtsunterschiede gibt, auch wenn die Populärwissenschaft häufig das Gegenteil behauptet. Aggression stellt eine der wenigen Ausnahmen dar – hier werden bis heute immer wieder Unterschiede zu Tage gefördert ([Kap. 3.1](#)). Im breiten Feld der psychologischen Geschlechtsunterschiede fällt das aber kaum ins Gewicht, sodass eine aktuelle Metaanalyse zu dem Ergebnis kommt, Frauen und Männer seien über weite Strecken einander ähnlich oder gleich ([Kap. 3.2](#)). Ich verstehe dieses Ergebnis als Anlass, auch die wenigen scheinbar fundierten Unterschiede kritischer unter die Lupe zu nehmen. Wenn wir wissen, dass sich die Geschlechter in fast allen Dingen so gleichen, könnte es nicht auch sein, dass die angeblich gesicherten Unterschiede Artefakte darstellen ([Kap. 3.3](#))?

Wenn man von Aggression spricht, wird schnell deutlich, dass es Aggression als klar umrissenen Gegenstand so nicht gibt. Sie kann viele Formen annehmen, sei es in subtiler indirekter Weise, in sprachlicher Gestalt, über Körperhaltung, Gestik oder Mimik bis hin zu offenen körperlichen Gewalthandlungen. Daher ist es unerlässlich, einen Überblick über Definitionen zu geben und gleichzeitig eng verwandte Konzepte wie Aggressivität, Gewalt und Delinquenz zu betrachten ([Kap. 4.1](#)). Diese Differenzierung des Aggressionsbegriffs zeigt dann auch schon, dass Geschlechtsunterschiede unterschiedlich ausfallen oder ganz verschwinden, je nachdem, welchen Aspekt man betrachtet ([Kap. 4.2](#)). Allerdings verschwinden nicht alle Unterschiede, und einige davon (etwa bei Gewaltkriminalität) sind beeindruckend in ihrer Eindeutigkeit. Theorien über die Gründe für Aggression oder ihre Entstehung gibt es viele, von der Psychoanalyse bis hin zur Verhaltensforschung, und einige davon bieten auch Erklärungen dafür an, warum Frauen und Männer unterschiedlich aggressiv seien ([Kap. 4.3](#) und [Kap. 4.4](#)). Ein Ansatz unter vielen ist der methodenkritische Ansatz, der hier für den Bereich der Aggression gezielt zu erklären versucht, wie Unterschiede zustande kommen ([Kap. 6](#)). Nichtsdestotrotz ist es ein radikaler Ansatz, der dazu führen kann, sämtliche bisherigen Ergebnisse infrage zu stellen.

Eng verwandt mit dem Diskurs um die Geschlechterdifferenz ist der Diskurs um die Gründe der Differenz, die Anlage-Umwelt-Debatte (Exkurs, [Kap. 5](#)). Die Frage, ob ein bestimmtes

Merkmal von der Biologie oder von sozial-kulturellen Prozessen geprägt ist, erweist sich aber bald als unbrauchbar: Alle aktuellen kritischen Positionen gehen davon aus, dass Natur und Kultur ständig in Wechselwirkung stehen, und zwar so sehr, dass selbst die Trennung der Begriffe „Natur“ und „Kultur“ hinfällig erscheint. Das wiederum hat enorme Auswirkungen auf unser Verständnis von Geschlecht, denn die Trennung von sex und gender hatte vorausgesetzt, dass natürliche und kulturelle Prozesse zwei voneinander getrennte Sphären seien ([Kap. 5.1](#)). Dieser Exkurs ist insofern von Bedeutung, weil er einmal mehr unterstreicht, dass komplexe Erklärungen und Modelle notwendig sind, um Fragen zu untersuchen, die mit Geschlecht zu tun haben ([Kap. 5.2](#)). Das ist ein Grund mehr, warum wir uns von simplen binären Modellen verabschieden sollten.

Anschließend leite ich aus den vorangegangenen Überlegungen eine Sammlung von konkreten Hypothesen und Fragestellungen ab ([Kap. 7](#)), maßgeschneidert für die Sekundärdatenanalyse, die den empirischen Teil der Arbeit darstellt ([Kap. 8](#)). Nachdem die Primärerhebung und deren Begrenzungen für die Sekundärdatenanalyse vorgestellt werden, mit einem Focus auf die Geschlechtsvariable ([Kap. 8.1](#)), werden verschiedene Variablen bivariat ausgewertet ([Kap. 8.2](#), [8.3](#) und [8.4](#)). Verschiedene multivariate Modelle und eine Analyse des Längsschnitts werden berechnet ([Kap. 8.5](#) und [8.6](#)), um ein möglichst vollständiges und breites Bild über Geschlechtsunterschiede und –gleichheiten zu erhalten. Das Schlusskapitel fasst die Ergebnisse zusammen, evaluiert die Hypothesen und fasst noch einmal die wichtigsten Gründe zusammen, die für die Gleichheitsperspektive sprechen ([Kap. 9](#)).

2 GESCHLECHTERTHEORIEN

Gerade wenn man von Geschlechterdifferenz spricht und dabei Frauen Männern gegenüberstellt, läuft man Gefahr, einem gefährlichen Reduktionismus zu verfallen. Es gibt Menschen jenseits und zwischen den Begriffen Mann und Frau, männlich und weiblich, und das unabhängig davon, wie man Geschlecht versteht. Genau genommen und konsequent zu Ende gedacht fällt niemand (!) von uns exakt in eine dieser beiden Kategorien, denn eindeutige und strikt dichotome Definitionen gibt es nicht, auch nicht in der Biologie. Um also diesen Kurzschluss zu vermeiden, ist es angebracht, genauer auf Theorien über Geschlecht einzugehen.

2.1 SEX, GENDER UND ANDERE GESCHLECHTS- BEGRIFFE

Im Alltag gelten eine Reihe von Grundannahmen über das Geschlecht, oder auch Anforderungen an das Geschlecht (Garfinkel 1967: 122f, Kessler/McKenna 1978: 1ff, Hagemann-White 1984: 78, Hirschauer 1993: 9, Lindemann 1993: 34, 1997: 274), unter anderem,

- dass es zwei und nur zwei Geschlechter gebe, nur Männer und Frauen (Geschlecht sei also dichotom und damit erschöpfend),
- dass es nichts darüber hinaus gebe – eine Person ist Mann oder Frau, nichts dazwischen und schon gar nicht beides (Geschlecht sei diskret und disjunkt),
- dass es in der Natur begründet und daher unveränderlich sei,
- dass es ein Leben lang stabil sei,
- und dass jede Person zuverlässig einer der beiden Kategorien zugeordnet werden könne.

Warum ist es wichtig, diese Grundannahmen zu benennen? Weil sie unseren Alltag bestimmen, weil sie darüber hinaus in der Vergangenheit wissenschaftliche Forschung geprägt haben und das heute teilweise auch noch tun und weil sich erst durch das kritische Hinterfragen dieser Annahmen zeigt, was Geschlecht ist.

Eine erste Differenzierung des Geschlechtsbegriffs in die englischen Termini *sex* (biologisches Geschlecht) und *gender* (soziales Geschlecht) soll deutlich machen, dass diese Alltags-

annahmen unhaltbar sind.² Dahinter steht die Vorstellung, dass es einerseits das am Körper festgemachte Geschlecht gibt, zusammen mit den dazugehörigen biologischen Unterschieden (Geschlechtsmerkmale, Hormone, Körperbau, Gebärfähigkeit, etc.), andererseits soziale Rollen, Verhaltensweisen und kulturelle Vorgaben (wie z. B. den Umstand, dass Frauen Röcke tragen). Gender wird als variabel, beeinflussbar und arbiträr verstanden (Männer können auch Röcke tragen), sex als unveränderlich, a priori gegeben und fixiert (Männer können nicht gebären) (Heintz 1993).

Die Psychologinnen Suzanne Kessler und Wendy McKenna (1978: 7ff) unterscheiden verschiedene Begriffe in Bezug auf Geschlecht. Die *Geschlechtszuordnung* passiert bei der Geburt, anhand der Genitalien wird dem Neugeborenen ein Geschlecht zugewiesen (manchmal ist das nicht eindeutig möglich, dazu komme ich gleich). Die *Geschlechtsidentität* entspricht dem persönlichen Gefühl einer Person, welches Geschlecht sie sei, und ist nur zugänglich, indem man Personen direkt danach fragt. Wenn ich also sage, „Ich bin ein Mann“, bezeuge ich damit meine Geschlechtsidentität, nicht mein biologisches Geschlecht (!). *Geschlechterrollen* drücken Erwartungen aus, Verbote und Gebote, wie sich eine Person zu verhalten hat. Die *Geschlechtsrollenidentität* wiederum beschreibt das Ausmaß, wie weit sich eine konkrete Person mit Geschlechterrollen identifiziert. Der Prozess der *Geschlechtszuschreibung* findet in der sozialen Interaktion statt. Personen werden im Alltag ständig entweder als Frau oder als Mann wahrgenommen. Das verlangt auf der anderen Seite auch, dass sich jede Person als ein Geschlecht präsentiert (*Geschlechtsdarstellung*) (Lindemann 1993: 22ff). In manchen Texten werden die genannten Begriffe mit gender gleichgesetzt oder darunter subsumiert, es erscheint mir jedoch sinnvoll, die Begriffe auseinanderzuhalten, weil sie viel präziser bezeichnen, um welchen Aspekt von Geschlecht es gerade geht, vor allem deshalb, weil eine Person nicht notwendigerweise nach jeder Definition dasselbe Geschlecht hat.

Dass die alltäglichen Grundannahmen über Geschlecht nicht gültig sind, zeigen auch *Transsexuelle* (Hirschauer 1993, Lindemann 1993, 1997). Diese Menschen haben eine Geschlechtsidentität, die nicht mit ihrer Geschlechtszuordnung übereinstimmt. In den Begriffen sex und gender ausgedrückt: Es geht hier um biologische Männer, die sich als Frauen fühlen, und bio-

² Im Deutschen gibt es keine Substantive, die die Bedeutung von sex und gender angemessen wiedergeben könnten, „Geschlecht“ meint manchmal beides, manchmal eher nur sex. Die Begriffe biologisches und soziales Geschlecht sind wohl die passendsten Übersetzungen. Auch in der Literatur werden leider nicht immer einheitliche Begriffe verwendet. Wenn ich im Folgenden undifferenziert von Geschlecht spreche, meine ich damit das Geschlecht, wie es in der Alltagsvorstellung und in unreflektierter Wissenschaft gebraucht wird, und ich verwende Geschlecht auch als Sammelbegriff für alle Teilaspekte, die ich hier differenziere.

logische Frauen, die eine männliche Geschlechtsidentität haben. Biologisches und soziales Geschlecht stimmen also nicht überein.

Manche Gesellschaften (etwa die Sioux in Nordamerika) kennen mehr als zwei Geschlechter oder erlauben einen Wechsel der Geschlechtszugehörigkeit (Kessler/McKenna 1978: 21ff, Hagemann-White 1984: 79, 1988: 228f). Kulturübergreifend und historisch gesehen ist gender also sehr variabel und nicht zwangsläufig dichotom oder stabil (Maccoby 1998: 2). Das gilt auch für die Biologie. Da die Argumentation im biologischen Bereich nicht unmittelbar einsichtig ist, möchte ich genauer darauf eingehen.

Betrachtet man das biologische Geschlecht näher, so zeigt sich, dass die Annahme der Binari- tät nicht ohne weiteres aufrechtzuerhalten ist. Zwar lässt sich die Mehrheit aller Menschen ei- nem der zwei Geschlechter zuweisen, aber es gibt eine Reihe von Personen mit uneindeutigem Geschlecht, mit widersprüchlichen Geschlechtsmerkmalen: *Intersexuelle*. Et- wa eines von 2000 Kindern wird ohne eindeutiges Geschlecht geboren (Intersex Society of North America 2008a)³. Genau hier zeigen sich drei entscheidende Dinge: erstens die vermeintliche Undenkbarkeit, kein eindeutiges biologisches Geschlecht zu besitzen bzw. der so- ziale Zwang, entweder (biologisch) männlich oder weiblich zu sein, zweitens die soziale Konstruktion von biologischem Geschlecht und drittens der Irrtum, es gebe keinen biologi- schen Zwischenraum zwischen Mann und Frau. ÄrztInnen und Eltern treffen Maßnahmen, um diesen „Fehler“ zu korrigieren, (re)produzieren aber damit die Zwangsbinarität des Ge- schlechts. Die Annahme, dass es unzumutbar und sozial desaströs wäre, kein oder kein ein- deutiges biologisches Geschlecht zu besitzen, ist verbreitet, wird aber auch angefochten, an vorderster Front von der Intersexuellen-Bewegung, die darauf drängt, keine zwangsweisen geschlechtsanpassenden Operationen an intersexuellen Kindern durchzuführen (Intersex So- ciety of North America 2008b, Butler 2004: 4ff). Gleichzeitig plädiert die Bewegung aber aus pragmatischen Gründen dafür, dem Kind ein männliches oder weibliches soziales Geschlecht zu geben.⁴ „Bei aller Begeisterung für die Idee der Androgynität wäre die Verweigerung einer Geschlechtsidentität – ‚du bist weder noch, ein Zwitter‘ – eines der schlimmsten sozialen Schicksale, die jemand heute erfahren könnte. Es gibt in unserer Kultur keinen Zwischenraum zwischen den Geschlechtern“ (Hagemann-White 1984: 32). Der Punkt ist also, dass es sozial

³ Die Zahlen variieren, je nachdem, was man unter intersexuell versteht. In einem von 2000 Fällen wird eine Ex- pertin/ein Experte zurate gezogen, weil die Genitalien des Kindes atypisch sind.

⁴ Dabei ist es die Frage hochinteressant, wie über die „passende“ Geschlechtsidentität entschieden wird (Intersex Society of North America, 2008d).

nicht akzeptiert wäre, eine uneindeutige (oder eine dritte) Geschlechtsidentität zu haben. Darüber lässt sich streiten, denn gleichzeitig wird dadurch die Zwangsbinarität fortgeschrieben.

Zurück zur Differenz: Mittlerweile wird deutlich, dass auch das biologische Geschlecht nicht dichotom ist. „Da Intersexuelle buchstäblich beide Geschlechter verkörpern, schwächen sie Behauptungen über geschlechtliche Differenz“ (Fausto-Sterling 2002: 26). Nehmen wir das zur Kenntnis und fragen uns, ob es denn abgesehen von diesen „Spezialfällen“ eine Möglichkeit gibt, das Geschlecht einer Person eindeutig anhand biologischer Kriterien zu entscheiden. Die überraschende Antwort lautet: nein. Es gibt fünf verschiedene Arten, Geschlecht anhand des Körpers zu bestimmen (Hagemann-White 1984: 33f):

1. Das Chromosomengeschlecht (XX, XY oder andere Kombinationen)
2. Das Keimdrüsengeschlecht (Eierstöcke, Hoden oder Kombinationen)
3. Das morphologische Geschlecht (innere Geschlechtsorgane, äußere Geschlechtsmerkmale, geschlechtstypischer Körperbau)
4. Das Hormongeschlecht (unterschiedliche Konzentration der Geschlechtshormone)
5. geschlechtstypische Besonderheiten des Gehirns

Ein wichtiges Detail sei hier hervorgehoben: Alle Embryos sind bis zur sechsten Woche anatomisch identisch, XX- und XY-Embryos entwickeln die gleichen Gonaden (Geschlechts- oder Keimdrüsen), Wolffsche Gänge und Müllersche Gänge, aus denen sich dann erst in weiterer Folge unter dem Einfluss der unterschiedlichen Geschlechtschromosomen entweder Eierstöcke, Eileiter, Uterus und Vagina oder Hoden, Nebenhoden und Samenbläschen entwickeln. Dasselbe gilt für Klitoris und Schamlippen einerseits und Penis und Hodensack andererseits: Sie entwickeln sich aus der gleichen Grundstruktur (Fausto-Sterling 1988: 114ff).

Zusammenfassend lässt sich sagen: Es gibt auch biologisch gesehen keine eindeutige Definition des Geschlechts, das äußere morphologische Geschlecht, das in der Regel zur Bestimmung des Geschlechts herangezogen wird, ist nur eine von mehreren möglichen Definitionen (auch Hagemann-White 1988: 228).⁵ Keine der biologischen Bestimmungen ist strikt dichotom.

⁵ Auch die Gebärfähigkeit oder Zeugungsfähigkeit ist kein zuverlässiges Indiz für Geschlechtszugehörigkeit. Mädchen vor der Menarche, Frauen nach der Menopause, Männer mit Erektionsstörungen, also generell Menschen, die aus unterschiedlichsten Gründen unfruchtbar sind, alle diese Personen wären dann geschlechtslos (Hagemann-White 1988: 228f).

tom, überall zeigen sich Variationen und Geschlechtsdefinitionen können im Widerspruch zueinander stehen (z.B. kann das morphologische Geschlecht im Widerspruch zum Chromosomengeschlecht stehen). Betont werden muss aber auch, dass alle biologischen Komponenten in Beziehung zueinander stehen: Die Geschlechtschromosomen verursachen bei „normaler“ Entwicklung z.B. die Entwicklung der Keimdrüsen in Eierstöcke oder Hoden, welche wiederum die Hormonproduktion steuern. Die Natur bildet also nicht strikt zwei Kategorien, sondern eine Bandbreite von Variationen, die Einteilung in männlich und weiblich ist eine menschliche, also eine sozial-kulturelle Entscheidung (Fausto-Sterling 2002: 22, Intersex Society of North America, 2008c). Zwar lässt sich die Mehrheit der Menschen in die zwei klassischen Kategorien einteilen, aber bis zu 2 von 100 Kindern passen nicht in diese Standardkategorien (Blackless et al. 2000). Anne Fausto-Sterling meint dazu:

„Das Geschlecht eines Körpers ist einfach zu komplex. Es gibt kein Entweder-Oder. Vielmehr gibt es Schattierungen von Unterschieden. (...) Eine der Kernaussagen meines Buches ist es, dass es eine soziale Entscheidung ist, eine Person als Mann oder als Frau zu betiteln. Wir mögen wissenschaftliches Wissen verwenden, um uns die Entscheidung zu erleichtern, aber nur unsere Überzeugungen von gender – nicht Wissenschaft – können unseren sex definieren. Außerdem wirken unsere Überzeugungen von Geschlecht darauf, was für eine Art von Wissen zum Thema Geschlecht von der Wissenschaft überhaupt hervorgebracht wird.“ (Fausto-Sterling 2002: 19)

Das heißt: keine der Alltagsannahmen über Geschlecht ist haltbar, sie stellen grobe Vereinfachungen dar, die weitreichende Folgen haben. Geschlecht ist nicht dichotom und wechselseitig ausschließend (weder das biologische noch das soziale), es gibt Menschen, deren Körper, Geschlechtsidentitäten oder Geschlechtsrollenidentitäten jenseits oder zwischen den Begriffen Mann und Frau liegen, oder die beides verkörpern. Geschlecht ist nicht ausschließlich Natur, sondern hat auch eine sozial-kulturelle Komponente. Geschlecht muss nicht stabil sein, weder als Identität, noch, was den Körper betrifft (Transsexuelle streben oft Geschlechtsumwandlungen an, manche Formen der Intersexualität zeigen sich erst im Jugendalter). Und letztlich ist die Vorstellung, man könne jede Person einer von zwei Geschlechtskategorien zuordnen, Ausdruck eines sozialen Zwangs und keine Naturtatsache. Geschlecht ist das Ergebnis von Konstruktionsprozessen (siehe [Kap. 2.3](#)).

Fürs erste bleibt also festzuhalten: Geschlecht ist nicht binär.⁶ Wann immer in der Folge also von Frauen und Männern die Rede ist, muss dabei mitgedacht werden, dass damit bestimmte Personen systematisch ausgeschlossen werden, bzw. dass nicht von vornherein klar ist, wer mit diesen Begriffen gemeint ist, d. h. um welche Geschlechtsvariable es eigentlich geht. Die Alltagsannahmen über Geschlecht schreiben sich in der Wissenschaft fort. Darauf werde ich an den entsprechenden Stellen immer wieder hinweisen. Die Problematisierung der Trennung von sex und gender behandle ich zu einem späteren Zeitpunkt ([Kap. 5.1](#)).

Eine sprachliche Differenzierung zwischen den Begriffen geschlechtstypisch und geschlechtsspezifisch erscheint mir noch wichtig. Im Sinne von Degenhardt und Trautner (1979: 11, zit. nach Hagemann-White 1984: 12) meint *geschlechtstypisch* Merkmale, „die zwischen den Geschlechtern nach Auftretenshäufigkeit oder Intensität differieren, d. h. zwischen den Geschlechtern deutlich stärker variieren als innerhalb eines Geschlechts“. In diesem Sinn gibt es kaum geschlechtstypisches Verhalten, da die Variation innerhalb eines Geschlechts in der Regel größer ist als zwischen den Geschlechtern (siehe [Kap. 3.3.4](#)). Den Begriff *geschlechtsspezifisch* verwende ich im Folgenden überall dort, wo es um (vermutete) Unterschiede zwischen den Geschlechtern geht, z.B. wenn argumentiert wird, dass es je nach Geschlecht unterschiedliche Ausdrucksformen von Aggression gibt. Diese Bezeichnung ist in vielen Fällen angebrachter, weil sie nicht unterstellt, dass sich Frauen und Männer fundamental unterscheiden, und weil hier auch nicht die Konnotation von „typisch Mann“/„typisch Frau“ mitschwingt.

Nach diesem biologischen Exkurs möchte ich zwei genuin soziologische Perspektiven auf Geschlecht kurz besprechen: die Sozialisationstheorie und den Sozialkonstruktivismus.

2.2 SOZIALISATIONSTHEORIE UND GESCHLECHTER-ROLLEN

Die Sozialisationstheorie stützt sich auf das Genderkonzept. Ihr liegt der Gedanke zugrunde, dass Männer und Frauen (jenseits der Biologie) deswegen unterschiedlich sind, weil sie unterschiedliche Rollen zugewiesen bekommen, weil es ein Machtgefälle in der Gesellschaft gibt, das heißt weil wir zu Männern und Frauen werden, wie es die Philosophin und Feministin

⁶ Möglicherweise ist es sinnvoll, sowohl sex als auch gender nicht in Kategorien zu denken (männlich/weiblich/ etc.), sondern in Kontinuen (siehe Kessler/McKenna 1978: 163, Heintz 1993: 28). Wir sind es schließlich, die die Binarität erzeugen.

Simone de Beauvoir (1951) formuliert hat. In einem breiteren Sinn bezieht sich Sozialisation nicht nur auf Geschlecht, sondern generell auf den „Prozess der Entstehung und Entwicklung der Persönlichkeit in wechselseitiger Abhängigkeit von der gesellschaftlich vermittelten sozialen und materiellen Umwelt“ (Geulen/Hurrelmann 1980: 51, zit. nach Micus 2002: 94).

In den Sozialwissenschaften hat man gender lange Zeit als soziales Konstrukt aufgefasst und Geschlechtsunterschiede daher als ein Ergebnis von Sozialisation verstanden (Maccoby 1998: 3f). Damit ist mehr gemeint als nur direkte Erziehung. Sozialisation wird als eine Anzahl von Prozessen verstanden, durch die Wissen, Überzeugungen und Fähigkeiten von einer Generation an die nächste weitergegeben werden. Diese kulturellen Prozesse haben die Funktion, die heranwachsenden Individuen auf die Rollen und Erwartungen vorzubereiten, denen sie begegnen werden. Mädchen und Jungen sind daher teilweise verschiedenen Sozialisationsprozessen ausgesetzt, weil sie in verschiedene Geschlechterrollen hineinwachsen müssen. Zum Beispiel werden Jungen von den Eltern, speziell von Vätern, unter Druck gesetzt, nicht zu weinen oder Angst und Schwäche zu zeigen. Mit Mädchen wird mehr über Gefühle gesprochen. Den Eltern kommt also eine zentrale Rolle zu, aber auch anderen AkteurInnen wie LehrerInnen, religiösen FührerInnen, TrainerInnen, kulturellen Vorbildern und den Medien wie Fernsehen oder Literatur. Die gesamte Gesellschaft sozialisiert Kinder. Maccoby betont außerdem die wesentliche Rolle, die Gleichaltrige spielen.

Sozialisation beschränkt sich bei weitem nicht nur auf bewusste Erziehung, differentielle Verstärkung oder Bestrafung – diese Prozesse werden auch zusammengefasst unter dem Begriff *direkte Sozialisation*. Auch Phänomene wie die Identifikation mit gleichgeschlechtlichen Elternteilen (oder allgemein Vorbildern) oder die aktive Aneignung von Rollen und Identität können erklären, wie Kinder die kulturellen Vorgaben der Gesellschaft internalisieren. Kinder eignen sich auch selbst ihr Geschlecht an, sie sind also nicht nur das Produkt einer von außen einwirkenden Sozialisation (Hagemann-White 1988: 227). Beobachtung, Imitation und Lernen an Vorbildern wird auch bezeichnet als *indirekte Sozialisation* oder *Selbstsozialisation*. Dabei laufen viele Sozialisationsprozesse für beide Geschlechter gleich ab, nur ein Teil davon betrifft geschlechtsspezifische Normen und Erwartungen.

Sozialisation und Geschlechterrollen stehen in einem Naheverhältnis zueinander. In Sozialisationsprozessen werden Normen, Erwartungen und Regeln weitergegeben, und Rollen sind nichts anderes als ein Set von Erwartungen und Verhaltensregeln. Auf den Punkt gebracht

heißt das, Sozialisation vermittelt Geschlechterrollen. Die Perspektive der Sozialisationstheorie ist also eine rein kulturell-soziale, denn Normen, Erwartungen und Regeln entstehen immer erst in der sozialen Interaktion. Maccoby (1998: 2) wendet allerdings ein, dass die Unterschiede der Geschlechter bei der Reproduktion immer in Geschlechterrollen eingebunden werden, wenn man sich Kulturvergleiche ansieht.

Der Einfluss der Eltern auf die Geschlechterrollenentwicklung der Kinder wurde vermutlich oft überschätzt und ist wohl kaum direkt-kausal (Hagemann-White 1984: 60). Kinder werden im Alltag ständig gelobt für Verhalten, das der (Geschlechter-)Norm entspricht. Diese Prozesse sind uns oft gar nicht bewusst. Insbesondere werden Jungen für aggressives Verhalten belohnt oder wenigstens nicht sanktioniert, während bei Mädchen Aggression nicht erwünscht ist (Popp 2003: 198). Für Frauen gilt oft die Regel, dass Wut und Aggression tabu sind (Micus 2002: 244). Auch Gewalt ist ein bedeutsamer Teil der männlichen Sozialisation.

Der Ansatz der Sozialisationstheorie hat sich allerdings in der empirischen Überprüfung als zu beschränkt herausgestellt. Direkte Sozialisation alleine konnte empirisch nicht erklären, warum Frauen und Männer unterschiedlich sind (Maccoby 1998: 8f). Die Theorie wurde in den 1980ern dahingehend erweitert, dass indirekte Effekte der Sozialisation berücksichtigt wurden, und Maccoby schlägt vor, insbesondere gleichgeschlechtliche Gruppen von Kindern zu untersuchen, um herauszufinden, wie sich geschlechtsspezifische Verhaltensweisen herausbilden. Sie argumentiert, dass sich Kinder in einem sehr frühen Alter in gleichgeschlechtlichen Gruppen zusammenschließen und dort Interaktionsstile lernen, die sie ihr Leben lang prägen.

In der Sozialisationstheorie ist gender ein soziales Konstrukt, somit handelt es sich eindeutig um eine konstruktivistische Theorie. Gehen wir noch einen Schritt weiter: Wäre es vielleicht denkbar, dass man Geschlecht als ganzes konstruktivistisch sehen kann?

2.3 (SOZIAL-)KONSTRUKTIVISMUS

Grundsätzlich ist der Konstruktivismus eine kontraintuitive Perspektive. Er behauptet, dass das, was uns als gegeben erscheint, nicht unbedingt der Ausgangspunkt ist, sondern selbst ein Produkt (Villa 2000: 179). Immer wieder ist es an dieser Stelle notwendig zu betonen, dass *konstruiert* nicht mit *künstlich* übersetzt werden darf (ebd.: 181), sondern lediglich betont,

dass es einen Prozess des Entstehens gibt, dass man immer die Frage nach der Genese stellen muss, dass nichts unhinterfragt bleiben darf und dass nichts *a priori* gegeben ist (Butler 1993: 48). Dahinter steht die Idee des Radikalen Konstruktivismus, der besagt, dass es keine Wirklichkeit jenseits der Wahrnehmung, keine Wirklichkeit an sich gibt, sondern nur die Wahrnehmung selbst. Die Wirklichkeit, die wir sehen, ist somit immer konstruiert. „Die Welt ist das, was wir in ihr sehen“ (Villa 2000: 62). Sozialkonstruktivismus meint dann jenen Teilbereich, wo Wirklichkeit durch Handeln, Interaktion und Sprache hervorgebracht wird. Es stellt sich dann die Frage: Warum konstruieren wir so und nicht anders? Sind Konstrukte beliebig, oder gibt es Grenzen? Das Kriterium, an dem sich ein Konstrukt misst, ist seine Brauchbarkeit oder Funktionalität. Wir konstruieren etwas so und nicht anders, weil es auf den Gegenstand passt (ebd.: 64f).

Geschlecht konstruktivistisch zu verstehen kann Verschiedenes bedeuten. Es kann heißen, Geschlecht als etwas zu verstehen, das in der *Interaktion* hervorgebracht wird, als eine Leistung, eine Performanz oder eine Zuschreibung (je nachdem, welcher Aspekt der Interaktion betont wird und welche Terminologie von den AutorInnen benutzt wird). Dieser Ansatz hat sich unter dem Schlagwort *Doing Gender* in der Geschlechterforschung etabliert. Geschlecht kann aber auch verstanden werden als Effekt von *Diskursen*, also geformt durch Sprache und Denken, oder als besonderes *Empfinden*. Jede und jeder von uns fühlt sich als Frau oder Mann, und auch dieses Gefühl ist ein Aspekt dessen, wie Geschlecht hervorgebracht wird. Diese leibphänomenologische Perspektive wird meistens vernachlässigt (Villa 2000: 183). Die Soziologin Paula Irene Villa behandelt in ihrem Buch *Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper* (2000) alle drei Perspektiven, die handlungstheoretische, die diskurstheoretische und die leibphänomenologische. Für diese Arbeit sind es die beiden erstgenannten Ansätze, die eine tragende Rolle spielen. Die methodenkritische Perspektive steht m. E. in einem Naheverhältnis zur Diskurstheorie – Forschung ist ein sozialer Prozess, und in der Weise, wie Wissen über Geschlecht und Geschlechtergleichheit oder -differenz erzeugt wird, bringt die Wissenschaft Geschlecht hervor. Unter dem Blickwinkel der Handlungstheorie könnte man sagen: Forscherinnen und Forscher (re-)produzieren durch ihre Arbeit den Geschlechtsunterschied, und auch in der Interaktion zwischen untersuchten Personen und ForscherInnen kann der Geschlechtsunterschied entstehen oder nicht entstehen (siehe [Kap. 3.3](#)).

Die handlungstheoretische Perspektive geht bis auf den Soziologen Harold Garfinkel (1967) zurück, der die intersexuelle Agnes in einer Einzelfallstudie untersuchte. Er zeigte, dass Geschlecht in der Interaktion hervorgebracht wird, dass Geschlecht eine Leistung ist. Kessler und McKenna (1978) führten den ethnomethodologischen Ansatz von Garfinkel fort und ergänzten ihn mit eigener Empirie. Candace West und Don Zimmermann (1991) entwickelten in ihrem viel zitierten Aufsatz *Doing Gender* diese Idee weiter. Gender wird dabei nicht mehr als Ausdruck einer „natürlichen Tatsache“ verstanden, sondern im Gegenteil, erzeugt erst den Eindruck des tatsächlichen Geschlechts. Denn die Biologie ist im Alltag so gut wie nie relevant. Biologische Indizien sind nur sehr selten beobachtbar, es kommt auf die passende Darstellung eines Geschlechts an. „Gesellschaftlich legitime, für die Identität wirksame Geschlechtszugehörigkeit ist primär symbolisch, sie muß dargestellt werden. Wird sie erfolgreich dargestellt, so wird die Körperlichkeit so lange wie irgend nur möglich als dazu passend wahrgenommen“ (Hagemann-White 1988: 233). Genau das tun Transsexuelle. Sie eignen sich kulturelle Symbole des Geschlechts an, das sie sein wollen (Kleidung, Frisur, Make-up, Körperperformen, Gangart, Gestik, etc.) und schaffen es so im Idealfall, als Frau oder Mann wahrgenommen zu werden. Dabei kommt es sozusagen nur auf die Glaubwürdigkeit an – der Rest wird unterstellt. Die Studien des Soziologen Stefan Hirschauer (1993) und der Soziologin Gesa Lindemann (1993) über Transsexuelle zeigen genau diesen Prozess. In einem späteren Text, der auf ihrer Studie von 1993 fußt, beschäftigt sich Lindemann (1997) mit der Konstruktion des Geschlechts bei Transsexuellen und baut auf der These auf, dass aus der Art und Weise, in der Transsexuelle ihr Geschlecht verändern, Rückschlüsse auf den Konstruktionsprozess des Geschlechts gezogen werden können, die auch auf Nicht-Transsexuelle zutreffen. Für alle Menschen gilt, dass sie ihr Geschlecht darstellen und als ein Geschlecht wahrgenommen werden, und beide Prozesse sind soziale Prozesse.

Judith Butler (2003), die vielleicht einflussreichste feministische Theoretikerin der Gegenwart, spricht von gender als Performanz. Die Idee ist dieselbe: Gender ist nicht Ausdruck einer Identität, sondern bringt diese durch die performative Darstellung erst hervor (ebd.: 49). Butler arbeitet primär diskurstheoretisch, bezieht aber auch andere konstruktivistische Ansätze mit ein, z. B. indem sie die Zwangsverkettung von *sex*, *gender* und *desire* (Begehren) auflöst und auch den Körper dekonstruiert. Dabei beleuchtet sie Prozesse der körperlichen Einschreibung und argumentiert, dass unser Körper nur über Sprache zugänglich ist (Butler 2001). Es gibt zwar unmittelbare leibliche Erfahrung, aber sobald wir über den Körper nachdenken, über ihn sprechen oder unsere Gefühle anderen erklären wollen, kommen wir um

Sprache nicht herum. Der Körper ist damit nicht vordiskursiv, sondern auch im Diskurs verortet. Und auch unsere Gefühle sind nicht „echt“ im Sinne von unverfälscht oder unbeeinflusst. Was wir fühlen, hängt von unseren Erfahrungen, unserem Wissen, vom Diskurs über Gefühle und von Normen ab (Lindemann 1993: 196, Villa 2000: 191; Landweer 1997, Butler 1997, 2003).

Die Soziologin Carol Hagemann-White (1988: 230) plädiert für eine ganzheitliche Sichtweise auf Geschlecht. Ihre Nullhypothese ist, „dass es keine notwendige, naturhaft vorgeschriebene Zweigeschlechtlichkeit gibt, sondern nur verschiedene kulturelle Konstruktionen von Geschlecht“. Damit lassen sich sowohl Befunde vereinbaren, die nur sehr geringe Verhaltensunterschiede zwischen den Geschlechtern finden, als auch die Feststellung, dass es einen wesentlichen Unterschied mache, etwas als Frau oder als Mann zu tun: „Als Mädchen oder Frau zu leben, ist in dieser Gesellschaft von Grund auf ein anderes Dasein als das von männlichen Individuen; die Geschlechter sind so unterschiedlich, dass sie selbst dann, wenn sie scheinbar Gleiches tun, es doch verschieden erfahren und verarbeiten“ (ebd.: 231). Diese Verschiedenheit kann dann verstanden werden aus der Differenz der kulturellen Orte – eine Differenz, die von allen Menschen angeeignet und reproduziert wird. Hagemann-White versteht Geschlecht auch als etwas, das ständig neu hervorgebracht wird, sowohl durch das Handeln von einzelnen Individuen, die sich als ein Geschlecht zu erkennen geben und sich gegenseitig zuordnen, als auch durch *kulturelle Vorgaben* des symbolischen Systems. Dabei wohnt der Zweigeschlechtlichkeit ein Zwangscharakter inne: „Unabhängig von der Art, wie konkrete Eltern und Erziehungspersonen die eigene Haltung zur Geschlechterordnung definieren, erzwingt unsere Kultur eine Selbstzuordnung als Mädchen oder Junge im Unterschied zum jeweils anderen Geschlecht als Bedingung der Möglichkeit von Identität“ (ebd.: 234). Der Diskurs über Geschlecht legt also mit fest, was Geschlecht ist.

Zusammenfassend lässt sich Geschlecht (so wie grundsätzlich jeder Begriff) konstruktivistisch verstehen. In der Regel wird Geschlecht in zwei Kategorien konstruiert, weil das in vielen – aber nicht in allen – Fällen ein passendes Konstrukt ist. Deutlich wird dabei, dass Binarität eine kulturelle Ordnung ist. Das Ziel müsste also sein, in der Forschung über die nativ-deskriptive Unterscheidung von Frauen und Männern als zwei Gruppen hinauszugehen. Die sozialkonstruktivistische Perspektive ist zu verstehen als eine Theorie über Geschlecht, nicht als alleingültige alles erklärende Sichtweise. Isoliert betrachtet stößt sie an ihre Grenzen, sie setzt aber ein bewusstes Gegengewicht zum Biologismus. Für diese Arbeit ist sie insbe-

sondere deswegen von Bedeutung, weil dadurch deutlich wird, wie die Wissenschaft an der Realitätskonstruktion beteiligt ist. Geschlechterdifferenz ist eine Wahrnehmung und gleichzeitig eine Realitätskonstruktion – ob sie allerdings das adäquateste Modell darstellt, ist zu hinterfragen. Wir können somit als Möglichkeit ins Auge fassen, dass die Differenz erst durch den Prozess der wissenschaftlichen Erfassung entsteht.

2.4 DIFFERENZTHEORIEN, GLEICHHEITSTHEORIEN UND IHRE IMPLIKATIONEN

In der feministischen Theorie und Praxis ist die Debatte zwischen Gleichheits- und DifferenztheoretikerInnen ein Grundthema, das sich bis in die Anfänge des Feminismus zurückverfolgen lässt. GleichheitstheoretikerInnen gehen davon aus, dass Frauen und Männer gleich behandelt werden sollten, gleiche Rechte haben sollten und gleiche Fähigkeiten besitzen, dass also die Gleichheit im Vordergrund stehen sollte, und sehen daher auch einen gemeinsamen Weg mit Männern als sinnvoll an (Fisher 2001: 219, Hagemann-White 1988: 224, Heintz 1993). Dahinter stehen auch politische Überlegungen: „*Soziale* Gleichheit zwischen den Geschlechtern setzt voraus, dass die beiden Geschlechter im Prinzip – von *Natur* aus – gleich sind. Dies liegt als implizite Idee dem liberalen Emanzipationskonzept zugrunde“ (Heintz 1993: 20).

DifferenztheoretikerInnen wie Carol Gilligan (1982) oder Luce Irigaray (1991) betonen die grundlegende Verschiedenheit der Geschlechter und weisen darauf hin, dass Frauen andere Erfahrungen machen, andere Lebensumstände haben, in einem gewissen Sinn besonders und einzigartig sind. Die Strategie ist daher auch, einen weiblichen Gegenentwurf zur männlich geprägten Kultur zu entwickeln (Hagemann-White 1998: 224). Linda Fisher (2001) sieht die fundamentale Differenz aus einer phänomenologischen Perspektive, das heißt sie stellt die unterschiedliche Alltagserfahrung von Männern und Frauen in den Vordergrund. Fundamental soll hier heißen, dass die Geschlechterdifferenz unser Leben grundlegend strukturiert. Differenz (und Unterdrückung) als erlebte gesellschaftliche Situation ist somit auch eine wichtige Grundlage für Feminismus und etwas, das Frauen verbindet.

Die Ideen sind grundverschieden: Einmal soll Gleichstellung erreicht werden, indem Unterschiede und Stereotype ausgemerzt werden, auf der anderen Seite steht die Betonung und

Aufwertung der Differenz im Vordergrund. Beide Ansätze haben Vor- und Nachteile, ziehen wesentliche Implikationen nach sich, und es wird bereits klar, dass es immer davon abhängt, um *welche* Unterschiede es geht.

Den GleichheitstheoretikerInnen wird vorgehalten, sie würden tatsächliche Unterschiede übergehen (oder, in einer verkürzten Kritik: sie würden die Unterschiede überhaupt leugnen) und damit den entscheidenden Fehler begehen, die Situation von Frauen und Männern zu universalisieren, wo sie nicht universalisiert werden kann. Den DifferenztheoretikerInnen wird entgegnet, dass sie Gefahr laufen, den Essentialismus oder den Biologismus zu fördern. Ein wesentlicher Punkt ist die historische Tatsache, dass Diskriminierungen und Abwertung von Frauen oftmals mithilfe von angeblichen Differenzen gerechtfertigt wurden (Fisher 2001: 220ff). Die Differenz der Geschlechter übersetzt sich bis heute in eine Hierarchie und daher ist die Auflösung der Differenz (wo möglich) ein wichtiger Schritt auf dem Weg zur Gleichstellung (Wetterer 1992, zit. nach Becker-Schmidt/Knapp 2007: 81). Daher vertreten GleichheitstheoretikerInnen die Ansicht, dass es allein schon aus taktischen Gründen sinnvoll ist, die grundlegende Gleichheit der Geschlechter zu betonen (Fisher 2001: 222), auch wenn sich an mancher Stelle Unterschiede halten werden.

Auch wenn nicht zu leugnen ist, dass Frauen im Alltag andere Erfahrungen machen als Männer, begründet das noch lange keine Schlüsse über das „Wesen“ von Frauen. Die Differenzperspektive hat also in gewissen Kontexten ihre Berechtigung (etwa bei der Beschreibung sozialer Ungleichheit), muss aber dort in ihre Schranken gewiesen werden, wo die Differenz strittig und fragwürdig ist. Psychologische und soziale Geschlechtsunterschiede sind genau so ein Bereich. Weil mir die Gefahr, dem Essentialismus zu verfallen, besonders schwerwiegend erscheint (vor allem in Anbetracht des einseitigen öffentlichen Diskurses), stelle ich mich im Wesentlichen auf die Seite der GleichheitstheoretikerInnen, was ich in den abschließenden Bemerkungen ([Kap. 9.3](#)) noch einmal begründen werde.

3 PSYCHOLOGISCHE UND SOZIALE UNTERSCHIEDE ZWISCHEN DEN GESCHLECHTERN

Die Erforschung von Geschlechtsunterschieden im psychisch-sozialen Bereich zählt zu den Arbeitsschwerpunkten von PsychologInnen (Hagemann-White 1984: 9, Maccoby 1998: 8, Scheithauer 2003: 13). Neben zahlreichen Einzelbefunden existiert mittlerweile eine Reihe von Studien, die einzelne Ergebnisse zu Geschlechtsunterschieden auf einer Meta-Ebene zusammenfassen. Dazu zählen einerseits klassische Reviews und andererseits *Metaanalysen*, die eine eigene Methode darstellen. Diese quantitativen Untersuchungen weisen Vor- und Nachteile auf: Einerseits ist so ein breiter Überblick über die Forschungslandschaft möglich, andererseits werden Studien verglichen, die unterschiedliche Erhebungsinstrumente, Stichproben, Designs etc. anwenden. Voraussetzung für eine Metaanalyse ist aber, dass sich die inkludierten Einzelbefunde mit demselben Konstrukt befassen, beispielsweise Konkurrenzverhalten. Dadurch wird sichtbar, ob sich einzelne Ergebnisse replizieren lassen, außerdem lässt sich statistisch testen, ob bestimmte Eigenschaften der Studie das Ergebnis beeinflussen. Ein weiterer Vorteil besteht darin, dass möglicherweise „zufällige“ Ergebnisse aus den Primärstudien ausgeglichen werden. Zu diesem Zweck arbeiten Metaanalysen mit sogenannten Effektmaßen (näheres dazu in [Kap. 3.3.4](#)), die aus jeder Studie extrahiert werden (Hyde 2005: 582, Scheithauer 2003: 185ff).

Noch bevor die Methode der Metaanalyse entwickelt wurde (Hyde 2005: 582), haben Maccoby und Jacklin (1974) eine wegweisende und viel zitierte Untersuchung durchgeführt, die einen systematischen Überblick über die damalige Forschungslandschaft gibt. Die Autorinnen berücksichtigten etwa 1.600 Untersuchungen zu psychologischen Geschlechtsunterschieden, die zum größten Teil zwischen 1966 und 1973 erschienen waren, und inkludierten dabei schwerpunktmäßig Studien mit Kindern und Jugendlichen. Maccoby und Jacklin tendierten aufgrund der Ergebnisse zur Nullhypothese, dass keine Unterschiede zwischen den Geschlechtern bestehen, da sich in fast allen Bereichen inkonsistente Ergebnisse zeigten (für eine Diskussion der Studie von Maccoby/Jacklin siehe Hagemann-White 1984: 15ff, Fausto-Sterling 1988: 46ff, Hyde 2005: 581). Von der Vielzahl der behaupteten Geschlechtsunterschiede konnten acht widerlegt werden (darunter die Behauptungen, dass Mädchen sozialer seien als Jungen, Jungen analytischer als Mädchen, oder dass Mädchen eine geringere Leistungsmotivation hätten), sechs erwiesen sich als strittig oder ungeklärt (darunter Themen wie

Konkurrenz, Dominanz, Fürsorglichkeit, Aktivitätsgrad oder Ängstlichkeit), und es blieben lediglich vier Bereiche, in denen sich ein Unterschied zeigte, der als einigermaßen gesichert bezeichnet werden konnte: Demnach hätten Mädchen größere *sprachliche Fähigkeiten*, Jungen hätten ein besseres *räumliches Vorstellungsvermögen*, seien *begabter in Mathematik* und wären *aggressiver*.

3.1 AGGRESSION: DIE LETZTE BASTION DES UNTERSCHIEDS?

Im Bereich der Aggression fanden sich ziemlich konsistente Unterschiede, was den einzigen zuverlässigen Unterschied im Sozialverhalten darstellte, die anderen drei Bereiche fielen in das Gebiet kognitiver Fähigkeiten. Mehr als die Hälfte der Studien kam zu dem Ergebnis, dass Jungen/Männer aggressiver seien als Mädchen/Frauen, bei 40 % der Studien wurde allerdings kein Unterschied gefunden. Die Autorinnen waren so beeindruckt von diesen Ergebnissen, dass sie die Vermutung äußerten, die größere Aggression der Jungen müsse biologische Gründe haben. Darüber entbrannte eine Kontroverse mit dem Psychologen Todd Tiegler (1980), und Maccoby und Jacklin revidierten später ihre biologistische Position (1980), hielten aber weiterhin fest, dass ab einem Alter von 2,5 Jahren Jungen signifikant häufiger aggressiv seien als Mädchen (Hagemann-White 1984: 18ff). Beide Seiten gingen aber davon aus, dass der Geschlechtsunterschied unbestreitbar sei und stellten ihn nicht infrage. Janet Hyde (1984) unterzog die Ergebnisse von Maccoby und Jacklin ebenfalls einer kritischen Prüfung, führte eine Metaanalyse durch und ergänzte diese um neuere Studien. Ihre Ergebnisse bestätigten zwar, dass der Geschlechtsunterschied ziemlich reliabel ist, allerdings nicht sehr groß, daher mahnt Hyde zur Vorsicht mit Feststellungen, dass es einen etablierten Unterschied gebe. Im Durchschnitt waren die Mittelwerte von Mädchen und Jungen 0,50 Standardabweichungen voneinander entfernt ($d = 0,50$)⁷ und der Geschlechtsunterschied konnte durchschnittlich 5 % der Varianz bei Aggression erklären. Mit anderen Worten, der weitaus größere Teil der Varianz war auf Variationen innerhalb eines Geschlechts zurückzuführen, die Geschlechter glichen sich weit mehr als sie sich unterschieden.

In ähnlicher Weise wurden und werden immer wieder Geschlechtsunterschiede bei Aggression gefunden, und in der Regel zeigt sich bis heute, dass diese Unterschiede größer sind als

⁷ Die Berechnung und Bedeutung der Effektgröße d erkläre ich in Kap. 3.3.4. und Kap. 8.2.

andere psychische Unterschiede (Micus 2002: 93, Scheithauer 2003: 14) und dass Jungen/Männer aggressiver sind als Mädchen/Frauen – allerdings, und das kann gar nicht genug betont werden, zeigt sich ein wesentlich differenzierteres und komplexeres Bild, sobald man verschiedene Formen von Aggression, verschiedene Kontexte, Erhebungsmethoden und andere beeinflussende Faktoren berücksichtigt (siehe [Kap. 4](#)). Noch vor 25 Jahren waren sich fast alle AutorInnen einig, dass Aggression bei Männern jeglichen Alters stärker ausgeprägt sei als bei Frauen (Hagemann-White 1984: 18). Das Verhältnis von Geschlecht und Aggression ist heute einer der am meisten erforschten Bereiche bei Geschlechtsunterschieden (Condon et al. 2006: 92).

3.2 DIE *GENDER SIMILARITIES HYPOTHESIS* NACH HYDE

Entgegengesetzt zum öffentlichen und medialen Diskurs über die Verschiedenheit der Geschlechter vertritt Janet Hyde die sogenannte *Gender Similarities Hypothesis* (2005). Die Hypothese besagt, dass Frauen und Männer bei den meisten, wenn auch nicht bei allen psychologischen Merkmalen gleich sind. Gestützt wird Hydes Nullhypothese durch eine Metaanalyse von 46 anderen Metaanalysen über psychologische Geschlechtsunterschiede in verschiedenen Bereichen (kognitive Variablen, Kommunikation, Persönlichkeit und Sozialverhalten, psychologisches Wohlbefinden, motorische Fähigkeiten und verschiedene einzelne Konstrukte). Sie kam zu dem Ergebnis, dass die meisten der gefundenen Unterschiede nahe bei Null oder klein waren (78 %), wenige Unterschiede waren mittelmäßig (15 %) und sehr wenige waren groß oder sehr groß (7 %, Hyde 2005: 581).

Dieses Ergebnis ist umso erstaunlicher, weil sich auch in vielen Bereichen, in denen bislang eindeutige Unterschiede gefunden wurden, nur geringe oder keine Unterschiede zeigten, so z.B. bei mathematischen oder verbalen Fähigkeiten. Hyde betont aber, dass man die wenigen Bereiche nicht ignorieren darf, in denen die Unterschiede mittelmäßig oder groß sind: Dazu zählen unter anderem motorische Fähigkeiten, einige Variablen im Bereich Sexualität, tendenziell auch räumliche Wahrnehmung und verschiedene Maße der Aggression. Physische Aggression zeigt besonders zuverlässige Geschlechtsunterschiede in Richtung der Jungen

($0,40 \leq d \leq 0,60$), stärker als verbale Aggression ($0,28 \leq d \leq 0,43$).⁸ Viel diskutiert wird auch der Unterschied bei indirekter Aggression, die üblicherweise häufiger bei Mädchen festgestellt wird. Darüber hinaus sind viele Geschlechtsunterschiede stark altersabhängig oder kontextabhängig. Erwähnenswert ist eine Studie von Spencer et al. (1999), die zeigt, dass das Abschneiden bei mathematischen Aufgaben stark davon abhängt, welche Vorinformation die TeilnehmerInnen erhalten. Wurde den teilnehmenden Personen vor dem eigentlichen Test gesagt, dass in der Vergangenheit beide Geschlechter gleich gut abgeschnitten hatten, zeigte sich kein Unterschied zwischen den untersuchten Studentinnen und Studenten. Wurde vor dem Test darauf hingewiesen, dass sich bisher Geschlechtsunterschiede gezeigt hatten, so schnitten die Studentinnen schlechter ab als ihre männlichen Kollegen.

Sowohl die Kontextabhängigkeit als auch die Veränderung von Geschlechtsunterschieden im Entwicklungsverlauf entkräften das Konzept der grundlegenden psychologischen Differenz zwischen Frauen und Männern, denn die Unterschiede sind weder stabil noch einheitlich groß (Hyde 2005: 588f). Daher müssen wir eher davon ausgehen, dass Frauen und Männer bis auf wenige Ausnahmen psychologisch grundlegend gleich sind. In einem neueren Artikel geht Hyde auf Einwände anderer AutorInnen ein, kommt aber zu dem Ergebnis, dass die Gender Similarities Hypothesis nach wie vor gelte:

„The best available scientific evidence continues to support the gender similarities hypothesis, that males and females are similar on most, but not all, psychological variables.” (Hyde 2006: 642)

Schon vor Janet Hyde kamen andere AutorInnen zu dem Schluss, dass die empirische Forschung in Summe keine ausreichende Basis für die Annahme von eindeutigen psychologisch-sozialen Geschlechtsdifferenzen liefert (u. a. Maccoby/Jacklin 1974, Hagemann-White 1984). Bei einzelnen Messgrößen oder in spezifischen Kontexten finden sich des Öfteren signifikante Unterschiede, systematische Übersichten über eine größere Zahl von Studien mit anderen Operationalisierungen oder Settings kommen aber dann zu inkonsistenten Ergebnissen (Hagemann-White 1984: 43). Moffit et al. (2001: 237) geben ein Beispiel für eine andere Tendenz (die bereits auf einen methodischen Effekt hinweist). Sie erkannten, dass einzelne Indikatoren für dissoziales Verhalten nur kleine Effektgrößen für den Geschlechtsunterschied ergaben, zusammengesetzte Maße, die verschiedene Situationen oder verschiedene Altersstu-

⁸ Wie Hyde habe ich hier die Metaanalyse von Archer (2004) nicht inkludiert, da dort ziemlich breite Intervalle für d angegeben werden.

fen kombinierten und somit als reliabler gelten können, lieferten allerdings mittelmäßige Effektgrößen. Das spricht zumindest dafür, verschiedene Indikatoren zur Messung eines Konstrukts heranzuziehen.

In der Regel fallen die Unterschiede zwischen Frauen und Männern gering aus, während individuelle Unterschiede innerhalb eines Geschlechts weit größer sind (Hagemann-White 1984: 13, 44; siehe [Kap. 3.3.4](#)). Anne Fausto-Sterling (1988: 310) findet deshalb, es sei eigentlich nicht nötig, noch weitere Forschungsarbeit in die Frage kognitiver Unterschiede zu investieren.

Bemerkenswerterweise ist also Aggression auch unter Berücksichtigung aktueller Ergebnisse einer der wenigen Bereiche, in dem sich psychologisch-soziale Geschlechtsunterschiede zwischen Frauen und Männern finden, und das obwohl sich die große Mehrzahl aller vermuteten und behaupteten Unterschiede als nicht haltbar oder strittig erweist. Greift man Hydes Hypothese auf und verfolgt sie konsequent weiter, stellt sich die Frage, ob nicht auch der hartnäckige Unterschied bei Aggression ein Trugschluss ist und ob es Erklärungsansätze gibt, die zeigen können, dass der Unterschied eigentlich nicht existiert, also ein Artefakt der Forschung ist. Zuerst stelle ich eine allgemeine methodenkritische Perspektive auf Geschlechtsunterschiede dar, später gehe ich dann konkret auf Ansätze ein, die den Geschlechtsunterschied bei Aggression methodenkritisch erklären können ([Kap. 6](#)).

3.3 GESCHLECHTSUNTERSCHIEDE ALS ARTEFAKTE

Was sind Artefakte? Artefakte sind „künstlich geschaffene Tatsachen‘ oder methodenbedingte systematische Verzerrungen“ (Diekmann 2004: 518). Von besonderer Bedeutung sind dabei *self-fulfilling prophecies*, also Fälle, in denen sich Annahmen aus sich selbst heraus bestätigen.

„Falsche Erwartungen (oder Hypothesen) beeinflussen die eigene Wahrnehmung und das eigene Verhalten, die Wahrnehmungen und das Verhalten anderer und können auf diese Weise die Realität produzieren, die dann letztlich mit den (anfangs falschen) Erwartungen, Hypothesen oder Vorurteilen übereinstimmt.“ (ebd.: 518f)

Diese Effekte wurden von Rosenthal (1966) systematisch untersucht, der unter anderem herausfand, dass sie besonders in Experimenten (eine klassische Methode der Psychologie) und reaktiven Interviews auftreten.

Die Psychologin Carol Jacklin hat bereits 1981 in einem Review zehn verbreitete methodologische Probleme aufgelistet, die in der Erforschung von Geschlechtsunterschieden auftreten. Mittlerweile existiert mehr Literatur zur Methodenkritik bei Geschlechtsunterschieden (Sherman 1978, Hagemann-White 1984, Fausto-Sterling 1988, Hoyenga/Hoyenga 1993, Cohen et al. 1995, Hyde/Mezulis 2001, für einen Überblick siehe Scheithauer 2003: 106ff). Grundsätzlich können Studien auf jeder Ebene verzerrt sein, angefangen vom Design bis hin zur Auswertung (ebd.: 107). Es existiert eine Fülle von dokumentierten Möglichkeiten für Verzerrungen. Ich werde der Übersichtlichkeit halber entlang des Ablaufs eines Forschungsprozesses vorgehen, von der Idee bis hin zur Publikation.

3.3.1 VORANNAHMEN, FRAGESTELLUNGEN UND HYPOTHESEN

Bereits bei der Planung eines Forschungsprojekts kann es vorkommen, dass die Art der Fragestellung, die Ausgangshypothese oder die Auswahl der Methoden das Ergebnis der Forschung in eine bestimmte Richtung beeinflusst (Hagemann-White 1984: 10f). Mitunter sagen die Erkenntnisse einer Untersuchung mehr über die Vorurteile der ForscherInnen aus als über tatsächliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern (Fausto-Sterling 1988: 71, Hagemann-White 1984: 57).

Hyde und Mezulis (2001: 553f) sprechen von *alpha bias* und *beta bias*. Ersterer ist in der Psychologie weitverbreitet, letzterer kann mit einer feministischen Herangehensweise verbunden sein. Mit alpha bias ist die Tendenz gemeint, Geschlechtsunterschiede zu betonen und aufzubauschen, angefangen bei der Formulierung von Forschungsfragen und Hypothesen, der beta bias läuft in die Gegenrichtung und minimiert Geschlechtsunterschiede. Beide Verzerrungen sind problematisch und sollten bewusst vermieden werden.

Auch waren viele der Studien, die in der Vergangenheit als Beleg für Geschlechtsunterschiede angeführt wurden, methodologisch gar nicht dazu geeignet – die Grundannahme, dass die Geschlechter verschieden seien, wurde z.B. nur durch sehr kleine oder zufällige Unterschiede gestützt. In der psychologischen Literatur vor 1970 herrschten zwei *Vorurteile*: die Überzeu-

gung, dass Frauen als Personen geprägt sind durch ihre Aufgabe bei der Fortpflanzung, und die Erwartung, dass sich die Geschlechter in ihrem Verhalten, ihren Leistungen und Fähigkeiten unterscheiden. Dieser Unterschied wurde in der Regel als Überlegenheit des Mannes gedeutet (Hagemann-White 1984: 10ff). Erst in den frühen 70er Jahren kam es (ausgelöst durch die zweite Frauenbewegung) zu einer Trendwende: Die allgemeine wissenschaftstheoretische Erkenntnis, dass wissenschaftliche Ergebnisse immer geprägt sind durch den historisch-sozialen Kontext, in dem sie entstehen, wurde angewandt auf die Geschlechterforschung, und der Stand der Forschung wurde unter diesem Gesichtspunkt neu bewertet. Ablesen lässt sich das sehr schön z.B. an einem Vergleich der beiden Reviews von Maccoby (1966) und Maccoby und Jacklin (1974). Das erste Review fand noch Belege dafür, dass eine große Zahl von Unterschieden existiere, das zweite, das auch Ergebnisse berücksichtigte, die keinen Unterschied fanden, zeigte nur noch sehr wenige Bereiche auf, in denen die Geschlechter unterschiedlich waren. Erst seit kurzer Zeit werden Einflussfaktoren untersucht, die möglicherweise bei Frauen und Männern unterschiedlich wirken. Die Annahme, dass das Geschlecht selbst als Ursache des Verhaltens direkt-kausal die Unterschiede hervorbringt, wurde also erst in jüngerer Zeit aufgegeben. Die Vorannahmen der ForscherInnen, z.B. ihre Position im Diskurs um nature/nurture, bestimmen so das Ergebnis mit (Hoyenga/Hoyenga 1993).

Betrachtet man Studien über einen längeren Zeitraum, so zeigt sich, dass *neuere Untersuchungen* weniger Unterschiede finden als ältere (Hagemann-White 1984: 44, Hyde 1984: 731). Dieser erstaunliche Befund kann mehrere Ursachen haben, die sich nicht gegenseitig ausschließen müssen: Erstens können sich die realen gesellschaftlichen Verhältnisse in einer Weise geändert haben, die das Auftreten von Unterschieden immer weniger wahrscheinlich macht. Veränderungen der Geschlechterrollen haben in den letzten 40 Jahren bei Frauen und Männern stattgefunden (exemplarisch Crompton 2006: 264, Thornton/Freedman 1979: 841), und das könnte mit ein Grund sein, warum heute weniger geschlechtsspezifische Unterschiede gefunden werden als früher. Zweitens könnten Vorurteile unter WissenschaftlerInnen abgenommen haben, die in der Vergangenheit Designs, Ergebnisse und Interpretationen verzerrt hatten. Drittens könnten mehr Studien publiziert worden sein, die keine Geschlechtsunterschiede finden, was den *publication bias* schmälern würde (siehe auch Micus 2002: 167f, zum *publication bias* [Kap. 3.3.5](#)).

Hagemann-White (1984: 46) gelangt in ihrem schon länger zurückliegenden Überblick zu dem Eindruck, dass die deutschsprachige Literatur viel eher zur Annahme von starken und

angeborenen Geschlechtsunterschieden neigt als die englischsprachige, dass Überlegenheit von Mädchen in einem gewissen Bereich eher heruntergespielt wird und Überlegenheit von Jungen schnell in allgemeine Hypothesen und faktische Unterschiede umgewandelt wird. Sie vermutet hier innerhalb der Wissenschaft geschlechtsspezifisches Verhalten, einen ungleichen Umgang mit ähnlichen Daten – eine Vermutung, die anderswo bestätigt wurde. Eine Metaanalyse konnte zeigen, dass das Geschlecht der ForscherInnen, AutorInnen oder UntersuchungsleiterInnen in Zusammenhang steht mit den Ergebnissen (Eagly/Carli 1981, siehe auch Frodi et al. 1977, Jacklin 1981: 270, Hyde 1986).

3.3.2 FORSCHUNGSDESIGN UND OPERATIONALISIERUNG

Die Operationalisierung eines Konstrukts bzw. die Art der Erhebung kann Geschlechtsunterschiede beeinflussen. Es ist bekannt, dass Männer bei Selbstberichten eher defensiv antworten, während Frauen offener sind (Jacklin 1981: 270f). Auf der Ebene des Instruments sind Verzerrungen möglich, wenn die Fragen nicht gleich für Männer und für Frauen funktionieren, d. h. Personen mit gleicher Ausprägung der untersuchten Eigenschaft erzielen unterschiedliche Ergebnisse – man spricht dann auch von einem *gender bias* (siehe Condon et al. 2006). Noch offensichtlicher ist dieser Effekt, wenn Frauen und Männern unterschiedliche Tests vorgelegt werden – die Ergebnisse sind dann grundsätzlich nicht vergleichbar, weil die untersuchten Personen auf verschiedene Stimuli reagiert haben (Jacklin 1981: 270).

Eine typische Form des Artefakts betrifft das, was Anne Fausto-Sterling das *Athene-Syndrom* nennt. Sie meint damit die Feststellung von Unterschieden zwischen Frauen und Männern, die sich bei Untersuchungen an Erwachsenen zeigen, und aus denen geschlossen wird, dass Frauen und Männer einfach unterschiedlich sind. Man muss aber die entscheidende Frage stellen: „How did men and women get to be that way? We have to ask the developmental question“ (Fausto-Sterling 2007: 1). Erst wenn man auch Entwicklungsverläufe berücksichtigt, wird ersichtlich, ob gefundene Unterschiede von klein auf vorhanden sind oder sich erst im Laufe der Jahre herausbilden.

Ein weiterer zentraler Punkt ist die *Kontextbezogenheit* von Verhalten. Eine der Hauptthesen von Eleanor Maccoby (1998) ist daher auch, dass viele Geschlechtsunterschiede nur in bestimmten Situationen zutage treten, zum Beispiel abhängig davon, welches Geschlecht das Gegenüber bei der Interaktion hat. Sie bestätigt die Wichtigkeit, Entwicklungsverläufe zu be-

rücksichtigen: In ihrer Studie über Interaktionsstile zeigt sich, dass kleine Kinder zuerst sehr ähnlich sind und sich im Laufe des Heranwachsens in unterschiedliche Richtungen entwickeln; im Erwachsenenalter nähern sich die Geschlechter wieder aneinander an.

3.3.3 STICHPROBEN

Allein durch die Auswahl von Stichproben durch WissenschaftlerInnen können Verzerrungen auftreten (Kessler/McKenna 1978, zit. nach Hagemann-White 1988: 228). Das fängt an bei sehr augenfälligen Fehlern, wie etwa dem Ziehen von Rückschlüssen auf Frauen aus Studien, die nur an Männern durchgeführt wurden, und geht bis zur beschränkten Auswahl von Versuchspersonen (Jacklin 1981). Häufig sind Stichproben zusammengesetzt aus weißen, gut gebildeten Personen aus der Mittel- und Oberschicht (am Beispiel USA), aber geschlossen wird auf die Gesamtbevölkerung. StudentInnen werden aus praktischen Gründen oft als Versuchsgruppe herangezogen, sie repräsentieren aber nicht die Gesamtbevölkerung.

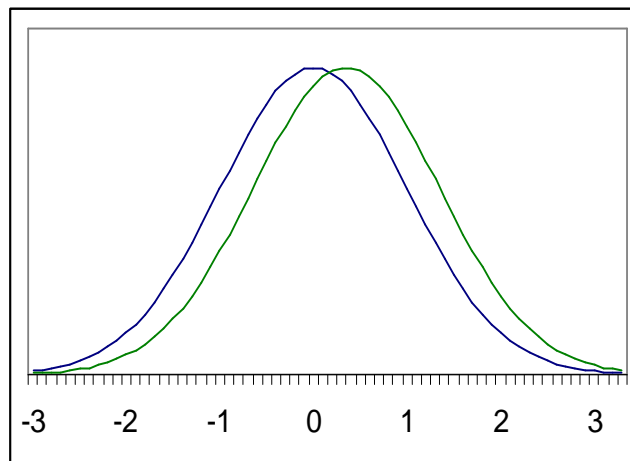
Es besteht ein grundlegender Unterschied darin, ob man Aussagen über die Gesamtpopulation oder über spezielle Populationen macht. Betrachtet man nur die extremen Fälle einer Verteilung, kommt man zu anderen Ergebnissen. Der Geschlechtsunterschied bei Depression beispielsweise ist in der US-amerikanischen Gesamtpopulation klein ($d = -0,22$), allerdings sind doppelt so viele Frauen wie Männer depressiv, wenn man nur die Absolutzahlen betrachtet (Hyde 2006). Dasselbe gilt für Subpopulationen wie GefängnisinsassInnen oder Kriminelle. Aus speziellen Populationen wie diesen Schlussfolgerungen über alle Frauen und Männer abzuleiten, ist aber unzulässig.

3.3.4 STATISTISCHE VERFAHREN, AUSWERTUNG UND INTERPRETATION DER ERGEBNISSE

Es gibt kaum Arten von Verhalten, die nur bei einem Geschlecht auftreten, in der Regel gleichen sich die Geschlechter mehr, als sie sich unterscheiden (Abb. 1) (z.B. Maccoby 1998: 5). In den meisten Fällen ist also die Verteilung eines Verhaltens bei einem Geschlecht sehr ähnlich der Verteilung beim anderen Geschlecht (Jacklin 1981: 266ff). Bei der Diskussion von Geschlechtsunterschieden werden in der Regel (signifikante) Mittelwertsdifferenzen angeführt. Entscheidend bei der Beurteilung dieser Differenzen ist aber die *Variation innerhalb eines Geschlechts* im Verhältnis zur *Variation zwischen den Geschlechtern*. Hagemann-White

stellt sogar fest: „Selbst die größten Unterschiede, die zwischen den Geschlechtern berichtet werden, sind ohne Zweifel weit geringer als die Variation innerhalb eines Geschlechts“ (Hagemann-White 1984: 13). Streuen die Werte innerhalb der männlichen oder weiblichen Gruppe sehr stark, so kommt den signifikant unterschiedlichen Mittelwerten geringere Bedeutung zu. Anders ausgedrückt: Gleichen sich die Verteilungen der beiden Gruppen stark, so rechtfertigt ein signifikanter Unterschied der Mittelwerte noch nicht die Annahme, dass sich Männer und Frauen wesentlich unterscheiden (siehe Abb. 1). In vielen älteren Forschungsberichten fehlen aber Angaben über Streuung oder Verteilung der Werte bei beiden Geschlechtern, die Aussagen stützen sich lediglich auf Mittelwertvergleiche (Hagemann-White 1984: 12f).

Abbildung 1: Normalverteilung eines Merkmals in zwei Gruppen, $d = 0,350$



Zwar lassen sich Streuungsmaße (wie die Varianz) und Lagemaße (wie Mittelwerte) nicht direkt miteinander vergleichen, allerdings existieren Maßzahlen, die beide Momente berücksichtigen und vergleichen, wie stark sich die Verteilungen von zwei Gruppen unterscheiden (Hyde 2005: 586f, Scheithauer 2003: 188ff). Diese sogenannten *Effektmaße* setzen den Unterschied der Mittelwerte in Relation zur Standardabweichung, dadurch wird die Größe des Unterschieds standardisiert und vergleichbar mit anderen Untersuchungen. Typischerweise wird bei Metaanalysen von Geschlechtsunterschieden die Maßzahl d verwendet (Hyde 2005: 582, Cohen 1988: 19ff).

$$d = \frac{M_M - M_F}{s_w}$$

Die Differenz zwischen dem Mittelwert der Männer (M_M) und dem Mittelwert der Frauen (M_F) wird in Relation gesetzt zur mittleren Standardabweichung beider Gruppen (s_w). Interpretierbar ist d dann in Standardabweichungen. Für die Daten in Abbildung 1 würde gelten: Die Mittelwerte der beiden Gruppen unterscheiden sich um 0,35 Standardabweichungen ($d = 0,350$). Problematisch an der Interpretation der Effektgrößen ist, dass es keinen Konsens darüber gibt, was als kleiner, mittlerer oder großer Unterschied zu betrachten ist. Cohen (1988: 24ff) schlägt zwar eine Einteilung vor, räumt aber gleichzeitig die Beliebigkeit so einer Einteilung ein. Auch andere AutorInnen betonen diesen Mangel, z. B. weil d Werte jenseits von 1 annehmen kann:

„There is no wisdom whatsoever in attempting to associate regions of the effect-size metric with descriptive adjectives such as ‘small’, ‘moderate’, ‘large’, and the like. Dissociated from a context of decision and comparative value, there is no inherent value to an effect size of 3.5 or .2. Depending what benefits can be achieved at what cost, an effect size of 2.0 might be ‘poor’ and one of .1 might be ‘good’.” (Glass et al. 1981: 104, zit. nach Hyde 1984: 730)

Will man die Variation einer Variable durch andere Variablen erklären, stellt sich die Frage nach der statistischen *Erklärungskraft* (siehe das Prinzip der Regression, Backhaus et al. 2006). Bei aggressivem Verhalten beispielsweise lassen sich durch Geschlecht zwischen 2,5 % und 5 % der Variation erklären (Hyde 1984, 1986; Scheithauer 2003: 24) – ein vergleichsweise bescheidener Anteil. Das Wissen um das Geschlecht einer Person verrät uns also so gut wie nichts über ihr aggressives Verhalten. Das gilt auch ganz allgemein für statistische Aussagen, solange die beiden Verteilungen nicht vollständig disjunkt sind: Aufgrund einer Maßzahl können wir keine sicheren Aussagen über das Individuum machen (nur Wahrscheinlichkeitsaussagen). Unterschiedliche Mittelwerte beispielsweise sagen uns also nicht mit absoluter Sicherheit, ob, wie stark oder in welche Richtung sich eine bestimmte Person eines Geschlechts von einer Person des anderen Geschlechts unterscheidet.

Zu *signifikanten Unterschieden* muss kritisch angemerkt werden, dass folgender Zusammenhang gilt: Je größer die Stichprobe ist, desto geringere Unterschiede von Mittelwerten sind statistisch signifikant (Hagemann-White 1984: 30f, Fausto-Sterling 1988: 49f, Schnell et al. 1999: 417). Ob diese signifikanten Differenzen auch eine reale Bedeutung haben, hängt wie schon erwähnt von Streuung und Verteilung der Daten ab, man könnte auch sagen: von der

standardisierten Größe der Differenz – genau diese Information liefern Effektmaße. Ein signifikanter Effekt ist nicht notwendigerweise ein starker Effekt.

Das Einbeziehen von *Drittvariablen* ist von besonderem Stellenwert innerhalb der Methodenkritik. Ergebnisse werden oft kausal dem Geschlecht zugerechnet, obwohl es andere Variablen gibt, die den Geschlechtsunterschied erklären können (siehe Micus 2002: 94). Nach Einschätzung von Carol Jacklin stellt das aller Wahrscheinlichkeit nach das gravierendste methodische Problem dar (eine Ansicht, die Fausto-Sterling (1988: 23) teilt):

„Probably the most pervasive problem in sex-related research is the number of variables that are confounded with sex.“ (Jacklin 1981: 271)

Beispielsweise konnte der Geschlechtsunterschied in Mathematik dadurch erklärt werden, dass Jungen in der Oberstufe mehr Mathematikurse belegten, und nur deswegen die besseren Leistungen hatten (Hagemann-White 1984: 23). Die Argumentation, Jungen wären von Natur aus mathematisch begabter als Mädchen, ist damit unhaltbar geworden. Ähnlich verhält es sich mit dem räumlichen Vorstellungsvermögen. Es gibt eine Reihe von Hinweisen darauf, dass dabei auch Lerneffekte eine Rolle spielen, dass Rollenbilder und Versuchsanordnungen zum schlechteren Abschneiden von Mädchen führen und dass z.B. das unterschiedliche Spielverhalten von Kindern die Entwicklung des Orientierungssinns beeinflusst (man denke nur daran, dass Jungen viel häufiger mit Bausteinen spielen) (Fausto-Sterling 1988: 53ff, Quaiser-Pohl/Jordan 2004). Bei etlichen Geschlechtsunterschieden lässt sich zeigen, dass sie mit Übungseffekten zu tun haben.

Generell gilt: Je mehr Variablen man berücksichtigt, die mit Geschlecht interagieren, desto geringer fällt der Anteil der Erklärungskraft aus. „Thus, paradoxically the better the sex-related research, the less useful sex is as an explanatory variable. In the best controlled sex-related research, sex may account for no variance at all. This may force researchers to stop focusing upon and trying to explain the trivially small amounts of variance accounted for by group differences, and start trying to explain the vast variance between individuals within the groups“ (Jacklin 1981: 271). Aus all dem ergibt sich der hohe Stellenwert multivariater Verfahren, auf die ich noch zurückkommen werde.

3.3.5 PUBLIKATION UND ZITATION

Einer der Hauptgründe für die möglicherweise fälschliche Annahme von Geschlechtsunterschieden ist der sogenannte *publication bias* (Jacklin 1981, Hyde 1984, Hagemann-White 1984: 10, Moffit et al. 2001: 5f, Scheithauer 2003: 200). Wenn bei einer Untersuchung kein Geschlechtsunterschied auftritt, wird das vielfach nicht berichtet, oder die Ergebnisse werden erst gar nicht getrennt nach Geschlecht angeführt bzw. das Geschlecht der Versuchspersonen wird nicht erwähnt. Signifikante Unterschiede oder große Effektstärken werden eher publiziert als nicht signifikante Unterschiede oder kleine Effektstärken. Geschlechtsunterschiede scheinen im Titel und in den Schlagwörtern auf, daher werden diese Studien häufiger gefunden und zitiert. Es ist schwierig, Ergebnisse zu veröffentlichen, die keine Unterschiede finden. So entsteht in Summe der Eindruck, Geschlechterdifferenz sei stabil und unumstritten.

3.3.6 FAZIT

Um all diesen Problematiken vorzubeugen haben Hyde und Mezulis (2001) Richtlinien für Forschungsprojekte zu Geschlechtsunterschieden aufgelistet. Neben den schon angeführten Fallstricken weisen sie darauf hin, dass Hypothesen über Unterschiede *vor* der Datenerhebung aufgestellt werden sollten. Außerdem sollten nur dann Aussagen über theoretische Modelle gemacht werden, wenn diese auch direkt getestet wurden. Insbesondere biologische Unterschiede können nur beurteilt werden, wenn auch tatsächlich entsprechende Variablen erhoben wurden.

Auf jeder Ebene wissenschaftlicher Untersuchungen gibt es also methodische Probleme, die es zu vermeiden gilt, wenn man Geschlechtsunterschiede untersucht. Ich möchte noch einmal auf das Problem bei der Messung von Geschlecht eingehen. Was messen wir eigentlich, wenn wir Geschlechtsunterschiede messen? Unterschiede zwischen biologischen Frauen und Männern? Messen wir gender? Oder Geschlechtsidentität? Diese Fragen lassen sich nicht pauschal beantworten.⁹ In einer postalischen Befragung, in der eine herkömmliche geschlossene dichotome Geschlechtsvariable eingesetzt wird, messen wir offensichtlich die Geschlechtsidentität – aber sagt uns das irgendetwas über den Hormonspiegel oder die Geschlechtschromosomen dieser Person? In einem face-to-face-Interview füllt die Interviewerin/der Interviewer oft die Geschlechtsvariable (laut Anweisung) nach dem Augenschein aus. Damit würde Geschlechts-

⁹ In der Sozialforschung wird allerdings beinahe immer gender gemessen, weil nur sehr selten biologische Daten erhoben werden.

zuschreibung erhoben. Aber was passiert in Fällen, wo sich die Interviewerin/der Interviewer nicht sicher ist? Fragt sie/er nach, wird wiederum Geschlechtsidentität gemessen. Dieses komplexe Problem, das ich hier nur anschnitten kann, sollte jedenfalls alle ForscherInnen auf dem Gebiet der Geschlechtsunterschiede dazu veranlassen, sich Gedanken darüber zu machen, welcher Aspekt von Geschlecht eigentlich erhoben wird, was damit ausgeblendet wird, und welche Aussagen über Personen man zuverlässigerweise treffen kann. Dass diese verschiedenen Konzepte von Geschlecht nicht kongruent sind und dass es kein „wahres“ Geschlecht gibt, habe ich bereits versucht zu zeigen ([Kap. 2.1](#)).

4 AGGRESSION UND GESCHLECHT: DER STAND DER FORSCHUNG

Bevor man Aussagen über den Geschlechtsunterschied bei Aggression macht, sollte man sich einen Überblick über die aktuellen Ergebnisse verschaffen. Studien zu diesem Thema gibt es unzählige, daher können hier auch nur exemplarisch einige ausgewählte Ergebnisse präsentiert werden, mit besonderem Focus auf methodenkritische Untersuchungen. Es existiert eine Fülle von Theorien aus unterschiedlichen Bereichen, die erklären wollen, warum Menschen Aggression zeigen. Ich beschränke mich auf jene, die nach aktuellem Wissen als besonders wichtig erachtet werden können. In einem zweiten Schritt gehe ich dann näher auf jene Theorien ein, die beanspruchen, den Geschlechterunterschied bei Aggression zu erklären. Einen eigenen Bereich von Erklärungen in Bezug auf das Verhältnis von Aggression und Geschlecht stellen methodenkritische Ansätze dar. Nachdem gerade diese Überlegungen für meine Arbeit relevant sind, ist ihnen ein eigenes Kapitel gewidmet. Um einen Ausgangspunkt zu haben, ist es vorab notwendig, die zentralen Begriffe dieser Arbeit zu definieren: Aggression, Aggressivität, Gewalt und Delinquenz.

4.1 DEFINITIONEN UND FORMEN VON AGGRESSION, AGGRESSIVITÄT, GEWALT UND DELINQUENZ

Definitionen und Konzeptualisierungen sind niemals wahr oder falsch, sondern einfach nur zweckmäßig oder nicht (Diekmann 2004: 140). In diesem Sinn ist es gar nicht meine Absicht, mich auf eine bestimmte Definition eines Begriffs festzulegen, es geht vorläufig nur darum, einen Eindruck davon zu bekommen, wie Aggression und damit verwandte Begriffe verstanden werden *können* oder anderswo verstanden werden.

Der Psychologe Philip Zimbardo definiert menschliche Aggression „als ein körperliches oder verbales Handeln, das mit der Absicht durchgeführt wird, zu verletzen oder zu zerstören“ (1992: 363, zit. nach Micus 2002: 20). Das ist eine von vielen möglichen Definitionen – Scheithauer (2003) zählt über 200. Gemeinsam ist vielen Definitionen von Aggression, dass sie als *absichtliches Handeln* verstanden wird (im Gegensatz zu versehentlichem), dass also eine *Schädigungsabsicht* vorliegt und dass das Opfer dieses Verhalten als *verletzend* empfin-

det (Scheithauer 2003: 17). Dabei kann sich Aggression gegen Personen oder Gegenstände richten, mitunter wird auch Autoaggression subsumiert. Zur Aggression gehören drei Bereiche: *Einstellungen* (Motivation), *Emotionen* (z.B. Ärger) und *Verhaltensweisen*.

Weil Aggression über die Zeit und über verschiedene Situationen stabil ist, wird sie auch als Persönlichkeitseigenschaft (trait) angesehen (Scheithauer 2003: 43), das bezeichnet der Begriff *Aggressivität*. Die meisten AutorInnen bestehen auf der Trennung von Aggression und Aggressivität. Letztere betont die gewohnheitsmäßige Komponente. Aggressivität wird als Verhaltensdisposition oder Charaktereigenschaft verstanden (Micus 2002: 19, Scheithauer 2003: 21).

Das Verhältnis von *Gewalt* und Aggression wird unterschiedlich konzeptualisiert. Manchmal wird Gewalt als Extremfall von Aggression verstanden (z.B. bei Zimbardo), als körperliche Aggression, andere AutorInnen trennen die Begriffe analytisch und sehen einen Überlappungsbereich. In dieser Sichtweise gibt es Bereiche von Gewalt, die nicht unter Aggression fallen, etwa strukturelle Gewalt (siehe Galtung 1975), und Aspekte von Aggression, die nicht gewalttätig sind. Eine dritte Perspektive fasst Aggression unter dem Gewaltbegriff zusammen (Micus 2002). *Personale Gewalt* wird zumeist verstanden als Verhalten, das anderen Personen körperlichen Schaden zufügt (Scheithauer 2003: 20).

Aggression kann nicht nur *destruktive*, sondern auch *konstruktive* Formen annehmen, z.B. wenn es um Zivilcourage, Streitkultur oder Durchsetzungsfähigkeit geht (Micus 2002).¹⁰ Weiters kann man unterscheiden zwischen *direkter* und *indirekter* Aggression. Direkt meint dabei, dass das Opfer unmittelbar betroffen ist, bei indirekter Aggression wird entweder ein Ersatzobjekt gewählt oder das Opfer ist nicht anwesend (z.B. bei der üblen Nachrede). *Offene* Aggression einerseits liegt vor, wenn daraus aggressives Verhalten folgt, *verdeckte* Aggression beschränkt sich auf Bereiche des Bewusstseins und des Unbewussten (z.B. Phantasien). Die offene Form kann weiter differenziert werden in *physische* und *psychische* Aggression (*verbale* Aggression wäre hier ein klassisches Beispiel).

Handlungen im Affekt, die quasi um ihrer selbst willen oder zum Abbau von Spannungen ausgeführt werden, kann man als *expressive Aggression* bezeichnen. Davon zu unterscheiden ist *instrumentelle* Aggression – hier geht es um die Erreichung eines Ziels unter Inkaufnahme

¹⁰ Darüber kann man geteilter Meinung sein. Konstruktive Aggression in diesem Sinn ist m. E. keine Aggression, weil keine Schädigungsabsicht vorliegt.

einer Schädigung – und *feindselige* Aggression, die tatsächlich eine Schädigung intendiert. Abhängig davon, in welchem sozialen Kontext Aggression stattfindet, kann man von *individueller Aggression*, *Gruppenaggression* oder *institutioneller Aggression* (z.B. Krieg) sprechen.

Scheithauer bezeichnet jene Aggressionsformen als prototypisch, die in den meisten herkömmlichen Studien berücksichtigt werden (ebd.: 119ff): direkte, offene und/oder physische Aggression. *Unprototypische Formen* sind auf der anderen Seite soziale, relationale oder indirekte Aggression. Gemeinsam ist diesen Formen, dass sie die andere Person über ihre soziale Bezugsgruppe schädigen (z. B. durch Ausschluss, Verleumdung, Manipulation oder das Verbreiten von Gerüchten). Dabei ist es wichtig zu beachten, dass diese Formen „im gleichen Maße das Potenzial besitzen, Schaden oder Leid zu verursachen“ (ebd.: 18).

Es existiert noch eine Reihe weiterer Unterscheidungen, die mir allerdings für diese Arbeit nicht zentral erscheinen. Die genannten Differenzierungen des Aggressionsbegriffs sind noch einmal in Tabelle 1 zusammengefasst (siehe Scheithauer 2003: 18ff).

Tabelle 1: Ausgewählte Dimensionen des Aggressionsbegriffs

AGGRESSION				
destruktiv		vs.		konstruktiv
direkt		vs.		indirekt
offen		vs.		verdeckt
physisch		vs.		psychisch
verbal		vs.		körperlich
expressiv	vs.	instrumentell	vs.	feindselig
individuelle Aggression	vs.	Gruppenaggression	vs.	institutionelle Aggression
sozial oder relational				

Dissoziales Verhalten meint Handlungen, die gegen sozial anerkannte Normen verstoßen, das umfasst also auch Gebiete, die nichts mit Aggression zu tun haben. Zum dissozialen Verhalten gehören unter anderem körperliche oder verbale Angriffe auf Personen, Sachbeschädigung, Diebstahl, Drogen- und Alkoholmissbrauch. Im englischsprachigen Raum wird dafür der Begriff *antisocial behavior* verwendet (siehe Moffit et al. 2001). In der Soziologie entspricht das dem Begriff der *Devianz*, womit abweichendes Verhalten bezeichnet wird (Jacobsen 2008: 40).

Delinquenz und *Kriminalität* beschreiben einen engeren, aber sehr ähnlichen Sachverhalt, nämlich das Begehen von Straftaten (ebd.: 40f). Aggression, dissoziales Verhalten, Delinquenz und Kriminalität hängen insofern zusammen, da diese Verhaltensweisen oft gemeinsam auftreten und einige Studien auch nicht zwischen diesen Konzepten differenzieren (Scheithauer 2003: 15).

4.2 ERGEBNISSE BISHERIGER STUDIEN ZU AGGRESSION, GEWALT UND GESCHLECHT

Geschlechtsunterschiede bei Aggression finden sich schon bei sehr kleinen Kindern. Bei Maccoby und Jacklin (1974) zeigt sich der Unterschied ab einem Alter von 2 bis 3 Jahren – das gilt allerdings konkret für körperlich-aggressives Verhalten und kann aufgrund des BeobachterInneneffekts ([Kap. 6.2](#)) kritisch hinterfragt werden. Ähnliche Befunde für Verhaltensstörungen mit aggressivem Inhalt zitiert Scheithauer (2003: 28), auch hier treten Unterschiede ab dem zweiten Lebensjahr auf.

Es zeigt sich immer wieder, dass besonders bei physischer Aggression der Geschlechtsunterschied größer ist als bei anderen Aggressionsarten (Hyde 1984). Das darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass es ebenso Mädchen gibt, die körperlich aggressiv sind, und zwar mit zunehmender Tendenz (Scheithauer 2003: 32, Viemerö 1992). Auch die polizeiliche Kriminalstatistik in Deutschland spiegelt die Überrepräsentation der Männer wider. Obwohl der Anteil weiblicher Tatverdächtiger ansteigt, liegt er je nach Altersgruppe bei maximal 30 % (Micus 2002: 169ff). Die einzelnen Zahlen sind tatsächlich beeindruckend hinsichtlich des männlichen Übergewichts. Für das Berichtsjahr 2000 zitiert Scheithauer (2003: 33) folgende Prozentwerte für den Anteil der Männer unter allen Tatverdächtigen in Deutschland:

- Mord- und Totschlagdelikte: 87,7 %
- Vergewaltigung, sexuelle Nötigung: 98,8 %
- Raubdelikte: 91 %
- Gefährliche, schwere/leichte Körperverletzung 87,6 % bis 86,1 %

In Übereinstimmung damit merkt Campbell (1999) an, dass sich Geschlechterunterschiede vergrößern, je schwerwiegender das Verhalten ist. Gleichzeitig überwiegen die Männer auch

als Opfer dieser Straftaten, jedoch nicht so eindeutig und nicht bei Vergewaltigung und sexueller Nötigung.

Unter den gewalttätigen delinquenten Jugendlichen stellen die Jungen die Mehrheit (Popp 2003: 196). Das gilt für StraftäterInnen, Tatverdächtige, polizeilich registrierte und angezeigte Jugendliche. Auch bei physischen Gewalthandlungen in der Schule dominieren die Jungen. Betrachtet man allerdings andere Formen von Gewalt wie psychische Gewalt, Mobbing, Ausgrenzung oder emotionale Erpressung, so sind die Mädchen in der Überzahl (ebd.: 201).

Im Allgemeinen zeigen weniger Mädchen dissoziales Verhalten als Jungen. Wenn Mädchen sich dissozial verhalten, dann seltener als dissoziale Jungen, und ihr Verhalten ist auch weniger schwerwiegend (Moffit et al. 2001). Jungen werden auch häufiger für dieses Verhalten sanktioniert. Allerdings ist der Geschlechtsunterschied bei dissozialem Verhalten nicht universell. Drei wichtige Ausnahmen sind der Missbrauch von Alkohol und Drogen, wo sich die Geschlechter ähnlich sind, die Phase der Pubertät (ca. mit 15 Jahren), wo der geringste Unterschied besteht, und Gewalt in intimen Beziehungen, wo Frauen und Männer gleich gewalttätig sind bzw. Frauen sogar noch gewalttätiger (dazu komme ich gleich). Die AutorInnen erklären die Annäherung während der Pubertät damit, dass Mädchen zu dieser Zeit einen Entwicklungsvorsprung von ca. 2 Jahren besitzen, der sich später wieder ausgleicht.

Die Geschlechter unterscheiden sich kaum bezüglich der Risikofaktoren für dissoziales Verhalten, daher gilt tendenziell, dass die Ursachen sowie die Korrelate und Konsequenzen für beide Geschlechter gelten. Die Geschlechterdifferenz beim Auftreten von dissozialem Verhalten wird folgendermaßen erklärt: Jungen sind gewissen Risikofaktoren stärker ausgesetzt (z.B. Hyperaktivität, Beeinträchtigung des neurokognitiven Status, Problemen mit Gleichaltrigen) und weisen eher Persönlichkeitsmerkmale auf, die dieses Verhalten begünstigen. Allerdings gelten dieselben Risikofaktoren für beide Geschlechter, und Moffit et al. halten die Annahme für unbegründet, dass Jungen und Mädchen unterschiedlich anfällig sind für dieselben Risikofaktoren. Das ist ein wichtiger Punkt: Es macht einen Unterschied, ob Mädchen und Jungen beispielsweise von ihren Eltern unterschiedlich hart diszipliniert werden, aber im Grunde gleich auf Disziplinierung reagieren, oder ob sie im selben Umfang diszipliniert werden und unterschiedlich sensibel darauf reagieren. Die Ergebnisse der Studie belegen den ersten Fall.

Was Gewalt betrifft sind Männer über alle Altersstufen und in allen Situationen gewalttätiger als Frauen, mit einer Ausnahme: intime Beziehungen. Moffit et al. (2001: 53ff) fanden heraus, dass in Paarbeziehungen zwischen Frauen und Männern beide Geschlechter in gleichem Ausmaß physische Gewalt anwenden (bzw. Frauen sogar mehr), dass diese weibliche Gewalt nicht auf Selbstverteidigung zurückgeführt werden kann und dass diese Daten valide sind (die Aussagen von Partnerin und Partner wurden verglichen und wiesen hohe Korrelation auf, außerdem gibt es andere Studien, die dieses Ergebnis bestätigen, siehe Leder 1997: 74). Diese Erkenntnisse müssen aber in Relation gesetzt werden zu den unterschiedlichen Konsequenzen der Gewalt in intimen Beziehungen: Männer sind für zwei Drittel aller Verletzungen und drei Viertel aller Todesfälle verantwortlich (Moffit et al. 2001: 67).

Bei verbaler Aggression liegen insgesamt inkonsistente Ergebnisse vor: Viele Studien finden keine Unterschiede, einige stellen fest, dass Männer aggressiver sind, und es gibt auch Studien, die Frauen ein höheres Maß an verbaler Aggression attestieren (Scheithauer 2003: 24). Finnische ForscherInnen fanden heraus, dass Jungen direkte Aggressionsformen bevorzugen (physische und verbale), während Mädchen typischerweise indirekte Aggression anwenden (Lagerspetz et al. 1988, siehe auch Salmivalli et al. 2000). Unter indirekter Aggression werden dabei Verhaltensweisen wie ignorieren, tratschen, Ablehnung, ausschließen oder das Verbreiten von Gerüchten verstanden. Diese Perspektive ist in den letzten Jahren als Argument dafür verwendet worden, wie die Geschlechterdifferenz zustande komme (Condon et al. 2006: 92).

Scheithauer (2003: 224f) kommt in einer Metaanalyse zu unprototypischen Formen von Aggressionen zu dem Ergebnis, dass Mädchen im Vorschulalter und in der Jugend mehr Aggression in diesem Sinn zeigen als Jungen, in der Phase dazwischen, der Schulzeit, sind die Geschlechter annähernd gleich. Der Autor schließt mit dem Fazit, dass sich das Geschlechterverhältnis zwar nicht ausgleicht, aber doch angleicht, wenn auch unprototypische Formen von Aggression miteinbezogen werden.

In reinen Jungengruppen ist direkte Konfrontation und das Streben nach Dominanz häufiger als in reinen Mädchengruppen, es gibt auch mehr Konflikte. Mädchen unter sich wählen eher einen indirekten Weg, mit Feindseligkeiten umzugehen (Maccoby 1998: 289). Die Psychologin und Kriminologin Anne Campbell (1995) fand heraus, dass Frauen Aggression primär expressiv anwenden, d. h. um aufgestaute Frustrationen oder Wut zu verarbeiten, Männer

dagegen verwenden Aggression vor allem instrumentell, um Konflikte oder Konkurrenzsituationen für sich zu entscheiden.

Bemerkenswert sind die Ergebnisse der empirischen Untersuchung, die die Pädagogin Christiane Micus (2002) durchgeführt hat. Auch wenn man den quantitativen Teil ihrer Erhebung sehr kritisch betrachten muss (es fehlen z.B. jegliche Angaben zu den Zellenhäufigkeiten), ist der qualitative Teil umso relevanter. Sie erhob bei 16 Männern und 16 Frauen das psychische Geschlecht (die Geschlechtsrollenidentität) mithilfe des Bem Sex-Role Inventory (BSRI) (Bem 1974), führte Leitfadeninterviews zum Thema Aggression durch und versuchte mithilfe der Bildassoziation Aggressionsphantasien zu messen. Einerseits überwindet dieses Design schon im Ansatz das binäre Geschlechtermodell, andererseits stellte sich heraus, dass das psychische Geschlecht im Vergleich zur üblicherweise erhobenen Geschlechtsidentität die viel informativere Variable darstellte. Das BSRI unterscheidet vier Typen von Geschlechtsrollenidentität, zusammen mit der dichotomen Geschlechtsidentität ergeben sich also acht mögliche Kombinationen: maskuline, feminine, androgyne und undifferenzierte Frauen und Männer. Beispielsweise zeigten maskuline Männer deutlich mehr nach außen gerichtete Aggression als nicht maskuline Männer – diese wiesen dafür mehr nach innen gerichtete Aggression auf (erstaunlicherweise sogar mehr als die meisten Frauen). Micus plädiert daher dafür, in Zukunft binäre Geschlechterklassifikationen zu vermeiden (die im Alltag von Frauen und Männern ohnehin schon ansatzweise überwunden werden, wie das BSRI zeigt).

Geschlechtsunterschiede bei Aggression finden sich also nach wie vor, allerdings nicht überall und nicht immer in der Richtung, dass Männer aggressiver wären als Frauen. Somit bleibt die Frage bestehen, wie diese Unterschiede zu erklären sind. Theorien darüber, warum Menschen aggressiv sind, gibt es etliche. Zunächst werde ich mich kurz mit jenen auseinandersetzen, die Aggression allgemein behandeln, und dann spezifisch auf jene eingehen, die beanspruchen, auch den Geschlechtsunterschied erklären zu können. Alle hier vorgestellten theoretischen Modelle sind selbstverständlich integrativ und nicht wechselseitig ausschließend zu verstehen.

4.3 AKTUELLE AGGRESSIONSTHEORIEN

„Die Frage, wie sich Aggression entwickelt, ist komplex; es gibt nicht bloß eine, sondern viele Ursachen, die alle in Wechselbeziehungen zueinander stehen.“

(Fausto-Sterling 1988: 216)

Die meisten Theorien über Aggression behandeln das Thema geschlechtsneutral. Christiane Micus stellt 2002 fest, dass im deutschen Sprachraum das Verhältnis von Geschlecht, realem aggressiven Verhalten und Aggressionsphantasien beinahe unerforscht ist (2002: 9). Heute ist in der Psychologie der *lerntheoretische Ansatz* nach Bandura besonders bedeutend (Kleiter 1997: 589ff). Die sozial-kognitive Erlernungs- und Steuerungstheorie der Aggression verweist darauf, dass es wohl biologische Grundlagen für Aggression gibt, dass es sich dabei aber nicht um einen Trieb handelt (wie z.B. Freud noch angenommen hatte) und dass die Ursachen für aggressives Verhalten nicht in der Biologie liegen. Nach Bandura (1983, 1989) ist Aggression daher ein Resultat von Lernprozessen, die über Modelllernen oder direkte Erfahrung funktionieren. Die meisten aggressiven Verhaltensweisen erfordern sogar intensives Lernen (z.B. Kriegsführung). Gesellschaftliche Einflüsse werden in dieser Theorie explizit berücksichtigt: Das soziale Umfeld, Erziehung, Schule, Medien und gesellschaftliche Normen im Allgemeinen haben dabei verstärkenden oder hemmenden Einfluss auf die Entwicklung von Aggression. Einen besonderen Platz bei der Förderung von Aggression nehmen Prozesse der Anonymisierung ein:

„Loslösung, Sektierung (Entsolidarisierung), Dehumanisierung und Deindividuation sind die Hauptursachen, die immer wieder Menschen dieser Welt soviel an Grausamkeit hervorbringen lassen.“ (Kleiter 1997: 605)

Die *Triebtheorien* von Sigmund Freud und Konrad Lorenz hängen insofern zusammen, als sie von Aggression als einem dem Menschen innewohnenden Trieb oder Instinkt ausgehen (Scheithauer 2003: 70f). Der Verhaltensforscher Lorenz vertrat ein Modell, das Aggression als periodische Entladung von aufgestauten aggressiven Impulsen darstellt. Aggression ist seinem Verständnis nach nicht pathologisch, sondern für den Arterhalt funktional. Freud veränderte seine Aggressionsmodelle im Zuge der Entwicklung seiner Theorien. Anfänglich verstand er Aggression als Reaktion auf frustrierte sexuelle Bedürfnisse, später revidierte er diese Auffassung und stellte in seinem zweiten Triebmodell den Aggressionstrieb als eigen-

ständigen Trieb neben den Sexualtrieb. Aggression ist aus dieser Sicht die direkte Folge dieses Triebes. Die erste Vorstellung fand auch Eingang in die sogenannte *Frustrations-Aggressions-Theorie*, nach der aggressives Verhalten immer die Folge einer Frustration sei – dieser deterministische Zusammenhang hat sich aber als nicht haltbar herausgestellt. Obwohl alle drei Ansätze heute als überholt bzw. widerlegt gelten (Kleiter 1997: 554ff), werden sie noch immer in der Fachliteratur behandelt.

Tiefenpsychologische und *psychoanalytische Theorien* haben sich seit Freud weiterentwickelt und entwicklungspsychologische Ergebnisse integriert. Allgemein wird Aggression verstanden als Abfuhr innerpsychischer Spannungen (Scheithauer 2003: 72ff). Kindliches Verhalten unterscheidet sich von Geburt an und löse bei den Eltern unterschiedliche Reaktionen aus, daher würden Jungen und Mädchen unterschiedliche Ausdrucksweisen bezüglich Aggression entwickeln. Jungen reagieren sie nach außen ab, motorisch, lautstark, Mädchen wenden sie nach innen (Depression, Angst vor Beziehungsverlust). Dabei spielt auch eine Rolle, dass Mütter gegenüber ihren Töchtern mehr Wert auf Reinlichkeit legen, kontrollierender und eindringlicher sind. Mädchen entwickeln ein strengeres Über-Ich und können mit Frustrationen besser umgehen. Auch das Aggressionstabu bei Frauen wird in der Beziehung zu den Eltern vermittelt. Jungen tragen ihre Aggression gegenüber dem Vater (der in Bezug auf die Mutterliebe als Rivale auftritt) offen aus und wachsen dadurch in die männliche Rolle. Dazu gehört die Abkehr von Eigenschaften, die weiblich konnotiert sind.

Diese Vorstellungen lassen starke Parallelen zur *Sozialisierungstheorie* erkennen. Diese hat den Vorteil, dass verschiedene Ebenen von Einflussfaktoren berücksichtigt werden können: gesellschaftliche Einflüsse, das unmittelbare soziale Umfeld und Faktoren, die in der Person selbst liegen (Noack/Wild 1999: 110f). Damit wird diese Theorie der Auffassung der multifaktoriellen Verursachung gerecht. Zu den wichtigsten Einflüssen gehören familiäre Faktoren, insbesondere autoritäre oder inkonsistente Erziehungsstile, Konflikte zwischen den Eltern, Gewalterfahrungen in der Familie und ein Mangel an zwischenmenschlicher Wärme und Zuwendung. Dem entspricht der Befund, dass Kinder besonders aggressiv sind, wenn die Mütter Strafe für erzieherisch wirksam halten und ihre Kinder häufiger schlagen (Hagemann-White 1984: 55). Auch Gleichaltrige spielen eine Rolle: Jugendliche, die devianten *Peergroups* angehören, zeigen eine höhere Gewaltbereitschaft (siehe Moffit 2001). Probleme in der Schule, mit Gleichaltrigen oder mit den Eltern können ebenfalls erklären, warum manche Jugendliche aggressiv sind. Einstellungen, die Gewalt befürworten, treten oft zusammen auf mit Delin-

quenz, Alkohol- und Rauschmittelkonsum. Der Einfluss gewalthaltiger Medien darf genauso wenig vernachlässigt werden. Dazu zählen vor allem Film, Fernsehen und Computerspiele/Videospiele. Allerdings zeigt sich hier, dass der Einfluss nicht direkt-kausaler Art ist, sondern eher verstärkend wirkt für jene Jugendlichen, die schon vorher ein erhöhtes aggressives Potential aufweisen (Noack/Wild 1999: 111f, Frindte/Obwexer 2003: 147).

Diskutiert werden auch *psychische Merkmale* und *biologische Veranlagungen*, die aggressionsfördernd wirken könnten. Zu den psychischen Risikofaktoren zählen Impulsivität, Hyperaktivität, emotionale Labilität, geringe Frustrationstoleranz, unterdurchschnittliche Intelligenz, Leistungsschwächen (indirekt über Erfahrungen in der Schule) oder geringes Selbstwertgefühl (Noack/Wild 1999: 112, siehe Moffit et al. 2001 in [Kap. 4.2](#)). Biologische Theorien werden im nächsten Kapitel ausführlich besprochen (auch deswegen, weil sie heute wieder vermehrt präsent sind (Micus 2002: 93) und weil die totale Ausblendung der Biologie genauso reduktionistisch ist wie der Biologismus).

4.4 THEORIEN ZUR ERKLÄRUNG DER GESCHLECHTERDIFFERENZ BEI AGGRESSION

Es gibt eine Reihe von biologischen Theorien, die versuchen anhand von Unterschieden in der Entwicklung und bei den Merkmalen von Frauen und Männern Erklärungen dafür zu liefern, warum Männer und Frauen unterschiedlich aggressiv sind. Einige Studien machen Aggression am *Y-Chromosom* fest, zum Beispiel anhand von straffälligen Männern mit dem Genotyp XYY (Hagemann-White 1984: 36f). Die Mehrzahl der WissenschaftlerInnen geht allerdings heute davon aus, dass der Zusammenhang mit der geringeren Intelligenz von Personen zu tun hat, die chromosomale Abweichungen aufweisen, und nicht mit genetisch bedingter Aggression (Fausto-Sterling 1988: 187). Darüber hinaus ist die Übertragbarkeit von Befunden aus speziellen Populationen wie Kriminellen oder GefängnisinsassInnen auf die Gesamtbevölkerung fragwürdig. Scheithauer (2003: 56) kommt nach einer Übersicht über genetische Theorien zu dem Schluss, dass die Vorstellung eines Interaktionsmodells zwischen Genen und Umwelt wohl der Realität am nächsten kommt, und hebt hervor, dass es sich bei Aggression um ein komplexes und heterogenes Verhaltensmuster handelt.

Sehr häufig zu finden sind auch Argumentationen, die die Bedeutung von *Hormonen* betonen. Der unterschiedliche Hormonhaushalt der Geschlechter und vor allem die höhere Konzentration von *Testosteron* bei Männern seien dafür verantwortlich, dass Männer aggressiver sind als Frauen. Dabei ist wichtig festzuhalten: Frauen und Männer haben Androgene *und* Östrogene, nur in unterschiedlichen Konzentrationen (Hagemann-White 1984: 37). Eine Übersicht über die wenigen Studien, die tatsächlich Testosteronspiegel und aggressives Verhalten bei Menschen untersuchen, kommt zu keinem eindeutigen Ergebnis (ebd.: 180ff). Und selbst wenn es gelänge, eindeutige Korrelationen aufzufinden, wäre das noch kein Beweis für die Behauptung, Hormone würden Verhalten *verursachen* (die Kausalität könnte auch in die Gegenrichtung gehen, siehe [Kap. 6.5.2](#)). Eine andere Richtung hormoneller Theorien besagt, dass die pränatalen Hormone weibliches und männliches Verhalten unterschiedlich beeinflussen, dass daher die höhere Menge an Testosteron, der männliche Embryos ausgesetzt sind, verantwortlich sei für das später höhere Level an Aggression. Fausto-Sterling (1988: 188ff) sichtet systematisch und kritisch die vorhandenen Studien und kommt zu dem Befund: Keine der Studien liefert eindeutige Beweise, die Studien widersprechen sich gegenseitig in den Ergebnissen und zu viele *Drittvariablen* wurden nicht erhoben, daher könne man nicht behaupten, es gäbe schlüssige Beweise für die Wirksamkeit pränataler Hormone.

Auch die *Gehirnmorphologie und -physiologie* ist ein Feld, das Geschlechtsunterschiede aufdeckt und bearbeitet. Allgemein lässt sich jedoch sagen, dass das Gehirn formbar ist und sich nicht deterministisch nach einem strikten Bauplan entwickelt, daher können Unterschiede auch durch unterschiedliches Lernen und durch Umwelteinflüsse zustande kommen (Scheithauer 2003: 57). Die Kausalrichtung zwischen Leistungsunterschieden und differenter Gehirnmorphologie ist also unklar.

Zwei weitere Theorien zur Erklärung der Geschlechtsunterschiede bei Aggression lassen sich der Biologie zuordnen: erstens die *Evolutionbiologie*, die argumentiert, dass die geschlechtliche Arbeitsteilung schon in den JägerInnen- und SammlerInnengesellschaften vorhanden war. Dabei war die Aggression für den Mann funktional in seiner Rolle als Jäger, während die Frauen Feuer und Kinder behüteten. Diese populärwissenschaftlich sehr weit verbreitete Theorie ist aber auch grundlegender Kritik unterzogen worden, unter anderem weil unsere frühesten Vorfahren vermutlich eher SammlerInnen und AasesserInnen waren und weil die Indizien, die dieser Theorie zugrunde liegen, so spärlich sind (Fausto-Sterling 1988: 217ff). Zweitens werden auch manchmal *Verhaltensstudien an Tieren* (hauptsächlich an Ratten und Menschen-

affen) zitiert, deren Übertragbarkeit auf menschliches Verhalten aber fragwürdig erscheint (Fausto-Sterling 1988: 208, Hagemann-White 1984: 37ff, Scheithauer 2003: 14).

Bis heute wird die vermehrte *körperliche Kraft* von Männern als möglicher Einflussfaktor betrachtet (Moffit 2001: 117, Scheithauer 2003: 64). Unklar bleibt allerdings, in welcher Weise dieser Unterschied wirksam sein sollte – als ursächliche Begründung ist er wohl kaum haltbar, es ließe sich höchstens daraus ableiten, dass Gewalt von Frauen und Männern unterschiedliche Konsequenzen hat. Bei Mädchen hat der Zeitpunkt des Einsetzens der *Menarche* einen Einfluss auf Aggression (Scheithauer 2003: 65, Moffit 2001: 46ff), und zwar in dem Sinn, dass besonders frühreife Mädchen häufiger aggressives Verhalten zeigen, was aber vor allem soziale Gründe hat.

Hagemann-White (1984: 58f) vermutet soziale Ursachen hinter der immer wieder getätigten Feststellung, dass auch schon bei kleinen Kindern Jungen aggressiver wären als Mädchen: die Norm, Kinder und vor allem Söhne müssten möglichst schnell unabhängig werden, und die Vorstellung, man müsse insbesondere Jungen schon früh den Körperkontakt und das Suchen nach Nähe abgewöhnen. Diese Form der Vernachlässigung kindlicher Bedürfnisse könnte in Aggression umschlagen. Hohe Aggressivität steht außerdem in Zusammenhang mit einer bestimmten Mutter-Kind-Interaktion, die geprägt ist durch Gewalt, Bestrafung und mangelnde Körpernähe, wobei die Autorin eher einen wechselseitigen Zusammenhang vermutet (in dem Sinn, dass Kinder, die aggressiv sind, auch weniger Körpernähe bekommen, weil sie seltener dadurch zu beruhigen sind) als eine Ursache-Wirkungs-Beziehung. Diese Interaktionsformen kommen bei männlichen Kindern häufiger vor. Sowohl die von Maccoby und Jacklin (1974) gesichteten Ergebnisse als auch jene von Newson und Newson (1976) belegen, dass Jungen zuhause eindeutig häufiger geschlagen werden als Mädchen. Das Erleben von häuslicher Gewalt hat unterschiedliche Auswirkungen auf Jungen und Mädchen, wobei einige Jungen die erfahrene Gewalt verarbeiten, indem sie sich selbst gegenüber anderen Kindern aggressiv verhalten, während ein Teil der Mädchen durch dieselbe Erfahrung eingeschüchtert wird (Hagemann-White 1981, zit. nach Hagemann-White 1984: 58).

Auch bei sehr jungen Kindern können also *Sozialisierungseffekte* auftreten. Beispielsweise werden Jungen häufiger körperlich bestraft, zu grobmotorischem Verhalten ermutigt und auch strenger nach Geschlechterrollen erzogen (Maccoby/Jacklin 1974, zit. nach Hagemann-White 1984: 58). Rein kognitiv gesehen lässt sich auch feststellen, dass Jungen eine positivere Ein-

stellung gegenüber Aggression und weniger Schuldgefühle bei aggressivem Verhalten haben (Scheithauer 2003: 78). *Geschlechterrollen* liefern einen weiteren möglichen Erklärungsansatz für den Geschlechtsunterschied: Jungen/Männer werden zu Aggression ermutigt oder sie wird eher toleriert, bei Mädchen/Frauen wird dasselbe Verhalten als negativ bewertet (ebd.: 87f, Tieger 1980, Popp 2003: 198, Micus 2002: 244). Aggressives Verhalten bei Frauen wird eher als Normverletzung wahrgenommen. Das führt sogar dazu, dass aggressives Verhalten ein Teil der männlichen Geschlechtsrolle wird (siehe [Kap. 6.3](#)). Eine interessante Ergänzung kommt aus der Untersuchung von Nunn und Thomas (1999). Sie untersuchten das Selbstwertgefühl und entdeckten, dass Personen mit niedrigem Selbstwertgefühl ihre Aggression gemäß den Geschlechterrollen ausdrückten (Männer stärker als Frauen), während sich bei Personen mit hohem Selbstwertgefühl kein Unterschied zwischen den Geschlechtern fand. Ein Teil dieser unterschiedlichen Bewertungsprozesse bezieht sich auch auf die Zielperson: Aggression gegenüber Frauen wird negativer bewertet als Aggression gegenüber Männern (Scheithauer 2003: 88f). Erklärbar wird das auch durch die soziale Norm, dass sich Männer gegenüber Frauen nicht aggressiv Verhalten sollten (siehe auch Micus 2002: 171). Aggressionen gegenüber gleichgeschlechtlichen Personen sind eher akzeptiert.

Abgesehen davon, dass Jungen und Mädchen unterschiedliche Spielsachen angeboten bekommen, ist auch das Interaktionsverhalten der Eltern unterschiedlich (Micus 2002: 95ff). Väter spielen mit ihren Kindern komplexer, innovativer, aber auch aggressiver als Mütter. Bestrafung ist ebenso geschlechtsspezifisch: Jungen werden härter bestraft und eher physisch, Mädchen werden eher mit psychischen Mitteln wie Liebesentzug sanktioniert. Während Jungen öfter die Möglichkeit erhalten, ihr aggressives Fehlverhalten wiedergutzumachen, bleiben Mädchen häufiger mit ihren Schuldgefühlen zurück. Im schulischen Kontext ist bekannt, dass LehrerInnen häufiger Aggression bei Jungen kritisieren – dadurch bekommen die Jungen aber auch mehr Aufmerksamkeit.

Hagemann-White (1984: 45) gibt zu bedenken, dass die Geschlechtsunterschiede beim Sozialverhalten, an erster Stelle bei Aggression, parallel verlaufen zur *hierarchischen Aufteilung von Gewalt und Herrschaft* zwischen Frauen und Männern. In einer Gesellschaft, die öffentliche wie private Gewalt vor allem Männern zubilligt bzw. in der Gewalt vor allem von Männern ausgeübt wird, werden auch kulturelle Normen entsprechend unterschiedlich gelernt. Der Unterschied bei Aggression wäre also Ausdruck einer *patriarchalen* gewalttätigen Gesellschaftsordnung, die weitergegeben wird, beispielsweise durch differentielle Lernprozesse in

gewalttätigen Familien. Passend dazu stellt der Männerforscher Robert Connell (1999) fest, dass Aggression und Gewalt ein Mittel für eine privilegierte Gruppe darstellt, die eigene Vorherrschaft abzusichern, oder auch ein Mittel zur Demonstration von Maskulinität und Autorität. Micus (2002: 241) gibt in ähnlicher Weise zu bedenken, dass Frauen im Durchschnitt noch immer gesellschaftlich niedrigere Positionen besetzen. In ihrer Erhebung zeigte sich, dass es Frauen und Männern schwer fällt, Aggressionen gegenüber Personen mit höherem Status auszudrücken. Die angebliche weibliche Friedfertigkeit wäre dann erklärbar aus der zumeist niedrigeren Machtposition.

Margarete Mitscherlichs These der friedfertigen Frau (1987) erweist sich also als Mythos. Dennoch liefert die Psychoanalytikerin Mitscherlich einen entscheidenden Beitrag zur Diskussion um weibliche Aggression, denn sie geht davon aus, dass beide Geschlechter von Geburt an aggressive Potentiale aufweisen, dass sie allerdings unterschiedlich damit umgehen und andere Ausdrucksformen wählen. Diese Hypothese wird vielerorts bestätigt. Mädchen äußern ihre Aggression anders als Jungen, zum Beispiel indem sie Verbote von Erwachsenen gegenüber Gleichaltrigen vertreten. Aggression wird von Mädchen auch länger zurückgehalten (Hagemann-White 1984: 95). In diesen Bereich fällt auch die oft geäußerte These, dass Mädchen und Frauen aggressive Tendenzen eher internalisieren, was zu Depressionen und anderen Störungen führt. Scheithauer (2003: 32) weist allerdings diese Aussage in ihrer pauschalisierenden Form als nicht haltbar zurück.

5 EXKURS: ANLAGE ODER UMWELT?

Hinter der Frage, ob Frauen und Männer gleich oder verschieden sind, steht oft eine zweite Frage: ob Differenzen, wenn sie auftauchen, biologisch oder sozial begründet sind. Wie die Debatte um Geschlechtsunterschiede ist auch die Diskussion darum, wo die Gründe dafür zu suchen sind, eine traditionsreiche. Im englischsprachigen Raum wird dieser Diskurs unter den Schlagworten *nature or nurture* geführt, im deutschsprachigen Raum ist es die Anlage-Umwelt-Debatte. Die extremsten Positionen beziehen dabei auf der einen Seite die VertreterInnen des Biologismus (einer Sichtweise, die ausschließlich biologische Gründe berücksichtigt) und auf der anderen Seite die VerfechterInnen des Umweltdeterminismus (die nur kulturelle, soziale, also nicht-biologische Gründe akzeptieren). Dabei wird oftmals die Frage aufgeworfen, welcher Teil menschlichen Verhaltens denn nun biologisch bedingt oder umweltbedingt sei – eine Frage, die in der Form unbeantwortbar ist, so Fausto-Sterling (1988: 21f, siehe auch Maccoby 1998: 89). Ihrer Position zufolge lassen sich beide Einflussbereiche gar nicht voneinander trennen, sondern stehen in ständiger Interaktion miteinander: „Die biologischen Gegebenheiten können in der einen oder anderen Weise das Verhalten bedingen, aber das Verhalten kann seinerseits die eigene Physis verändern“ (ebd.: 24, siehe auch Fausto-Sterling 2005, Quaiser-Pohl/Jordan 2007). Andere AutorInnen versuchen dennoch, die Beiträge zu quantifizieren. Konkret fanden verschiedene verhaltensgenetische Studien mit Zwillingen und Adoptivkindern, dass sowohl Umwelteffekte als auch genetische Effekte einen Einfluss hatten, dass es Wechselwirkungen gab, und der jeweilige Anteil lag bei ca. 40 % bis 50 % (Scheithauer 2003: 55).

Etlliche andere AutorInnen stimmen mit Fausto-Sterling überein, dass es aufgrund unseres Wissens über komplexe Zusammenhänge schlicht keinen Sinn mehr mache, die Anlage-Umwelt-Debatte oder die Trennung Natur/Kultur in der bisherigen Form weiterzuführen (u. a. Bilden 2003, Villa 2000: 55ff). Dabei muss die Vorstellung aufgegeben werden, es gäbe Letztursachen, stattdessen wird die Notwendigkeit deutlich, komplexere Erklärungsmodelle anzuwenden (Fausto-Sterling 1988: 309f).

Darüber hinaus sitzt die Anlage-Umwelt-Debatte einem Irrtum auf, der auf einer Verkürzung beruht: Biologisch wird oftmals mit genetisch gleichgesetzt, genetisch mit unveränderlich oder deterministisch (Scheithauer 2003: 106f). Die Anthropologie sieht als gesichert an, dass menschliches Verhalten eine große Plastizität aufweist und nicht „durch vorgegebene biologi-

sche Koppelungen gesteuert ist“ (Hagemann-White 1984: 31). Sprache, Intelligenz, Kultur und gesellschaftliche Verhältnisse vermitteln zwischen Umwelt und menschlichem Handeln, sodass auch Vergleiche mit dem Tierreich eine sehr begrenzte Beweiskraft haben. Unsere Gene bestimmen nicht allein darüber, wie wir uns entwickeln (Fausto-Sterling 1988: 95). Auf der Gegenseite ist die Sachlage ähnlich: Nicht alle sozial-kulturellen Faktoren sind variabel, manche ziehen sich quer durch die Geschichte und durch fast alle Kulturen, z. B. die hierarchische Ordnung zwischen den Geschlechtern (Dux 1997). Falsch ist auch die Vorstellung von linear-kausalen Erklärungen. Zusammenhänge bei menschlichem Verhalten sind in der Regel hochkomplex und nicht monokausal zu erklären (Fausto-Sterling 1988: 111f). Genauso wenig haltbar wie Biologismen, die immer wieder von feministischer Seite angegriffen werden, sind daher umwelt-deterministische Positionen, wobei unter Umwelt sehr heterogene Einflussfaktoren verstanden werden können, die von pränatalen Bedingungen über direkte Sozialisation bis zu unbewussten Prägungen reichen. Daraus kann man vor allem eine wichtige Erkenntnis ziehen: Keine der gängigen Theorien über die Entwicklung des Geschlechts kann allein die komplexen Wechselwirkungen erklären, die evident sind. Daher sind diese Theorien nicht als sich wechselseitig ausschließend zu verstehen, sondern als sich ergänzend. Dabei geht es auch um die Frage, ob die Geschlechtsidentität primär ansozialisiert sei oder primär mit biologischen Faktoren zusammenhänge (Fausto-Sterling 1988: 125ff). Das ist eine eigene, viel diskutierte Debatte, auf die ich hier nicht näher eingehen kann.

5.1 JENSEITS VON SEX UND GENDER

Die Infragestellung der Dichotomie Natur und Kultur bringt auch die Konzepte von *sex* und *gender* ins Wanken. Obwohl diese Termini zu den Grundbegriffen der Geschlechterforschung gehören, ist auch diese Dichotomie mittlerweile (und zu Recht) umstritten. Während der zweiten Frauenbewegung in den 1970ern ging man davon aus, dass *sex* und *gender* getrennt voneinander zu verstehen seien und *gender* auch viele Geschlechtsunterschiede erklären könne. Man nahm an, „dass soziale Institutionen Geschlechterungleichheit aufrechterhalten und die meisten Unterschiede zwischen Männern und Frauen produzieren. Feministinnen argumentierten, dass, obwohl die Körper von Männern und Frauen verschiedenen reproduktiven Funktionen dienen, damit nur wenige andere Geschlechtsunterschiede einhergehen, die nicht durch die Sozialisation beeinflussbar sind“ (Fausto-Sterling 2002: 20).

Hagemann-White argumentiert, dass Sozialisationstheorien immer noch auf biologischen Grundannahmen aufgebaut haben, denn die Unterscheidung in ein biologisches und ein soziales Geschlecht unterstellt genau jene Grundannahme, die man gerade widerlegen wollte: Der wichtige Punkt der analytischen Differenzierung war, dass gender im Gegensatz zu sex verändert werden konnte. Die Biologie wurde also in jenen Bereich verbannt, der den Titel „sex“ trug. Genau diese Abgrenzung aber ist problematisch, denn sie verweist die Unveränderbarkeit des Geschlechts einfach in den Bereich der Natur (Hagemann-White 1988: 230), anstatt anzuerkennen, dass auch biologische Prozesse Umwelteinflüssen unterliegen und daher eine strenge Trennung von sex und gender entlang der Grenze Natur/Kultur gar nicht möglich ist (oder jedenfalls wieder eine grobe Vereinfachung darstellt).

Dementsprechend ist auch diese Dichotomie nicht haltbar. Es liegt also die Vermutung nahe, dass sämtliche Dichotomien, die hier zur Diskussion stehen – Mann/Frau, maskulin/feminin, nature/nurture, Natur/Kultur – nur grobe Vereinfachungen sind, die sich schnell als unangemessen herausstellen. *Kontinuen* erscheinen überall angebrachter als Kategorien (siehe Fußnote 6). Das Bem Sex-Role Inventory (Bem 1974) ist ein passendes Beispiel dafür, denn es erweitert die Dichotomie nicht nur auf ein Kontinuum, sondern sogar auf einen zwei- oder dreidimensionalen Raum. Eine Achse dieses Raumes ist die Ausprägung der maskulinen Geschlechtsrollenidentität, die zweite Achse stellt die Ausprägung der femininen Geschlechtsrollenidentität dar, die dritte Achse könnte dann z.B. Geschlechtsidentität sein (siehe [Kap. 4.2](#)).

Heute wird also zunehmend infrage gestellt, dass Natur von Kultur trennbar sei oder sex von gender. Das hat auch mit der sozialen Komponente des sogenannten biologischen Geschlechts zu tun: „Die sogenannte natürliche Differenz zwischen den Geschlechtern ist ebenso ein kulturelles Produkt wie das soziale Geschlecht“ (Heintz 1993: 18). Der Körper wird nicht länger als jenseits der Kultur verstanden. Zwei prominente Vertreterinnen dieser Perspektive sind Judith Butler (2003) und Donna Haraway (1991). Auch historisch gesehen ist der Körper nicht immer so gesehen worden, wie wir ihn heute sehen (Laqueur 1992). Die Historikerin und Soziologin Barbara Duden meint dazu:

„In außerordentlich verschiedener Weise kann Kultur Geschlechtlichkeit an Körperlichkeit binden und Körperlichkeit als Zeichen für den Unterschied von Mann und Frau interpretieren. Kein morphologisches Element und auch kein Vorgang wie Samenerguss oder die monatliche Blutung sind immer und überall geschlechtseigentlich verstanden worden. Erst wenn

solche Momente durch das kulturbestimmte Auge erfasst werden, werden sie zu Geschlechtscharakteristika. Das Geschlecht liegt im Auge des Betrachters.“ (1987: 138, zit. nach Heintz 1993)

Eben weil jedem Aspekt von Geschlecht sozial-kulturelle Prozesse zugrunde liegen, sprechen Kessler und McKenna (1978: 7) nur mehr von gender, nicht mehr von sex. Villa (2000: 55ff) gibt eine Antwort auf die Frage, was wir finden, wenn wir die strikte Trennung von sex und gender hinter uns lassen: einen sozialkonstruktivistischen Zugang zu Geschlecht. Andererseits gibt es auch Hinweise darauf, dass biologische Faktoren gender beeinflussen, z.B. die Geschlechtsidentität (Reiner/Gearhart 2004).

5.2 EIN PLÄDOYER FÜR KOMPLEXE MODELLE

Als Antwort auf biologistische Positionen oder auf Argumentationen, die menschliches Verhalten als von Genen gesteuert betrachten, möchte ich Anne Fausto-Sterling zitieren. Sie kommt zu dem Schluss, dass „eine ‚rein biologische‘ Erklärung für etwas so Komplexes und Unvorhersagbares wie das menschliche Verhalten dieser Aufgabe naturgemäß nicht gerecht werden könnte“ und hebt drei Einflüsse bei der Herausbildung komplexer Merkmale hervor: „genetische Steuerungsinformationen, Einwirkung durch die Umwelt und zufällige Abweichungen in der Entwicklung. *Mit anderen Worten, von einer genetisch bedingten Begabung für Mathematik oder Musik oder von einer biologischen Tendenz zu aggressivem Verhalten zu sprechen, verunklart die Dinge, statt sie zu erhellen*“ (1988: 129, meine Hervorhebung).

Aber Fausto-Sterling geht noch weiter. Anstatt der Biologie als Gegenargument die Umwelt gegenüberzustellen, kommt sie zu komplexen Modellen, die verschiedene Ansätze integrieren sollen: die *Entwicklungs-Systemtheorie* (developmental systems theory) und die *Theorie dynamischer Systeme* (dynamic systems theory) (2002, 2005). Diese Modelle, die die Biologin in ihrer noch laufenden Forschung (2008) auf Geschlechtsunterschiede im Verhalten und bei psychologischen Variablen anwendet, betonen die wechselseitige Verstrickung von Anlage und Umwelt. Es gibt auch schon eine Reihe von WissenschaftlerInnen, die die Systemtheorie auf Fragen der menschlichen Entwicklung und auf die Evolution anwenden, Fausto-Sterling greift dabei unter anderem auf Susan Oyama (2000) und Esther Thelen (exemplarisch Smith/Thelen 1993) zurück.

Festzuhalten bleibt jedenfalls, dass es auch aus der Sicht der nature/nurture-Debatte notwendig ist, komplexere Erklärungsmodelle einzusetzen und Entwicklungsverläufe über die gesamte Lebensspanne zu beobachten. Die Berücksichtigung der Diskussion um Anlage und Umwelt und deren Verhältnis zueinander ist hier vor allem deswegen relevant, weil die Unterscheidung von sex und gender analog passiert und auf derselben Logik basiert. In der empirischen Forschung nur zwischen Frauen und Männern zu unterscheiden, reicht nicht aus, das wird deutlich, sobald man sich mit der Geschlechterforschung auseinandersetzt. Hier sollte gezeigt werden, dass auch ein Ansatz, der sich auf die Kategorien sex und gender beruft, zu kurz greift oder Prozesse vereinfacht, die in Wahrheit komplexer sind. Die Herausforderung für zukünftige kritische Studien von Geschlechtsunterschieden (falls sie noch notwendig sein sollten) wird also darin liegen, Geschlecht als ganzes konstruktivistisch zu verstehen und mit komplexen Langzeitmodellen zu arbeiten, die die Wechselwirkungen zwischen den untrennbaren Konzepten von Natur und Kultur berücksichtigen.

6 METHODENKRITISCHE PERSPEKTIVEN AUF GESCHLECHTSUNTERSCHIEDE BEI AGGRESSION

Nach all diesen Präzisierungen und Einwänden stellt sich also die Frage, ob Jungen/Männer *grundsätzlich* aggressiver sind als Mädchen/Frauen, mit anderen Worten, ob sie prinzipiell ein höheres Level an Aggression aufweisen, oder ob sich die Unterschiede nur in bestimmten Ausdrucksformen oder Situationen zeigen, z. B. wenn man die Ränder der Verteilung betrachtet (siehe Scheithauer 2003: 25). Der methodenkritische Ansatz reiht sich damit in die Liste jener Theorien ein, die beanspruchen, Geschlechtsunterschiede bei Aggression zu erklären. Wie bereits im ersten Kapitel zur Methodenkritik werde ich auch hier die Einwände in der Reihenfolge besprechen, wie sie im Forschungsprozess auftreten.

6.1 VORANNAHMEN UND GESELLSCHAFTLICHER KONTEXT

Vergleicht man ältere Studien mit aktuelleren, so werden heute seltener Unterschiede bei Aggression gefunden, und die ForscherInnen sind vorsichtiger, diese als eindeutig zu bezeichnen (Micus 2002: 167). Wie bereits besprochen ist ein möglicher Erklärungsansatz dafür der gesellschaftliche Wandel der letzten Jahrzehnte. Konkret kommt eine finnische Studie zu dem Ergebnis, dass Mädchen zwischen 1980 und 1990 deutlich aggressiver geworden sind, sowohl aufgrund von Selbsteinschätzung als auch bei Fremdeinschätzung (Viemerö 1992). Zum zweiten Zeitpunkt hatten sich die Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen aufgelöst. Aber auch die unter ForscherInnen gesteigerte Sensibilität dafür, dass Aggression kein rein männliches Phänomen ist, könnte dazu geführt haben.

Für das Thema Gewalt und Geschlecht gilt ähnliches: Es lässt sich beobachten, dass Gewalt als männliches Problem dargestellt wird, dass gewalttätige Mädchen und Frauen ausgeblendet werden, oder dass weibliche Gewalt bagatellisiert wird (Popp 2003, Scheithauer 2003: 23). Aus soziologisch-konstruktivistischer Perspektive wird sichtbar, dass nicht nur Geschlechterdifferenz diskursiv konstruiert und reproduziert wird, sondern auch Gewalt und Aggression.

6.2 FORSCHUNGSDESIGN, DEFINITION UND OPERATIONALISIERUNG

Der *Kontext* von Untersuchungen spielt eine entscheidende Rolle. Abhängig davon, welche Messmethoden verwendet werden, wie die Versuchssituation aussieht, welches Geschlecht VersuchsleiterInnen oder die Zielperson der Aggression haben, ob die Anonymität der Versuchsperson gegeben ist, ob es sich um provozierte oder spontane Aggression handelt oder welche Aggressionsform gemessen wird, können Geschlechtsunterschiede größer oder kleiner ausfallen (Micus 2002: 168, Scheithauer 2003: 14). Beispielsweise sind beide Geschlechter aggressiver gegenüber Männern (Frodi et al. 1977: 642, Maccoby/Jacklin 1974). In quantitativen Studien wird Aggression von Mädchen weniger gut sichtbar als in qualitativen Erhebungen (Popp 2003: 203). Alter, Informationsquelle, untersuchtes Konstrukt, das Land der Untersuchung, die Qualität der Publikation und die Art der Stichprobe haben ebenso einen Einfluss auf die Größe der Geschlechtsunterschiede (Scheithauer 2003: 224). Lightdale und Prentice (1994) zeigten in einem Experiment die Bedeutsamkeit der Geschlechterrollen und der Versuchsanordnung bei aggressivem Verhalten. In Situationen, in denen die Versuchspersonen anonym waren, zeigten sich keine Geschlechtsunterschiede bei Aggression, in personalisierten Situationen, in denen die Versuchspersonen Namenskärtchen trugen und persönliche Fragen beantworten mussten, waren Männer signifikant aggressiver, was den Autorinnen zufolge die Wirkung des Untersuchungskontexts unterstreicht.

Einer der zentralsten Punkte ist die *Definition und Operationalisierung* von Aggression und Gewalt (Scheithauer 2003). Fasst man lediglich physische Aggression als Aggression auf, zeigen sich in der Regel Unterschiede in die Richtung, dass Jungen aggressiver sind. Betrachtet man andere Ausdrucksformen wie verbale, emotionale oder indirekte Aggression, findet man keine Unterschiede oder ein Überwiegen der Mädchen (Popp 2003: 201). Dadurch wird deutlich, dass die Entscheidung der Forscherin/des Forschers, wie Aggression gemessen wird, einen erheblichen Einfluss auf das Auffinden von Geschlechtsunterschieden hat. Die soziale Entscheidung der Operationalisierung des Forschungsbegriffs ist also Teil des Konstruktionsprozesses der Geschlechterdifferenz. Oftmals werden nur prototypische Formen von Aggression erhoben, und dadurch wird weibliche Aggression unsichtbar.

Klassischerweise werden leicht messbare Konzepte wie physische oder direkte verbale Aggression eingesetzt. Diese *Aggressionsformen* stellen aber gleichzeitig typisch männliche

Ausdrucksweisen dar, daher ist es wenig verwunderlich, dass Männer in diesen Studien aggressiver erscheinen. Formen von Aggression, die eher bei Frauen beobachtbar sind, sind nicht so leicht messbar und werden erst in letzter Zeit in Forschungsdesigns integriert (Micus 2002: 169ff, Popp 2003: 200f, Scheithauer 2003). Das gilt auch als einer der Gründe, warum Jungen bei der Diagnose von Verhaltensstörungen mit aggressivem Inhalt überwiegen: Die zugrundeliegenden Instrumente berücksichtigen nicht die geschlechtsspezifischen Ausdrucksformen von Aggression (Scheithauer 2003: 28ff, 111).

Für den Bereich Kriminalität und abweichendes Verhalten formuliert die Kriminologin Gönke Christin Jacobsen (2008: 35) analoge Hypothesen. Möglicherweise scheinen Frauen deswegen in Kriminalstatistiken nicht auf, weil sie ein anderes abweichendes Verhalten zeigen als Männer oder weil ihr Verhalten nicht durch das Strafrecht und seine Instanzen kontrolliert wird. Die erste Hypothese bestätigte sich teilweise, im Bereich der Bagatelldelikte und im Jugendalter fanden sich die geringsten Geschlechtsunterschiede, die zweite Hypothese konnte nicht bestätigt werden (ebd.: 223f). Möglicherweise fallen Geschlechtsunterschiede unterschiedlich stark aus, wenn Hellfeld- und Dunkelfelddaten¹¹ verglichen werden bzw. TäterInnen- und Opferbefragungen.

Häufig wird berichtet, dass schon sehr junge Kinder Unterschiede im aggressiven Verhalten zeigen (Maccoby/Jacklin 1974, zit. nach Fausto-Sterling 1988: 211ff). Diese Untersuchungen stützen sich auf Beobachtungen von Kleinkindern. Ein grundlegendes Problem der Validität dieser Beobachtungen ist der sogenannte *Beobachtereffekt* (den ich in BeobachterInneneneffekt umtaufe). Entwirft man ein experimentelles Design, bei dem Versuchspersonen das Verhalten eines Kindes beobachten und beurteilen sollen, so zeigt sich folgendes: BeobachterInnen, denen gesagt wird, es handle sich um ein Mädchen, beurteilen das Verhalten des Kindes anders als Personen, denen gesagt wurde, sie beobachten einen Jungen – dabei handelt es sich um dasselbe Kind. Dasselbe Verhalten (z. B. Weinen und Schreien) wird geschlechtsstereotyp ausgelegt, d. h. als Angstreaktion interpretiert, wenn die BeobachterInnen annehmen, das Kind sei ein Mädchen, und als Wutreaktion, wenn die BeobachterInnen davon ausgehen, sie hätten es mit einem Jungen zu tun (Condry/Condry 1976, Sidorowicz/Lunney 1980). Das Wissen, dass es solche Effekte gibt, stellt alle jene Studien infrage, die nicht blind (also ohne Kenntnis über das Geschlecht des Kindes) durchgeführt wurden (Fausto-Sterling 1988: 213f). Auch der bereits geschilderte Zusammenhang zwischen Geschlecht der AutorInnen und den

¹¹ Hellfeldkriminalität bezieht sich auf jene Delikte, die offiziell bekannt sind, Dunkelfeldkriminalität umfasst begangene aber nicht registrierte Straftaten.

Ergebnissen ([Kap. 3.3.1](#)) ist ein BeobachterInneneffekt. In klinischen Studien zeigt sich ähnliches: Bei fast identischen Fallbeschreibungen wird Männern häufiger eine antisoziale, Frauen häufiger eine histrionische (früher: hysterische) Persönlichkeitsstörung diagnostiziert (Scheithauer 2003: 109). Berücksichtigen muss man auch Effekte der Selbstwahrnehmung: Männer neigen dazu, ihre eigene Aggression zu überschätzen, Frauen unterschätzen sie eher (Lightdale/Prentice 1994).¹²

6.3 KONZEPTUALISIERUNG VON GESCHLECHT

Die *Vermischung von gender und Aggression* bringt verschiedene Probleme mit sich und kann mitunter auch dazu führen, dass sich Unterschiede in die Richtung zeigen, dass Jungen aggressiver wären als Mädchen. Kleiter (2002: 12) gibt richtigerweise zu bedenken, dass aggressives Verhalten ein definierendes Moment von Maskulinität sein kann. In einer Übersicht über verschiedene Studien ist erkennbar, dass Aggression und Spielarten davon fast immer definierender Bestandteil von Maskulinität sind (ebd.: 4). Auch am Bem Sex-Role Inventory (Bem 1974), einem der am meisten verbreiteten Instrumente zur Messung von gender, ist das ablesbar: Eine der Eigenschaften, aus der die Maskulinitätsskala konstruiert wird, ist „aggressiv“. Im Alltag können solche Regeln tatsächlich wirksam sein, in der Art „Wer sich aggressiv verhält, verhält sich männlich“, daher kann es eine legitime Herangehensweise sein, alltägliche Geschlechterverhältnisse auf diese Weise zu erfassen. Problematisch daran ist, dass die Wissenschaft damit Stereotype lediglich reproduziert und abbildet (Popp 2003). Will man den Zusammenhang von Aggression und gender untersuchen, ist es ratsam, zuerst Aggression aus der Genderdefinition herauszunehmen und erst in einem zweiten Schritt (etwa über eine Rückkoppelung) wieder in das Modell einzufügen (siehe Kleiter 2002: 46, 50ff). Diese konzeptionellen Überschneidungen haben auch mit den unterschiedlichen Verständnissen und Definitionen von gender zu tun, die in verschiedenen Fächern vorherrschen (siehe [Kap. 2](#)).

Ein noch deutlicheres Beispiel für eine Überlappung der Definitionen (allerdings in die Gegenrichtung) erwähnt Hagemann-White (1984: 57): In der Untersuchung von Seegmiller und Dunivant (1981) wird das Verhalten von 3- bis 5-jährigen Kindern als aggressiv definiert, so-

¹² Das widerspricht dem Befund von Jacklin (1981) aus Kap. 3.3.2, wonach Männer defensiver antworten würden. Nachdem sich die Untersuchung von Lightdale und Prentice konkret auf den Bereich Aggression bezieht, scheint sie relevanter. Im Allgemeinen sollte man wohl versuchen, Selbstberichte mit anderen Indikatoren zu validieren.

bald Kinder im Rollenspiel die Rolle des Mannes einnehmen, während als abhängig definiert wird, wenn Kinder im Rollenspiel die Frau oder das Kind spielen. Es verwundert dann wenig, wenn männliche Kinder aggressiveres Verhalten zeigen, denn alleine die Annahme der jeweiligen Geschlechterrolle wird als aggressiv oder abhängig gewertet. Das sagt allerdings mehr über die Stereotype der ForscherInnen aus als über das Verhalten der Kinder. Hier wird also die Geschlechterrolle ein Teil der Definition von Aggression.

6.4 STICHPROBEN

Lange Zeit hat sich die Aggressionsforschung *nur mit Jungen und Männern* auseinandergesetzt (Frodi et al. 1977, Moffit 2001: 5f, Micus 2002: 9, Scheithauer 2003: 23, 108). Eine britische Studie kommt zu dem Befund, dass sich die Aggressionsforschung bei Mädchen noch im „Embryonalstadium“ befinde (Burman et al. 2001, zit. nach Scheithauer 2003: 37). Es finden sich Unmengen an Literatur, die nur ein Geschlecht auf Aggression untersucht haben, für gewöhnlich nur Männer. Allerdings lassen sich Aussagen über Geschlechtsunterschiede generell nur mit Untersuchungen belegen, die beide Geschlechter berücksichtigen. Das ist mit einer der Gründe, warum Frauen als friedfertig wahrgenommen wurden.

6.5 STATISTIK

Maccoby und Jacklin (1980) vermuten, dass eine geringe Zahl sehr aggressiver Jungen den Mittelwert in der Gruppe der Jungen nach oben verzerrt und daher die Unterschiede auftreten. Dann wäre zumindest die Aussage, dass alle Jungen relativ gesehen aggressiver seien als Mädchen, unzulässig. Denkbar wäre also, dass die meisten Jugendlichen und Erwachsenen gleich aggressiv sind, unabhängig vom Geschlecht, dass aber eine kleine Gruppe sehr aggressiver Jungen einer noch kleineren Gruppe sehr aggressiver Mädchen gegenübersteht, dass sich die Unterschiede also nur in diesen Extremgruppen bemerkbar machen (siehe Scheithauer 2003: 25).

Moffit et al. (2001: 5) nennen drei methodische Mängel bisheriger Untersuchungen: unzureichende statistische Tests, Stichproben mit nur einem Geschlecht und den publication bias. Die letzten beiden Punkte wurden bereits besprochen, auf die *Problematik bei statistischen Tests* möchte ich näher eingehen. Werden beispielsweise zwei Regressionsmodelle gerechnet, für Frauen und für Männer, und es zeigen sich unterschiedliche Regressionskoeffizienten, so ist

das noch *kein Beleg* für Geschlechtsunterschiede – das wird allerdings oft behauptet. Der Unterschied ließe sich nur mit einem statistischen Test auf Gleichheit der Regressionskoeffizienten oder mit einem Test auf Interaktionseffekte zeigen. Dieses Problem lässt sich generalisieren: Maßzahlen aus getrennten Modellen liefern keine Aussage über Geschlechtsunterschiede (siehe auch Cohen et al. 1995). Die AutorInnen kommen daher zu dem Schluss:

„It is highly likely that many reports of sex differences in the literature are false because these are not properly tested.“ (ebd.: 5)

Ein weiterer essentieller Punkt betrifft Mittelwertsdifferenzen. Ein einfacher Test auf Mittelwertsdifferenzen allein ist niemals ein Beleg für Kausalität bzw. bleibt die Richtung der Kausalität ungeklärt. Außerdem kann sich die Richtung der Differenz sogar umkehren, sobald man Subgruppen analysiert – das sogenannte Simpson-Paradoxon (Steyer et al. 2008). Dieser Fall tritt dann auf, wenn die Drittvariable mit den beiden untersuchten Variablen zusammenhängt und dabei einmal negativ und einmal positiv korreliert.

6.5.1 DRITTVARIABLENANALYSEN

Mithilfe multivariater statistischer Verfahren lassen sich gleichzeitig drei oder mehrere Variablen untersuchen, und zwar in einer Form, in der der Einfluss von Drittvariablen berücksichtigt werden kann. Mit diesen Verfahren kann überprüft werden, ob der Zusammenhang zwischen der unabhängigen Variable (Geschlecht) und der abhängigen Variable (Aggression) auch bestehen bleibt, wenn andere erklärende Variablen berücksichtigt werden. Eine methodenkritische Herangehensweise legt nahe, dass der bivariate Zusammenhang zwischen Geschlecht und Aggression in multivariaten Modellen entweder abgeschwächt wird oder sich womöglich vollständig durch andere Variablen erklären lässt, also indirekt wird (Jacobsen 2008: 226).

6.5.2 KAUSALITÄT UND STATISTISCHE ERKLÄRUNG

Eine sehr grundlegende Frage in jeder Forschung ist die schwierige *Frage nach der Kausalität*. Korrelationen alleine lassen grundsätzlich keine Aussagen darüber zu, welche Variable die verursachende und welche die verursachte ist. An einem thematisch passenden Beispiel erklärt bedeutet das: Allein der Befund, dass Testosteronspiegel und Aggression miteinander

korrelieren (was nicht als gesichert gelten kann), lässt noch nicht den Schluss zu, ein Mehr an Testosteron würde mehr Aggression *bewirken*. Umgekehrt kann auch der erhöhte Testosteronspiegel die Folge von aggressivem Verhalten sein (Fausto-Sterling 1988: 180ff).

Grundsätzlich müssen zum Nachweis von Kausalität drei Bedingungen erfüllt sein (Diekmann 2004: 607f, Schnell et al. 1999: 56):

- Es muss ein statistischer Zusammenhang zwischen X und Y bestehen.¹³
- X muss Y zeitlich vorausgehen.
- Der Zusammenhang muss bestehen bleiben, wenn Drittvariablen einbezogen werden (keine Scheinkorrelation).

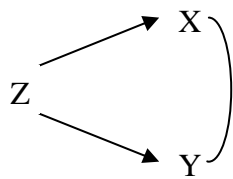
Nur wenn alle drei Bedingungen erfüllt sind, können kausale Zusammenhänge angenommen werden. Deshalb bekommen multivariate Verfahren und Längsschnittuntersuchungen bei der Prüfung von Kausalität besondere Bedeutung. Nur multivariate Verfahren erlauben eine Prüfung möglicher einflussreicher Drittvariablen, und die zeitliche Abfolge von Variablen ist in Querschnittsdaten in der Regel nicht gegeben (oder erfordert theoretische Vorannahmen). Die meisten Untersuchungsdesigns in der Literatur arbeiten nicht oder nur ansatzweise mit multivariaten Verfahren, die systematisch Drittvariablen kontrollieren und mögliche Ursachen der Geschlechterdifferenz betrachten (so z.B. Moffit et al. 2001).

Beispielsweise können sich bivariate Korrelationen als Scheinkorrelationen herausstellen (d.h. die Korrelation ist in Wahrheit 0), sobald Drittvariablen herangezogen und partielle Korrelationen berechnet werden (Diekmann 2004: 602ff)¹⁴. Ebenso können geschlechtsspezifische Unterschiede in einer Variable zu Scheinunterschieden werden, wenn man mehr als zwei Variablen gleichzeitig untersucht. Streng genommen lässt sich von Scheinkorrelation nur dann sprechen, wenn die Drittvariable Z den zwei Variablen X und Y vorausgeht. Geht Z nur Y zeitlich voraus, folgt aber auf X, so spricht man von einer intervenierenden Variable (Abbildung 2).

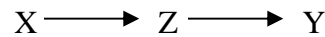
¹³ Kritisch anzumerken ist hier, dass es auch Fälle geben kann, in denen bivariat kein Zusammenhang besteht, bei Kontrolle von Drittvariablen taucht aber dann ein Zusammenhang auf, der vorher verdeckt wurde. In diesem Fall spricht man von unterdrückter Korrelation.

¹⁴ Genau genommen müsste man von *scheinkausaler* Korrelation sprechen, denn die bivariate Korrelation ist nach wie vor vorhanden, nur die Erklärung ist eine andere (Diekmann 2004: 606).

Abbildung 2: Zwei Modelle der multivariaten Analyse – Scheinkorrelation und intervenierende Variablen



Scheinkorrelation



Intervenierende Variable

Auf den ersten Blick würde man annehmen, dass es kaum Variablen gibt, die zeitlich vor dem Geschlecht liegen – zumindest, wenn man von den Alltagsannahmen über Geschlecht ausgeht (demnach ist Geschlecht in der Natur begründet und ist spätestens bei der Geburt erkennbar). Ein konstruktivistischer Blick auf Geschlecht deckt jedoch auf, dass Geschlecht nicht notwendigerweise stabil ist (auch nicht das sogenannte biologische Geschlecht) und dass Geschlecht durchaus auch als abhängige Variable definiert werden kann – insbesondere wenn es um gender geht. Die Entwicklung einer Geschlechtsrollenidentität ist beispielsweise auch ein Lernprozess. Welches der beiden Drittvariablenmodelle passend ist, muss im Einzelfall geklärt werden. Zwar löst sich der kausale Zusammenhang streng genommen nur bei der Scheinkorrelation auf, das stört aber nicht weiter, da auch das Auffinden von intervenierenden Drittvariablen einen entscheidenden Erkenntnisgewinn bringt. Es durchbricht nämlich die Argumentationslogik, die Geschlechtsunterschiede kausal im Geschlecht verankert, womöglich auch noch im biologischen Geschlecht, und so eine unhintergehbare Tatsache aufstellt, frei nach dem Zitat: Biologie ist Schicksal.

Findet man weitere Variablen, die Y erklären können, so sind drei Szenarien möglich. a) Der bivariate Zusammenhang zwischen X und Y bleibt bestehen und bleibt relativ konstant, sodass man davon ausgehen muss, dass das Geschlecht einen direkten Einfluss auf die untersuchte Variable ausübt. b) Der bivariate Zusammenhang bleibt bestehen, wird aber nach Berücksichtigung zusätzlicher Variablen abgeschwächt, sodass man erkennen kann, dass der Einfluss von Geschlecht überschätzt wurde. c) Der bivariate Zusammenhang ist in einem multivariaten Modell nicht mehr signifikant (d.h. in der Grundgesamtheit vermutlich 0) und wird vollständig erklärbar durch den Einfluss der Drittvariablen. Der Einfluss von X auf Y ist dann aufgelöst oder indirekt.¹⁵

¹⁵ Theoretisch gäbe es noch zwei weitere Möglichkeiten: d) Der bivariate Zusammenhang wurde unterschätzt und tritt noch stärker hervor, wenn Drittvariablen berücksichtigt werden (unterdrückte Korrelation) und e) Der

6.6 FAZIT

Welchen Schluss können wir aus der Fülle der genannten methodischen Probleme ziehen? Kann man Untersuchungen über Geschlechtsunterschiede überhaupt noch trauen? Herbert Scheithauer kommt nach einer Sichtung methodenkritischer Ansätze zu folgendem Befund:

„Zudem erstaunt die Tatsache, dass empirische Befunde den Einfluss methodischer Faktoren und Verzerrungen bei der Einschätzung aggressiven Verhaltens belegen, diese Erkenntnisse jedoch nur selten in Studien zu Geschlechtsunterschieden im aggressiven Verhalten einfließen. Somit ist ein massiver Einfluss von Verzerrungen (bias) in den hier zugrunde gelegten Ergebnissen nicht auszuschließen.“ (Scheithauer 2003: 118)

Ziel aller zukünftigen Studien muss es also sein, zumindest die einflussreichsten Verzerrungen abzuklären und auszuschließen. Ich werde in meiner Datenanalyse versuchen, alle genannten Problematiken zu berücksichtigen.

bivariate Zusammenhang verändert im multivariaten Modell die Richtung (z. B. von positiv auf negativ) (Simpsons Paradoxon).

7 FORSCHUNGSPERSPEKTIVE: HYPOTHESEN UND FRAGESTELLUNGEN

Bevor ich mich der eigentlichen empirischen Arbeit widme, fasse ich die Ergebnisse sowie die theoretischen und methodenkritischen Einwände zusammen und komme so zu den Fragestellungen und Hypothesen, die der Sekundärdatenanalyse zugrunde liegen. Die Studie, die ich auswerten werde, konzentriert sich auf Jugendkriminalität und deren Korrelate. Daher werde ich vor allem Einstellungen zu Aggression, aggressives Verhalten und Risikofaktoren auf Geschlechtsunterschiede untersuchen. Gewalt verstehe ich im Folgenden als Subdimension von Aggression. In den multivariaten Modellen werde ich auch die erhobenen Einflussfaktoren auf Aggression betrachten. Dabei wird auch die Information des Paneldatensatzes ausgeschöpft und der intraindividuelle und globale Entwicklungsverlauf über die Zeit berücksichtigt.

Die Daten, mit denen ich die Sekundärdatenanalyse durchführen werde, beinhalten (wie fast alle Daten der empirischen Sozialforschung) eine unreflektierte dichotome Geschlechtsvariable. Dieses mangelhafte Design wird später einer Kritik unterzogen ([Kap. 8.1.3](#)), und bei näherer Betrachtung der Geschlechtsvariable über die Zeit wird sich sogar an den Daten konkret zeigen, wo die Problematiken liegen. Wenn also in der Folge von Unterschieden zwischen Jungen und Mädchen die Rede ist, so ist dabei zu beachten, dass das nur eine unter vielen möglichen Operationalisierungen von Geschlecht ist. Mit dieser ausführlichen theoretischen Differenzierung möchte ich betonen, dass es mir gerade nicht um die Reproduktion von Alltagsannahmen über Geschlecht geht (etwa Binarität und Disjunktheit), insbesondere sollte die Beschränkung, die durch den fertigen Datensatz entsteht, nicht fehlinterpretiert werden als Beitrag zur Fortschreibung eines beschränkten alltäglichen Geschlechtsbegriffs. Meine Hypothesen und Forschungsfragen lauten wie folgt:

Die übergeordnete *Nullhypothese* (Hypothese 1) lautet: Es gibt keinen geschlechtsspezifischen Unterschied bei Aggression, und wenn Unterschiede gefunden werden, stellen sie methodische Artefakte dar.

Damit wird infrage gestellt, dass der Geschlechtsunterschied bei Aggression universell und eindeutig ist, vor allem dass Jungen/Männer generell aggressiver wären als Mädchen/Frauen.

Artefakte können dabei auf jeder Ebene auftreten. Falls der Geschlechtsunterschied bei Aggression nicht universell ist, welche Differenzierungen und Relativierungen der Geschlechterdifferenz ergeben sich bei einer detaillierteren Betrachtung? Welchen Unterschied macht es, wenn wir Geschlecht und Aggression sozialkonstruktivistisch verstehen?

Hypothese 2: Bei allen Indikatoren für Gewalt und Aggression gleichen sich die Geschlechter mehr, als sie sich unterscheiden (Geschlecht kann weit weniger als die Hälfte der Variation bei Aggression erklären).

Hypothese 3: Die Mittelwertsunterschiede sind mittelmäßig, zu erwarten ist eine durchschnittliche Effektgröße von $d = 0,50$ (Hyde 1984).

Hypothese 4: Der Geschlechtsunterschied bei Gewaltkriminalität variiert je nach Indikator und Delikt: Bei schwereren Straftaten ist der Unterschied größer als bei anderen Straftaten, Jungen überwiegen eindeutiger gegenüber Mädchen.

Hypothese 5: Die Angaben der Opferbefragung zum Geschlecht des Täters/der Täterin decken sich nicht mit den Daten aus der TäterInnenbefragung.

Hypothese 6: Geschlecht wirkt indirekt auf Gewalt und Aggression ein. Bivariate Zusammenhänge lösen sich auf, wenn multivariate Verfahren eingesetzt werden. Die Erklärungskraft von Geschlecht bei einer Regression auf Gewalt/Aggression ist gering (ca. 5 % (Hyde 1984, 1986; Scheithauer 2003)) und verschwindet ganz, wenn Drittvariablen hinzugezogen werden.

Hypothese 7: Bei der Erklärung von Aggression/Gewalt gibt es keine geschlechtsspezifischen Risikofaktoren, die nur für ein Geschlecht gelten. Ein Modell kann Aggression/Gewalt für beide Geschlechter erklären, allerdings ist zu vermuten, dass Mädchen und Jungen den Risikofaktoren unterschiedlich ausgesetzt sind (z. B. weil sie in unterschiedlichem Ausmaß gewalthaltige Medien konsumieren).

Hypothese 8: Im Entwicklungsverlauf zeigt sich, dass der Geschlechtsunterschied bei allen Indikatoren für Gewalt/Aggression über die Zeit nicht stabil ist.

Hypothese 9: In der Phase der Pubertät (mit ca. 15 Jahren) ist der Unterschied am geringsten, davor und danach wird der Unterschied größer.

Hypothese 10: Gewalt/Aggression ist intraindividuell stabil über die Zeit, bei Mädchen etwas weniger als bei Jungen (Moffit et al. 2001: 230; Scheithauer 2003: 43).

Zusammenfassend lässt sich jetzt Hypothese 1 präzisieren.

Hypothese 11: Unter Berücksichtigung der Methodenkritik, der Beschränkung der Daten und aus der Gesamtperspektive betrachtet gleicht sich das Geschlechterverhältnis aus.

8 SEKUNDÄRDATENANALYSE

Aus den Ausführungen im Theorieteil wurde die Notwendigkeit deutlich, sehr sorgfältig und differenziert zu arbeiten. Da der vorliegende Datensatz aber nur eine begrenzte Anzahl an Variablen beinhaltet und das Forschungsdesign nicht mehr zu beeinflussen ist, geht es mir einerseits darum aufzuzeigen, welche Analysen und Modellierungen mit den vorhandenen Daten möglich sind und welche nicht, und andererseits darum, so viel wie möglich von den vorhandenen Informationen auszuschöpfen, um ein detailliertes Bild von Aggression und Geschlechtsunterschieden zu bekommen.

Vor allem anhand der methodenkritischen Literatur ergibt sich eine Reihe von Leitlinien für eine kritische Datenanalyse, die ich für meine Auswertungen berücksichtigt habe. Dazu zählt

- Mittelwerte, Effektgrößen, Varianzen und Signifikanzen überall anzugeben und zu vergleichen, die Verteilungen der Variablen (alle Momente) zu vergleichen (daher der ausführliche Anhang, siehe [Kap. 10.3](#))
- Gleichheit und Differenzen gleichermaßen anzugeben
- bei Schlüssen auf die Grundgesamtheit vorsichtig zu sein (Wie ist das Sample zusammengesetzt?)
- der Versuch, Ergebnisse zu validieren (z.B. mit offiziellen Statistiken oder Ergebnissen aus der Literatur, im Sinn der Kriteriumsvalidität)
- der Vergleich von Gesamtunterschieden mit den Unterschieden am Rand der Verteilung (bei Extremgruppen)
- ausschließlich das zu interpretieren, was auch wirklich getestet wurde
- sich an die höchsten wissenschaftlichen Standards zu halten und möglichst klar zu schreiben, damit nichts falsch interpretiert werden kann.

Alle hier präsentierten Ergebnisse wurden mithilfe der Statistik-Softwarepakete SPSS 14.0, Mplus 4.1 (Demoversion) und der Tabellenkalkulations-Software Microsoft Office Excel 2003 berechnet.

8.1 DIE STUDIE: KRIMINALITÄT IN DER MODERNEN STADT

In den deutschen Städten Münster, Bocholt und Duisburg wird seit dem Jahr 2000 die Studie *Kriminalität in der modernen Stadt* durchgeführt, die sich mit der Entwicklung der Jugendkriminalität im Dunkelfeld und insbesondere mit individuellen Entwicklungen im Lebenslauf beschäftigt¹⁶. Die Studie kombiniert ein Paneldesign¹⁷ mit einem Kohortendesign und ermöglicht so einerseits Aussagen über individuelle Veränderungen über mehrere Jahre hinweg (Panel) und andererseits über Trends in einer bestimmten Altersgruppe im Lauf der Zeit (Kohortenvergleich).

Zu diesem Zweck wurden SchülerInnen verschiedener Jahrgänge im Klassenverband schriftlich befragt (siehe Abbildung 3). In Münster wurden im Jahr 2000 drei verschiedene Jahrgänge befragt (7., 9. und 11. Klasse), wobei die SiebtklässlerInnen in den drei folgenden Jahren zu denselben Themen erneut befragt wurden (4-Wellen-Panel). Die Erhebung in Bocholt im Jahr 2001 erfasste die 7., 9. und 11. Klassen, wurde aber nicht wiederholt. In Duisburg wurden 2002 die 7. und die 9. Klassen befragt - es wurde eine Vollerhebung angestrebt (auch in Münster 2000), um der Panelmortalität vorzubeugen. Die neunten Klassen wurden im Folgejahr erneut befragt (2-Wellen-Panel), die siebten Klassen wurden von 2002 bis heute bereits sieben Mal befragt, die letzte Erhebung findet 2009 statt (8-Wellen-Panel), wobei ab der 10. Klasse teilweise auf postalische Befragungen umgestellt wurde, um auch jene Jugendlichen zu erfassen, die nicht mehr zur Schule gingen (zum Studiendesign siehe Westfälische Wilhelms-Universität Münster/Universität Bielefeld 2008, Boers et al. 2006, Boers/Reinecke 2007a sowie die Methodenberichte, z. B. Pöge 2007). Für Duisburg und Münster ist außerdem geplant, die erhobenen Dunkelfelddaten mit individuellen Hellfelddaten der befragten Jugendlichen aus dem Polizeiregister und dem Erziehungsregister abzugleichen.

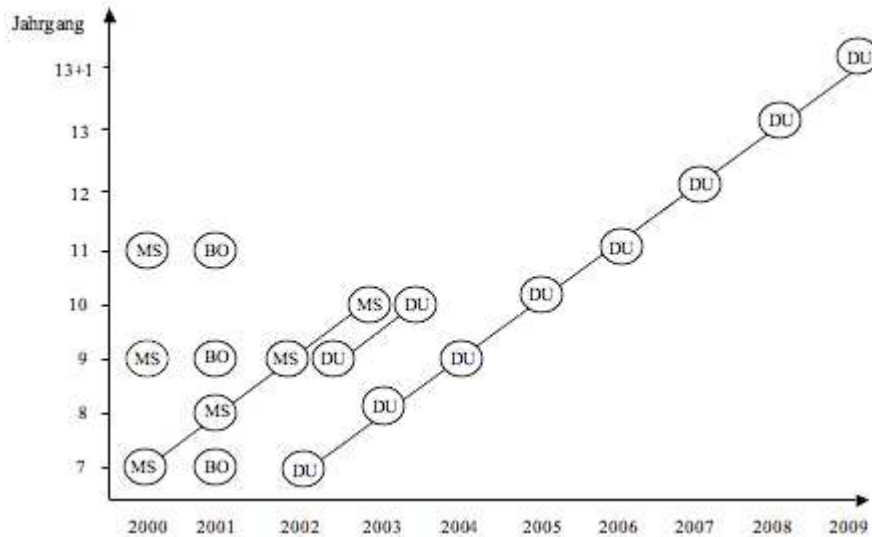
Das theoretische Modell der Erhebungen umfasst drei Ebenen und zielt darauf ab, unterschiedliche Perspektiven bei der Erklärung von Delinquenz zu berücksichtigen. Die *individuelle Ebene* (Delinquenzverhalten und Einstellungen) wird verbunden mit einer *sozialstrukturellen Ebene* (soziale Milieus, Wertorientierungen, Lebens-, Freizeit- und Me-

¹⁶ Die Studie basiert auf der Zusammenarbeit des Instituts für Kriminalwissenschaften, Abteilung Kriminologie, der Universität Münster und der Professur für Methoden der empirischen Sozialforschung an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld.

¹⁷ Bei einem Panel werden dieselben Personen in regelmäßigen Abständen zu denselben Themen befragt.

dienkonsumstile, Peergroups etc.) und der Ebene *formeller sozialer Kontrolle* (Polizei und Justiz). Mikro-, Meso- und Makroebene fügen sich zu einem soziologisch und sozialpsychologisch ausgerichteten Gesamtmodell, dem strukturdynamischen Analysemodell (siehe insbesondere Boers et al. 2002, Boers/Pöge 2003, Boers/Reinecke 2007b).

Abbildung 3: Erhebungsdesign der Studie „Kriminalität in der modernen Stadt“



(Westfälische Wilhelms-Universität Münster/Universität Bielefeld 2008)

8.1.1 DAS DUISBURGER 4-WELLEN-PANEL

Für meine Untersuchung verwende ich den Duisburger 4-Wellen-Paneldatensatz, der die Jahre 2002 bis 2005 umfasst.¹⁸ Bei der angestrebten Vollerhebung in Duisburg 2002 wurden insgesamt von 3.411 SchülerInnen der 7. Klassen an Haupt-, Real- und Gesamtschulen, Gymnasien und Sonderschulen verwertbare Daten erhoben (Boers et al. 2006, Pöge 2007). Die Rücklaufquote¹⁹ betrug 87 %, und das Durchschnittsalter der Befragten lag bei 13 Jahren (siehe Tabelle 2). Die Grundgesamtheit waren dabei alle Duisburger SchülerInnen der 7. Klassen. Die Stichprobe ist daher keine Zufallsstichprobe, sondern ergibt sich durch Ausfälle auf der Schulebene (Zustimmung der Schulen) und der Individualebene (Motzke/Brondies 2004: 11), was zu Verzerrungen in den Daten führt (im Folgenden dargestellt für die Variablen Schulform und Geschlecht).

¹⁸ Ein 5-Wellen-Datensatz existiert bereits, würde aber für meine Fragestellungen kaum Vorteile bieten.

¹⁹ Die Rücklaufquote bezieht sich hier auf die Gesamtzahl aller SchülerInnen der teilnehmenden Duisburger Schulen. Gründe für Ausfälle waren vor allem Abwesenheit, nicht verwertbare Interviews und selten Teilnahmeverweigerungen (Boers et al. 2006: 5).

Die Anzahl der verwertbaren Interviews nahm von Zeitpunkt zu Zeitpunkt leicht ab, 2005 konnten immerhin noch 3243 Interviews für den Querschnitt verwertet werden. Die Rücklaufquoten lagen zwischen 85 % und 92 %. Die Anzahl der Fälle für das 4-Wellen-Panel ist wesentlich geringer (Voraussetzung dafür ist, dass die betreffende Person zu allen vier Zeitpunkten an der Erhebung teilgenommen hat und die Codierungen zuordenbar sind). Der 4-Wellen-Paneldatensatz beinhaltet deswegen nur 1769 Fälle. Eine Besonderheit der Erhebung im Jahr 2005 bestand darin, dass in diesem Jahr erstmals auch SchülerInnen befragt wurden, die die 9. Klasse wiederholten (nimmt man diese SchülerInnen hinzu, ergeben sich 3405 verwertbare Interviews im Querschnitt; im Paneldatensatz sind diese SchülerInnen inkludiert).

Tabelle 2: Stichproben in Duisburg (Querschnitte) (Boers et al. 2006: 5)

Befragungsort / -jahr	Jahrgang	Verwertbare Interviews	Rücklaufquote	Durchschnittsalter
Duisburg 2002	7	3411	87 %	13,0
Duisburg 2003	8	3392	90 %	14,1
Duisburg 2004	9	3339	85 %	15,1
Duisburg 2005	10	3243	92 %	16,0

Die Fragebögen umfassen Fragen zu selbstberichteter Delinquenz, Opferwerdung, Erziehungsstilen der Eltern, Konfliktverhalten, Einstellungen zu Kriminalität sowie Fragen zu Lebens-, Freizeit-, und Konsumstilen, wobei die Fragebögen in jedem Jahr weitestgehend deckungsgleich mit den Fragebögen der Vorjahre waren. Die Befragung fand in schriftlicher und anonymer Form im Klassenverband statt und dauerte in der Regel zwei Schulstunden. Die Zuordnung der anonymen Fragebögen zu denselben Personen über die Erhebungszeitpunkte hinweg erfolgte mit Hilfe eines persönlichen Codes, der jedoch keine Rückschlüsse auf die Einzelpersonen zulässt (Pöge 2007: 5ff).

Der Anteil der Mädchen unter allen SchülerInnen lag bei ca. 56 % (Tab. 3; näheres zur Geschlechtsvariable in [Kap. 8.1.3](#)). Das Durchschnittsalter der befragten Jugendlichen betrug zum ersten Zeitpunkt 13 Jahre (Median). Von allen SchülerInnen besuchten 22 % bis 24 % ein Gymnasium, jede/r dritte eine Gesamtschule (33 % bis 34 %), jede/r vierte eine Realschule (24 % bis 25 %) und etwa 19 % eine Hauptschule. Die große Mehrheit der SchülerInnen sind deutsche StaatsbürgerInnen (77 % bis 83 %), die zweitgrößte Gruppe stellen SchülerInnen mit türkischer Staatsangehörigkeit dar (11 % bis 13 %), andere Nationalitäten sind selten (unter 2 %). Ähnlich verhält es sich mit dem Herkunftsland der Eltern: 72 % bis 73 % der

SchülerInnen haben Eltern, die in Deutschland geboren wurden, bei 16 % der SchülerInnen kommen die Eltern aus der Türkei, andere Herkunftsländer wie Polen (4 %), ehemalige Sowjetunion (1 % bis 3 %), ehemaliges Jugoslawien (2 %) oder Italien (1 %) sind selten.

Tabelle 3: Demographische Daten 2002-2005 (t1-t4), n = 1769²⁰

	t1	t2	t2	t4
Geschlecht	n = 1769	n = 1769	n = 1769	n = 1769
weiblich	56,4 % (n=997)	55,7 % (n=986)	56,1 % (n=993)	55,8 % (n=987)
männlich	43,6 % (n=772)	44,3 % (n=783)	43,9 % (n=776)	44,2 % (n=782)
Alter	n = 1746	n = 1743	n = 1758	n = 1747
arithmet. Mittel	12,9	13,9	14,9	15,9
Median	13	14	15	16
Schulform ²¹	n = 1769	n = 1769	n = 1769	n = 1765
Gymnasium	23,5 %	22,7 %	22,1 %	22,2 %
Gesamtschule	33,6 %	33,8 %	33,7 %	33,1 %
Realschule	24,3 %	24,3 %	24,9 %	25,0 %
Hauptschule	18,6 %	19,2 %	19,3 %	18,8 %
andere	-	-	-	0,9 %
erste Staatsangehörigkeit ²²	n = 1708	n = 1741	n = 1747	n = 1740
deutsch	76,8 %	83,2 %	83,0 %	83,2 %
türkisch	13,0 %	11,4 %	11,4 %	11,6 %
italienisch	1,0 %	0,7 %	0,7 %	0,8 %
ehem. Jugoslawien	1,5 %	1,0 %	1,3 %	1,3 %
polnisch	2,0 %	0,7 %	0,3 %	0,2 %
russisch	1,9 %	0,6 %	0,6 %	0,5 %
andere	3,7 %	2,5 %	2,7 %	2,5 %
Herkunftsland Eltern ²³	-	n = 1717	n = 1740	n = 1744
Deutschland	-	72,6 %	72,6 %	71,8 %
Türkei	-	16,2 %	15,6 %	16,2 %
Italien	-	0,8	0,8 %	1,0 %
ehem. Jugoslawien	-	1,5 %	1,5 %	1,6 %
Polen	-	3,8 %	3,5 %	3,6 %
ehem. Sowjetunion	-	0,9 %	0,9 %	2,8 %
anderes Land	-	4,0 %	5,2 %	3,0 %

Quelle: Kriminalität in der modernen Stadt, 4-Wellen-Paneldatensatz Duisburg 2002-2005 (eigene Berechnungen). Alle folgenden Tabellen beziehen sich auf diesen Datensatz.

Gegenüber der amtlichen Schulstatistik der Stadt Duisburg (auf die teilnehmenden Schulen reduziert) lassen sich Verzerrungen feststellen – so sind z.B. im Panel einerseits Gymnasias-

²⁰ Die Abkürzungen t1 bis t4 bezeichnen die vier Erhebungszeitpunkte.

²¹ SchülerInnen aus Sonderschulen nahmen an der Erhebung teil, finden sich jedoch nicht mehr unter den gültigen Fällen im 4-Wellen-Paneldatensatz.

²² Nur 4 % bis 6 % besaßen zwei Staatsangehörigkeiten (die zweite meistens türkisch).

²³ Bei zumindest 91 % der SchülerInnen kommen die Eltern aus demselben Land. Hier wird nur das erstgenannte Herkunftsland dargestellt (zu t1 nicht erhoben).

tInnen (19 % bis 21 % in der Schulstatistik), GesamtschülerInnen (30 % bis 32 %) und RealschülerInnen (22 % bis 23 %) überrepräsentiert und andererseits HauptschülerInnen (24 % bis 28 %) und SonderschülerInnen (1 %) unterrepräsentiert. Diese Verzerrungen lassen sich erklären mit selektiven Ausfällen (es besteht ein Zusammenhang zwischen Fehlern bei der Erstellung des Codes und der Schulform bzw. zwischen Krankheit, Schwänzen, Verweigerung und Schulform) (Pöge 2007: 81ff).

8.1.2 GRENZEN DER SEKUNDÄRDATENANALYSE

Das grundsätzliche Problem einer Sekundärdatenanalyse besteht darin, dass das Forschungsdesign der Studie nicht mehr beeinflusst werden kann. Die Fragestellungen und Hypothesen der Primärstudie stimmen daher nicht mit den Fragestellungen und Hypothesen der Sekundärdatenanalyse überein. Dieser Nachteil steht den Vorteilen gegenüber, keine eigene Erhebung durchführen zu müssen und mit einem Datensatz mit großer Fallzahl arbeiten zu können, was insbesondere für multivariate Modelle unerlässlich ist.

Der Datensatz der Duisburger Panelstudie beinhaltet zwar eine Fülle von Variablen, ist aber vor allem auf delinquentes Verhalten fokussiert. Meine Analyse legt den Schwerpunkt auf Aggression und Geschlecht. Neben der Beschränkung durch eine herkömmliche dichotome Geschlechtsvariable ([Kap 8.1.3](#)) kommen vor allem folgende Aspekte in der Primärerhebung zu kurz:

- Unprototypisches aggressives Verhalten wird nur am Rande erfasst, wäre aber bei einer kritischen Betrachtung von Geschlechtsunterschieden bei Aggression von besonderem Interesse.
- Die selbstberichtete Delinquenz könnte durch Hellfelddaten validiert werden (das ist geplant, wurde aber noch nicht erhoben).
- Erhoben wurden ausschließlich Selbstberichte der Jugendlichen. Eine Validierung durch Fremdb Berichte (z.B. von Eltern, LehrerInnen oder Gleichaltrigen) wäre hilfreich gewesen.

Obwohl man vermuten könnte, dass das Untersuchungsdesign (Selbstberichte über Verhalten) nicht sehr aussagekräftig ist in Bezug auf tatsächliches Verhalten, gibt es Hinweise darauf,

dass Selbstberichte gegenüber offiziellen Statistiken (Hellfelddaten) ein wahrheitsgemäßeres Bild liefern (Moffit et al. 2001: 232).

8.1.3 DIE GESCHLECHTSVARIABLE

Das Geschlecht der SchülerInnen wurde mit der Frage „Dein Geschlecht: 1) männlich 2) weiblich“ schriftlich erhoben. Diese Art der Fragestellung ist in der Sozialforschung weit verbreitet, entlarvt aber gleichzeitig die Vorannahmen der ForscherInnen: dass Geschlecht dichotom sei, mit einer einzelnen Frage erhoben werden könne und keiner weiteren Erklärung, Ergänzung oder Validierung durch weitere Variablen bedürfe. Egal, ob es sich dabei um (forschungs-)pragmatische Überlegungen oder um mangelnde Reflexion handelt, das Ergebnis ist das gleiche: eine vereinfachende, undifferenzierte und wenig aussagekräftige Geschlechtsvariable. Durch diesen Operationalisierungsvorgang wird genau das reproduziert, was allgemein angenommen und vorausgesetzt wird, die Binarität von Geschlecht.

Die vorliegende Frageformulierung zielt auf das soziale Geschlecht ab, genauer: auf die Geschlechtsidentität (siehe [Kap. 2.1](#)). Es handelt sich nicht um eine Geschlechtszuschreibung durch eine Interviewerin/einen Interviewer oder durch Dritte. Wir wissen dadurch auch noch nichts über die Geschlechtsrollenidentität, Geschlechtsdarstellung, das körperliche Geschlecht usw. der befragten Personen (Kurzschlüsse dieser Art sind sehr weit verbreitet, besonders die Interpretation von Geschlechtsidentität oder Geschlechtszuschreibung als biologisches Geschlecht). Insbesondere erhält man durch so eine Fragestellung zwei und nur zwei Gruppen: Mädchen und Jungen bzw. Frauen und Männer. Die Art der Fragestellung (nämlich die Vorgabe von genau zwei Kategorien) suggeriert, dass es nur zwei zulässige Gruppen gibt, und in der Regel wird diese Vorannahme auch durch das Antwortverhalten der Personen bestätigt. Von den 1769 Fällen im Paneldatensatz lassen sich *alle* zu *allen vier Zeitpunkten* entweder der Kategorie weiblich oder der Kategorie männlich zuordnen. Es ist äußerst selten, dass eine Variable überhaupt keine fehlenden Werte aufweist, noch dazu zu vier verschiedenen Erhebungszeitpunkten – von den Variablen, die in der Sekundärdatenanalyse verwendet wurden, ist die Geschlechtsvariable jene mit dem geringsten Anteil an fehlenden Werten: 0 % (siehe Anhang, [Kap. 10.3](#)). Einerseits zeigt das die Eindeutigkeit von Geschlecht im Alltagsverständnis. Andererseits haben wir es hier bereits mit einer Vorselektion zu tun. Im Querschnittsdatensatz von 2002 (n = 3411) gibt es vier Personen (0,12 %), die keine Angabe zum

Geschlecht gemacht haben, im 4-Wellen-Paneldatensatz scheinen sie aber nicht mehr auf (Pöge 2007: 19f).

Eine weitere Vorannahme über Geschlecht, nämlich dass Geschlecht ein Leben lang stabil sei, gerät ins Wanken, wenn man sich die Geschlechtsvariable über die vier Zeitpunkte hinweg ansieht. Bemerkenswerterweise ist bei 41 Jugendlichen (2,3 %) das Geschlecht nicht konstant, sondern verändert sich zumindest ein Mal (Tabelle 4). Neun Jugendliche sind möglicherweise Mann-zu-Frau-Transsexuelle, da sie zuerst angeben, männlich zu sein, sich später weiblich identifizieren und genau einmal das Geschlecht wechseln. 19 Jugendliche sind potentielle Frau-zu-Mann-Transsexuelle, da sie ebenfalls genau einmal die Geschlechtsidentität wechseln, von weiblich zu männlich. 13 Jugendliche wechseln die Geschlechtsidentität zwei Mal, drei Wechsel kamen nicht vor. Es stellt sich in der Folge die Frage, wie diese Geschlechtswechsel und der relativ hohe Anteil an der Panelpopulation zu erklären sind.

Tabelle 4: Jugendliche mit wechselndem Geschlecht, n = 41

	t1	t2	t3	t4	n	Anteil am Panel (n=1769)
mögliche Mann-Frau-Transsexuelle	m	m	m	w	5	
	m	w	w	w	3	
	m	m	w	w	1	
Summe M-F-Transsexuelle					9	0,5 %
mögliche Frau-Mann-Transsexuelle	w	m	m	m	10	
	w	w	w	m	8	
	w	w	m	m	1	
Summe F-M-Transsexuelle					19	1,1 %
Inkonsistente	w	m	w	w	6	
	m	m	w	m	4	
	m	w	m	m	2	
	w	w	m	w	1	
Summe Inkonsistente					13	0,7 %
Summe insgesamt					41	2,3 %

Folgende Erklärungen sind m. E. möglich (allerdings sind das reine Vermutungen):

- Manche Jugendlichen könnten aus Spaß ein anderes Geschlecht angegeben haben.
- Die Frage nach dem Geschlecht wurde im Sinne der Geschlechtsrollenidentität interpretiert („Ich bin vom Typ her eher ‚weiblich‘.“), die Adjektive „männlich“ und „weiblich“ suggerieren das auch.

- Manche Jugendliche, die Geschlecht nicht als strikt disjunkt oder strikt biologisch verstehen oder spielerisch mit Identität umgehen, könnten die Frage frei interpretiert haben.
- Es handelt sich um transsexuelle Jugendliche, deren Geschlechtsidentität sich im Lauf der Erhebung verändert hat (darauf komme ich in [Kap. 9.2](#) zurück).
- Es sind Fehler bei der Dateneingabe/Codierung passiert.
- Es sind Fehler bei der Beantwortung passiert (dieselbe Vermutung hegt Pöge 2007: 19).

Einige dieser Vermutungen hätten sich näher untersuchen lassen, wenn zusätzliche Geschlechtsvariablen wie z. B. Geschlechtsrollenidentität erhoben worden wären.²⁴ Fest steht jedenfalls, dass Geschlecht nicht so eindeutig ist, wie man vermuten könnte, und dass ca. eine/r von 40 SchülerInnen kein konstantes Geschlecht angegeben hat, was auch immer die Gründe dafür sein mögen.

Vergleicht man die Anteile von Jungen und Mädchen im 4-Wellen-Panel Datensatz und in der Schulstatistik, zeigt sich, dass die Mädchen im Panel überrepräsentiert sind. Laut Schulstatistik beträgt der Anteil der Mädchen im betreffenden Jahrgang (reduziert auf die teilnehmenden Schulen) 49 % bis 50 %, im Panel beträgt der Anteil 56 % - ein erheblicher Unterschied (Tabelle 5). Diese Verzerrungen haben anscheinend dieselben Gründe wie die Verzerrung der Anteile der verschiedenen Schulformen. Jungen machen mehr Fehler beim Erstellen des persönlichen Codes, daher sind weniger Fragebögen von Jungen auswertbar, und auch der Anteil von gewollten und ungewollten Ausfällen (Krankheit, Schwänzen, Verweigerung) ist vermutlich bei Jungen höher (Pöge 2007: 77ff, 81ff).

Zusammenfassend stellt sich die Frage, wie weiter mit der Geschlechtsvariable umzugehen ist. Die erste Konsequenz einer kritischen Analyse ist die strikte Interpretation von Geschlecht im Sinne von Geschlechtsidentität. Dabei sollte mitbedacht werden, dass eine dichotome undifferenzierte Geschlechtsvariable alleine nur geringe Erklärungskraft besitzt im Vergleich mit anderen möglichen Operationalisierungen von Geschlecht und dass das Einbeziehen anderer Geschlechtsvariablen (z.B. Geschlechtsrollenidentität) andere Zusammenhänge hervorbringen könnte (siehe Micus 2002: 240). Ein Ausschluss der Fälle mit wechselndem

²⁴ Es wäre grundsätzlich auch möglich, Modelle zu rechnen, in denen Geschlechtsidentität oder andere Geschlechtsvariablen die abhängigen Variablen sind.

Geschlecht würde implizit bedeuten, dass nur Menschen mit konstantem Geschlecht für eine Untersuchung infrage kommen und damit den feministischen Vorwurf bestätigen, dass (quantitative) empirische Sozialforschung ein Herrschaftsinstrument ist (Althoff et al. 2001: 39ff). Es dürfte aus dem bisher Gesagten deutlich geworden sein, dass man vorsichtig sein sollte, diese „Auffälligkeiten“ der Geschlechtsvariable als Fehler zu interpretieren oder überhaupt zu ignorieren. Im Hinblick auf die Datenanalyse ist die Untersuchung der Querschnitte unproblematisch, beim Vergleich der Querschnitte bzw. bei Längsschnittmodellen muss aber darauf Rücksicht genommen werden, dass ein geringer Anteil der Jugendlichen zu unterschiedlichen Zeitpunkten in unterschiedliche Kategorien fällt – daher wird nicht pauschal eine Geschlechtsvariable für alle vier Zeitpunkte verwendet, sondern alle vier erhobenen Variablen.²⁵

Tabelle 5: Schulstatistik und 4-Wellen-Panel nach Geschlecht (Pöge 2007: 77)

		männlich		weiblich		gesamt n (100%)
		n	%	n	%	
t1	Schulstatistik	2003	51,2	1907	48,8	3910
	Panel	772	43,6	997	56,4	1769
t2	Schulstatistik	1927	51,2	1836	48,8	3763
	Panel	783	44,3	986	55,7	1769
t3	Schulstatistik	1999	50,9	1926	49,1	3925
	Panel	776	43,9	993	56,1	1769
t4	Schulstatistik ²⁶	1760	49,7	1783	50,3	3543
	Panel	782	44,2	987	55,8	1769

8.2 BIVARIATE ANALYSE: STATISTISCHE MASSZAHLEN UND TESTS

Weil ein methodenkritisches Vorgehen auch bedeutet, reflektiert und präzise mit Statistik umzugehen, sei zumindest für die bivariate Analyse kurz dargestellt, welche Maßzahlen und Tests hier zur Anwendung kommen (für die multivariaten Modelle und die Längsschnittmodelle ist das aufgrund der Komplexität nicht möglich). Vergleicht man die Antworten von Mädchen und Jungen, besteht der erste Schritt des Geschlechtervergleichs üblicherweise in einem Test auf Gleichheit der Mittelwerte. Der *t-Test für Mittelwertvergleiche* basiert auf der Annahme, dass die Grundgesamtheiten normalverteilt sind und die gleiche Varianz aufweisen (Cohen 1988: 19). Der Test ist aber robust gegenüber mittelmäßigen Abweichungen, beson-

²⁵ Eine zusätzliche Möglichkeit wäre, aus den „Geschlechtswechslern“ eine dritte Kategorie zu bilden. Das wäre m. E. aber wiederum ein Artefakt und daher erst recht problematisch.

²⁶ Nur für jene SchülerInnen, die 2005 die 10. Schulstufe besucht haben.

ders wenn die Stichproben größer als 30 Fälle sind. Eine Ausnahme bildet nur der Fall, wenn sowohl die Varianzen als auch die Stichprobengrößen der beiden Gruppen sehr unterschiedlich sind. Solange die beiden Stichprobengrößen nur ungefähr gleich sind, wird der t-Test nur durch extreme Unterschiede der Varianzen verzerrt (ebd.: 70). Da die Anzahl der Jungen und der Mädchen bei allen Variablen annähernd gleich ist, kann man davon ausgehen, dass die Voraussetzungen für den t-Test erfüllt sind. Für jene Fälle, in denen die Varianzen signifikant unterschiedlich sind (Levene-Test auf Varianzgleichheit), wurde ein modifizierter t-Test angewendet.

Der Unterschied zwischen Jungen und Mädchen kann auch interpretiert werden als Zusammenhang zwischen der Variable Geschlecht und der jeweils anderen Variable. Der t-Test alleine trifft nur eine Aussage darüber, *ob* ein Zusammenhang existiert, aber nicht über dessen Stärke. Je nach Skalenniveau der abhängigen Variablen gibt es unterschiedliche *Zusammenhangsmaße*: Lambda (λ) und Cramers V für zwei nominalskalierte Variablen, Eta (η) für den Zusammenhang zwischen einer nominalen Variable und einer metrischen Variable.²⁷

Lambda, V und Eta können Werte zwischen 0 und 1 annehmen, wobei 1 für einen perfekten Zusammenhang steht und 0 für keinen Zusammenhang. Die Beurteilung, welcher Wert als geringer, mittlerer oder starker Zusammenhang betrachtet werden kann, ist dabei immer bis zu einem gewissen Grad willkürlich. Für Eta gibt es zwar keine Richtlinien zur Einschätzung der Stärke eines Zusammenhangs, aber um nicht völlig beliebige Einschätzungen abzugeben, habe ich mich an den Richtlinien für den Korrelationskoeffizienten r orientiert (Kühnel/Krebs 2004: 404f; Babbie et al. 2000: 233), der in seiner Konstruktion und Logik Eta ähnlich ist und auch ähnliche Werte annimmt, wobei gilt: $r \leq \eta$ (Benninghaus 2005: 233, 244f). Eta ist vorzeichenlos und zeigt daher nicht die Richtung der Beziehung an.

Eine weitere (und in der Untersuchung von Geschlechtsunterschieden weit verbreitete) Möglichkeit, die relative Größe und damit Relevanz eines Zusammenhangs zweier Variablen zu beschreiben, ist die Berechnung einer *Effektgröße*. Beim Vergleich von Mittelwerten ist die übliche Effektgröße d . Diese Maßzahl ist unabhängig von den Einheiten, in denen die Variablen gemessen werden und ermöglicht damit Vergleiche zwischen verschiedenen Variablen. Berechnet wird d aus der Differenz der Stichprobenmittelwerte (also im vorliegenden Fall der

²⁷ Genau genommen handelt es sich bei den meisten hier untersuchten Items um ordinalskalierte Variablen. Es ist allerdings in der Soziologie üblich, solche ordinalskalierten Variablen unter gewissen Voraussetzungen wie metrische Variablen zu behandeln.

Differenz zwischen dem Mittelwert der Mädchen und jenem der Jungen) und der gemittelten Standardabweichung. d ist folglich die standardisierte Mittelwertsdifferenz und kann in Standardabweichungen interpretiert werden, allerdings kann d beliebig groß sein, d.h. es gibt keine Grenzwerte, was die Interpretation wiederum erschwert (siehe [Kap. 3.3.4](#)).

d berechnet sich nach folgender Formel (Cohen 1988: 66f), wobei s die gemittelte Standardabweichung der beiden Teilstichproben²⁸ darstellt:

$$d = \frac{M_J - M_M}{s}$$

Dabei gibt es die Konvention, dass positive Werte von d höhere Werte der Männer bei der untersuchten Variable anzeigen, negative Werte von d höhere Werte der Frauen (Hyde 1984: 725, 2005: 582).

Cohen (1988: 24ff) schlägt Richtwerte für die Beurteilung von d vor, in Anlehnung daran bezeichnet Hyde (2005: 581ff)

- Werte unter 0,1 als verschwindend gering,
- Werte zwischen 0,11 und 0,35 als klein,
- Werte zwischen 0,36 und 0,65 als mittelmäßig,
- Werte zwischen 0,66 und 1,00 als groß
- und Werte über 1,00 als sehr groß.

Bei aller gebotenen Vorsicht angesichts so einer Interpretation (siehe [Kap. 3.3.4](#)) werde ich mich an diesen Richtlinien orientieren.

Der t -Wert und d hängen statistisch zusammen, machen aber jeweils unterschiedliche Aussagen. Während der t -Test überprüft, ob der Unterschied der Mittelwerte nur zufällig durch die Stichprobenziehung entstanden sein könnte, macht d eine Aussage über die relative Größe der Mittelwertsdifferenz. Inhaltlich ist die Effektstärke d damit ähnlich dem Zusammenhangsmaß Eta, das die Größe des Zusammenhangs misst. In der vorwiegend psychologischen Literatur zu Geschlechtsunterschieden ist die Maßzahl d weit verbreitet, in der Soziologie arbeitet man

²⁸ s berechnet sich nach der Formel $s = \sqrt{\frac{\sum (X_J - M_J)^2 + \sum (X_M - M_M)^2}{n_J + n_M - 2}}$

vor allem mit Zusammenhangsmaßen wie Eta, daher führe ich im Sinne der wechselseitigen Verständlichkeit beide Maßzahlen an.

Als Vorgriff auf die multivariate Analyse wird für Geschlecht und jede abhängige Variable das PRE-Maß η^2 berechnet. Es gibt an, wie groß der Anteil der durch die unabhängige Variable erklärten Variation an der Gesamtvariation der abhängigen Variable ist. Daher ist es vergleichbar mit dem r^2 in der Regression, wobei gilt $r^2 \leq \eta^2$ (Benninghaus 2005: 232ff). So lässt sich schon in der bivariaten Analyse feststellen, wie groß die Erklärungskraft von Geschlecht für die jeweiligen Variablen ist.

Wie im vorigen Kapitel gezeigt wurde, entsprechen die Anteile von Mädchen und Jungen in der Stichprobe nicht den Anteilen in der Grundgesamtheit (Schulstatistik). Mädchen sind stark überrepräsentiert. Diese Verzerrung hat einen (geringfügigen) Einfluss auf die Berechnung von Tests, die sich auf die Grundgesamtheit beziehen (t-Test und Levene-Test). Diese Tests wurden daher mit einer Gewichtung der Fälle entsprechend den Anteilen in der Grundgesamtheit gerechnet. Alle deskriptiven Maße (inkl. Zusammenhangsmaße und Effektmaße) wurden mit den ungewichteten Daten berechnet.

8.3 GESCHLECHT UND EINSTELLUNGEN ZU AGGRESSION

Aggression umfasst mehrere Komponenten: Einstellungen, Emotionen und Verhalten (siehe [Kap. 4.1](#)). Dieses Kapitel beschäftigt sich mit Einstellungen, das folgende Kapitel mit (berichtetem) Verhalten. Die Duisburger Erhebung beinhaltet mehrere Einstellungsfragen, die hier einem Geschlechtervergleich unterzogen werden. Dabei wurden hauptsächlich prototypische Formen von Aggression (körperliche, direkte Aggression) berücksichtigt: Im Folgenden werden aber auch jene Fragen analysiert, die sich mit instrumenteller Aggression und Aggression gegen Gegenstände (Vandalismus) beschäftigen – der Aggressionsbegriff ist also bewusst weit gefasst. Um möglichst viele verschiedene Dimensionen von Aggression berücksichtigen zu können, beschränken sich die Berechnungen in diesem Kapitel auf das Erhebungsjahr 2003 (t2) – in diesem Jahr wurden die meisten Fragen erhoben, die sich mit Einstellungen zu Aggression befassen (siehe Anhang, [Kap. 10.1](#)).

Die Schülerinnen und Schüler wurden unter anderem gefragt, wie schwerwiegend sie unterschiedliche Delikte einschätzen. Dazu zählten u. a. Straftaten wie Körperverletzung, Provokation/Einschüchterung, Gelderpressung oder das Beschmieren einer Bushaltestelle (der genaue Wortlaut der Fragen findet sich im Anhang, [Kap. 10.2](#)). Diese vier Einstellungsfragen werden hier herausgegriffen, da sie sich mit aggressiven Delikten im weitesten Sinn beschäftigen (darunter fällt auch Vandalismus, den man als gegen Gegenstände gerichtete Aggression verstehen kann).

Im Allgemeinen wurde die Gelderpressung als das gravierendste aggressive Delikt betrachtet (86 % fanden das „sehr“ oder „eher schlimm“, 8 % wählten die Mittelkategorie und nur 6 % fanden das „völlig“ oder „eher harmlos“), gefolgt von der Körperverletzung (66 % fanden das „sehr“ oder „eher schlimm“, 15 % wählten die Mittelkategorie, 20 % fanden das „völlig“ oder „eher harmlos“). Jemanden zu provozieren oder einzuschüchtern fanden viele Jugendliche (27 %) nur mittelmäßig schlimm (42 % „sehr“ oder „eher schlimm“, 31 % „völlig“ oder „eher harmlos“), und das Beschmieren einer Bushaltestelle war ebenso umstritten: 37 % der SchülerInnen fanden das „völlig“ oder „eher harmlos“, 18 % wählten die Mittelkategorie und 45 % fanden es „eher“ oder „sehr schlimm“.

Für die ersten drei Delikte zeigen sich konsistente Geschlechtsunterschiede. Körperverletzung, Provokation/Einschüchterung und Gelderpressung wurden von den Mädchen signifikant schwerwiegender eingestuft als von den Jungen (siehe Tab. 6). Nur das Beschmieren der Bushaltestelle fanden beide Geschlechter gleich schlimm – die Mittelwerte sind in beiden Teilgruppen identisch. Für die Fragen bezüglich Körperverletzung und Gelderpressung gilt außerdem, dass die Varianzen bei Mädchen signifikant niedriger sind als bei Jungen. Der Levene-Test (F-Test) zeigt in diesen beiden Fällen ein signifikantes Ergebnis.

Auch wenn man das Zusammenhangsmaß Eta berechnet, zeigt sich bei der Frage nach der Sachbeschädigung kein Zusammenhang ($\eta = 0,002$), die anderen Zusammenhänge fallen gering (0,076 und 0,153) bis mittelmäßig (0,265) aus.

Bei der Frage nach Einschätzung der Schwere von Körperverletzung ergibt sich ein $d = -0,550$. Das negative Vorzeichen zeigt dabei an, dass Mädchen im Durchschnitt höhere Werte angaben, d.h. Körperverletzung als schwerwiegender einstufen. Der Mittelwert der Mädchen liegt 0,550 Standardabweichungen über dem Mittelwert der Jungen. Der Geschlechtsunter-

schied bei der Beurteilung von Provokation/Einschüchterung fällt etwas geringer aus ($d = -0,370$) und der Unterschied bei der Beurteilung von Gelderpressung ist am geringsten ($d = -0,154$). Durchgängig erachten Mädchen im Vergleich zu Jungen alle drei Delikte als schwerwiegender. Anders formuliert empfinden Jungen diese Straftaten als harmloser, was auf eine höhere aggressive Neigung schließen lässt. Bei der Frage nach der Sachbeschädigung sind die Mittelwerte identisch und daher ist $d = 0,000$. Das könnte daran liegen, dass die konkret in der Frageformulierung genannte Sachbeschädigung („eine Bushaltestelle besprayen oder mit einem Edding beschreiben“) nicht unbedingt ein aggressives Verhalten darstellt. Die drei hier gefundenen Mittelwertsunterschiede können als klein bis mittelmäßig bezeichnet werden.

Tabelle 6: Einstellungen zu verschiedenen Delikten (t2), $n = 1769$

	n	arithmet. Mittel	d	Varianz	η
Körperverletzung (bh0002)	1737	3,70	-0,550	1,596	0,265
<i>Mädchen</i>	971	3,99*		1,246*	
<i>Jungen</i>	766	3,32*		1,787*	
Provokation/Einschüchterung (bh0003)	1740	3,14	-0,370	1,564	0,153
<i>Mädchen</i>	973	3,31*		1,482	
<i>Jungen</i>	767	2,93*		1,586	
Gelderpressung (bh0009)	1738	4,40	-0,154	0,958	0,076
<i>Mädchen</i>	971	4,46*		0,839*	
<i>Jungen</i>	767	4,31*		1,098*	
Sachbeschädigung Bushaltestelle (bh0010)	1741	3,15	0,000	2,026	0,002
<i>Mädchen</i>	971	3,15		1,957	
<i>Jungen</i>	770	3,15		2,116	

* $p \leq 0,05$, Daten für t-Test und F-Test nach Geschlecht gewichtet

Eine weitere Frage, die den SchülerInnen gestellt wurde, schilderte eine Situation im Schulalltag. Ein fiktiver Schüler namens Michael wird von einem anderen Schüler so heftig angerempelt, dass Michaels Getränk über seine Hose und sein T-Shirt verschüttet wird. Der andere Junge zeigt keine Reue und verschwindet. Wenig später steht Michael im Schulhof, als der andere wieder vorbeikommt. Die SchülerInnen werden aufgefordert, sich in diese Situation hineinzusetzen und eine der fünf vorgeschlagenen Handlungsmöglichkeiten zu wählen: a) den Jungen vorbeigehen lassen und nichts tun, b) den Jungen vorbeigehen lassen und einen Lehrer holen, c) den Jungen an der Jacke festhalten und zur Rede stellen, d) dem Jungen auch

ein Getränk über T-Shirt und Hose schütten, nach dem Motto „Wie du mir so ich dir“ oder e) den Jungen an der Jacke festhalten und so verprügeln, dass er diese „Abreibung“ so schnell nicht vergisst.

Tabelle 7: Reaktion auf das Fallbeispiel (bv0001) nach Geschlecht (in %), n = 1769

	männlich (n = 730)	weiblich (n = 937)	Gesamt (n = 1667)
nichts tun	9,45*	17,93*	14,22
Lehrer holen	13,01*	19,64*	16,74
zur Rede stellen	33,15	33,94	33,59
auch Getränk überschütten	17,53	20,81	19,38
festhalten und verprügeln	26,85*	7,68*	16,08
Gesamt	100,00	100,00	100,00

* $p < 0,05$, Daten für Test auf Gleichheit der Anteilswerte nach Geschlecht gewichtet

Von allen Jugendlichen hätte ziemlich genau ein Drittel (34 %) den anderen Jungen festgehalten und zur Rede gestellt, 19 % der Jugendlichen hätten sich revanchiert, indem sie ihn auch mit einem Getränk beschüttet hätten und 16 % hätten ihn verprügelt (Tab. 7). Vor allem diese drei Reaktionen sind relevant, da sie eine Bandbreite von aggressiven Reaktionen darstellen. Der Geschlechtervergleich zeigt, dass gerade bei der körperlich-aggressiven Reaktion ein signifikanter Unterschied zwischen Mädchen und Jungen besteht: Nur knapp 8 % der Mädchen, aber immerhin 27 % der Jungen würden den anderen Jungen verprügeln ($p = 0,000$).²⁹ 21 % der Mädchen und 18 % der Jungen würden ihm ebenfalls ein Getränk über seine Kleidung schütten. Dieser Unterschied ist allerdings nicht signifikant und dürfte zufällig zustande gekommen sein. Die Reaktion, den anderen zur Rede zu stellen, ist bei beiden Geschlechtern gleich häufig (34 % bzw. 33 %), Mädchen würden aber häufiger eine Lehrerin/einen Lehrer holen (20 %, gegenüber 13 % der Jungen) oder gar nichts tun (18 %, gegenüber 9 % der Jungen). Die körperlich-aggressive Reaktion wird also wesentlich häufiger von Jungen gewählt, die Revanche-Reaktion, dem anderen auch ein Getränk überzuschütten, und die Reaktion, den Jungen festzuhalten und zur Rede zu stellen, ist bei beiden Geschlechtern gleich häufig. Bei der letztgenannten Reaktion könnte man wieder argumentieren, dass es sich eigentlich nicht um eine aggressive Geste handelt (im Sinn einer Schädigungsabsicht) und daher keine Geschlechterunterschiede auftreten.

²⁹ Die Anteilswerte wurden auf die Nullhypothese hin überprüft, dass in der Grundgesamtheit die Anteile für Mädchen und Jungen gleich sind (Bleymüller 2002: 112).

Da die Antwortmöglichkeiten streng genommen qualitativ unterschiedlich sind, stellen sie keine Ordinalskala dar, daher ist auch kein Mittelwertsvergleich und keine Berechnung einer Effektgröße möglich. Es handelt sich eigentlich um eine nominalskalierte Variable, daher werden der Chi-Quadrat-Test als Signifikanztest und Cramers V als Zusammenhangsmaß für zwei nominalskalierte Variablen herangezogen. Der Chi-Quadrat-Test liefert ein hochsignifikantes Ergebnis ($\chi^2 = 127,6$, $p = 0,000$), d.h. die Nullhypothese, dass kein Zusammenhang zwischen den Variablen besteht, kann verworfen werden. Cramers V macht eine Aussage über die Stärke des Zusammenhangs: $V = 0,277$.³⁰ Da dieses Zusammenhangsmaß Werte zwischen 0 und 1 annehmen kann, ist der Zusammenhang hier nur mittelmäßig.³¹

Kritisch anmerken muss man hier noch, dass das Fallbeispiel eine Situation zwischen zwei Jungen beschreibt (und am Rande auch noch „einen Lehrer“ erwähnt). Möglicherweise war es dadurch für Jungen einfacher, sich in die Situation hineinzusetzen. Zu vermuten ist auch, dass die Art der Fallbeschreibung geschlechtsrollenspezifisches Antwortverhalten gefördert hat: Jungen reagieren wahrscheinlich gegenüber anderen Jungen eher körperlich-aggressiv als gegenüber Mädchen, und Mädchen trauen sich körperliche Aggression gegenüber einem Jungen wahrscheinlich noch weniger zu als gegenüber einem Mädchen. Darauf deuten auch die Ergebnisse in [Kap. 8.4](#) hin (siehe die Angaben zu Körperverletzung ohne Waffe in Tab. 14).

Den SchülerInnen wurde auch eine Itematterie vorgelegt, die eine Reihe von Aussagen über Gewalt beinhaltet, insbesondere über die Bewertung und Legitimität von Gewalt (Frageformulierungen im Anhang, [Kap. 10.2](#)). Aus der Itematterie über Einstellungen zu Gewalt wurden nach einer Faktorenanalyse jene drei Items ausgewählt, die am höchsten auf den ersten Faktor luden. Das Statement „Durch Gewalt kann man anderen Jugendlichen zeigen, wo es langgeht“ wurde insgesamt von mehr als der Hälfte der Jugendlichen (53 %) abgelehnt und von fast jeder/jedem fünften Jugendlichen befürwortet (18 %), die übrigen Befragten waren unentschieden (29 %). Jungen befürworteten diese Aussage im Durchschnitt signifikant häufiger als Mädchen, wobei die Werte der Jungen gleichzeitig stärker variierten als die der Mädchen (siehe Tab. 8). Der Zusammenhang dieser Frage mit dem Geschlecht kann als mittelmäßig eingestuft werden, ebenso die Effektgröße ($\eta = 0,236$ und $d = 0,495$).

³⁰ Lambda, das gebräuchlichste Zusammenhangsmaß für nominalskalierte Variablen, liefert hier den nicht aussagekräftigen Wert $\lambda = 0,000$. Das liegt an der Besonderheit, dass Lambda auch dann den Wert 0 annehmen kann, wenn keine statistische Unabhängigkeit vorliegt (Benninghaus 2005: 131ff).

³¹ Diese Einschätzung orientiert sich ebenfalls an den Richtlinien für r, ist aber eher willkürlich, weil die Werte von r und V zwar ähnlich, aber nicht unmittelbar miteinander vergleichbar sind. Deshalb sind überall die Werte der Maßzahlen angeführt, damit die LeserInnen sich ihr eigenes Urteil bilden können.

Tabelle 8: Einstellungen zu Gewalt (t2), n = 1769

	n	arithmet. Mittel	d	Varianz	η
Mit Gewalt kann man Jugendlichen zeigen, wo's langgeht. (bg0014)	1716	2,43	0,495	1,551	0,236
<i>Mädchen</i>	961	2,17*		1,316*	
<i>Jungen</i>	755	2,77*		1,655*	
Gewalt gibt gutes Gruppenfeeling. (bg0015)	1723	2,07	0,449	1,351	0,219
<i>Mädchen</i>	963	1,85*		1,088*	
<i>Jungen</i>	760	2,36*		1,538*	
Bin ich gut drauf, würde ich mich beteiligen, andere aufzumischen. (bg0016)	1734	2,23	0,368	1,545	0,182
<i>Mädchen</i>	969	2,03*		1,304*	
<i>Jungen</i>	765	2,48*		1,737*	

* $p \leq 0,05$, Daten für t-Test und F-Test nach Geschlecht gewichtet

Die Jugendlichen wurden auch gefragt, wie weit die Aussage „Gewalt gegen andere gibt ein gutes Gruppenfeeling“ auf sie persönlich zutrifft. Das Item wurde von mehr als zwei Drittel (68 %) abgelehnt und von 12 % befürwortet, 20 % waren unentschlossen. Auch hier befürwortete ein höherer Anteil der Jungen die Aussage, der Mittelwert liegt daher auch signifikant höher als jener der Mädchen; auch die Varianzen unterscheiden sich, die Antworten der Jungen streuen stärker. Der Zusammenhang zwischen Geschlecht und der Antwort auf diese Frage und die Effektgröße fallen etwas geringer aus als bei der vorhergehenden Frage, liegen aber gleichfalls im mittleren Bereich ($\eta = 0,219$ und $d = 0,449$).

Das Statement „Wenn ich richtig gut drauf bin, würde ich mich auch schon mal daran beteiligen, andere aufzumischen“ wurde auch von fast zwei Drittel der Jugendlichen (61 %) abgelehnt und von 16 % befürwortet (23 % waren unentschlossen). Der Mittelwert der Jungen liegt wiederum höher als jener der Mädchen, die Zustimmung der Jungen zu dem Item liegt also signifikant höher als jene der Mädchen. Auch hier sind die Varianzen deutlich unterschiedlich, die Antworten der Jungen streuen stärker. Das Zusammenhangsmaß und die Effektgröße weisen geringe ($\eta = 0,182$) bis mittelmäßige ($d = 0,368$) Werte auf.

Im Hinblick auf die multivariaten Modelle ist es außerdem interessant, sich die Erklärungskraft der Geschlechtsvariable in Bezug auf verschiedene abhängige Variablen anzusehen. Geschlecht kann bei den in diesem Kapitel untersuchten Variablen nur einen sehr geringen

Anteil an der Variation erklären, zwischen 0 % und 7 %, im Durchschnitt 3,4 % (siehe Tab. 9). Dieser erste Befund deckt sich in etwa mit der bisher in der Literatur gefundenen Erklärungskraft von Geschlecht (siehe [Kap. 3.1](#) und [Kap. 3.3.4](#)).

Fasst man die bisherigen Ergebnisse zusammen, so ist festzuhalten, dass bei sieben von acht untersuchten Variablen signifikante Geschlechtsunterschiede aufgetreten sind (Tab. 9). Vier dieser Items befassten sich mit Einstellungen zu offener körperlicher Aggression (bh0002, bg0014, bg0015, bg0016), und diese Items zeigen auch die stärksten Unterschiede. Ein Item fragt nach der Bewertung von Provokation/Einschüchterung (bh0003), was jedenfalls offene Aggression darstellt. Man könnte argumentieren, dass implizit damit vor allem verbale und weniger körperliche Aggression gemeint ist. Bei dieser Frage ist der Geschlechtsunterschied kaum schwächer als bei den Fragen zu rein physischer Aggression. Gelderpressung (bh0009) ist (auch) instrumentelle Aggression, da sie ein Mittel zum Zweck darstellt. Bei dieser Frage ist der Unterschied zwischen Mädchen und Jungen etwas geringer, aber immer noch signifikant. Die Frage nach der Reaktion auf das Fallbeispiel lässt sich nicht direkt mit den anderen vergleichen, weil die Variable ein anderes Skalenniveau hat. Interessant ist hier, dass nach einem Test auf Gleichheit der Anteilswerte nur mehr eine der drei aggressiven Reaktionen unterschiedlich häufig von Mädchen und Jungen gewählt wird. Während Mädchen häufiger nicht-aggressive Handlungen setzen würden, würden Jungen häufiger körperlich-aggressiv reagieren.

In der bivariaten Analyse sieht es also danach aus, als wäre bei den untersuchten Einstellungen ein geschlechtsspezifischer Unterschied vorhanden. Bei jeder Frage außer der nach der Beurteilung von Vandalismus zeigten Jungen ein höheres Niveau an aggressiven Haltungen. Bei keiner der Fragen hatten die Mädchen eine aggressivere Einstellung. Allerdings sind alle gefundenen Unterschiede und Zusammenhänge gering bis mittelmäßig, die durchschnittliche Effektgröße ($d = 0,341$) und der durchschnittliche Zusammenhang ($\eta = 0,162$) sind gering. d und η sind zwar inhaltlich unterschiedliche Maßzahlen, liefern hier aber nahezu immer analoge Ergebnisse betreffend der Einschätzung der Größenordnung und bezüglich des Vergleichs von Variablen. Betont werden muss an dieser Stelle, dass keine Einstellungen zu sozialer, relationaler oder indirekter Aggression (wie z.B. Bullying oder Gerüchteverbreiten) erhoben wurden. Die Literatur deutet darauf hin, dass bei Berücksichtigung dieser Aggressionsformen der Gesamtunterschied bei Aggression abgeschwächt wird (siehe [Kap. 4.2](#)).

Tabelle 9: Zusammenfassung der Signifikanzen, Effektgrößen, Zusammenhangsmaße und der erklärten Variation für Indikatoren zu Einstellungen zu Aggression, n = 1769³²

	Sig. < 0,05	d	η	η^2
Körperverletzung (bh0002)	Jungen	0,550	0,265	0,070
Provokation/Einschüchterung (bh0003)	Jungen	0,370	0,153	0,023
Gelderpressung (bh0009)	Jungen	0,154	0,076	0,006
Sachbeschädigung Bushaltestelle (bh0010)	kein Unterschied	0,000	0,002	0,000
Mit Gewalt kann man Jugendlichen zeigen, wo's langgeht. (bg0014)	Jungen	0,495	0,236	0,056
Gewalt gibt gutes Gruppenfeeling. (bg0015)	Jungen	0,449	0,219	0,048
Bin ich gut drauf, würde ich mich beteiligen, andere aufzumischen. (bg0016)	Jungen	0,368	0,182	0,033
Durchschnitt (arithm. Mittel)		0,341	0,162	0,034
	Sig. < 0,05	d	V	η^2
Reaktion auf das Fallbeispiel (bv0001)	Jungen	-	0,277	-

8.4 GESCHLECHT UND AGGRESSIVES VERHALTEN

Für die Untersuchung von Geschlecht im Zusammenhang mit aggressivem Verhalten habe ich die Befragung in der 10. Klasse ausgewählt, weil nur zu diesem Zeitpunkt Fragen darüber gestellt wurden, ob die SchülerInnen schon einmal Opfer von Gewalt geworden sind, und dabei auch das Geschlecht der Täterin/des Täters erhoben wurde. Diese Information ist deswegen wertvoll, weil sie die Angaben der SchülerInnen über begangene Gewaltdelikte validieren könnte. Die anderen Fragen sind Selbstberichte über aggressives Verhalten und können als solche nur bedingt Aufschluss über tatsächliches Verhalten geben. Zuerst wird eine Gruppe von Fragen untersucht, die sich mit den Peergroups der Jugendlichen befasst. Eine weitere interessante Fragestellung ist die nach sozialer Aggression (jemanden ausnützen und betrügen). Schließlich wird eine ganze Reihe von Delikten mit aggressivem Charakter untersucht. Bei diesen Delikten werden jeweils die Jahresprävalenzen und –inzidenzen analysiert, und für Raub, Körperverletzung und sexuelle Belästigung zusätzlich die Ergebnisse der Fragen nach der Opferwerdung.

Die SchülerInnen wurden aufgefordert, ihre *Peergroup* (Clique) zu beschreiben, indem sie für elf verschiedene Aussagen angaben, ob sie auf diese Gruppe zutreffen. Vier dieser Aussagen behandeln aggressives Verhalten und beschreiben eine Gruppe, die sich mit anderen Gruppen

³² Für die Variablen bh0002, bh0003, bh0009 und bh0010 wurde das Vorzeichen von d umgedreht, da Jungen die aggressiveren Einstellungen hatten.

prügelt, die Gewalt anwendet, um ihre Interessen durchzusetzen, die mit anderen Gruppen verfeindet ist und vor der andere Respekt haben. Eine Faktorenanalyse zeigt auch, dass genau diese vier Items auf denselben Faktor laden, d.h. dass diese Fragen auf einer Dimension liegen und die Mitgliedschaft in einer aggressiven oder gewaltbereiten Gruppe anzeigen. Da es hier nicht um die einzelnen Items geht, sondern darum, ob die Jugendlichen so einer Gruppe angehören oder nicht, bietet es sich an, einen Index zu bilden. Die Itemanalyse bestätigt, dass diese vier Items für einen Index geeignet sind ($\alpha = 0,829$). 42 % der SchülerInnen gaben im Durchschnitt an, dass diese Aussagen für ihre Clique nicht zutreffen (Indexwert 1,00 – 1,25), 37 % antworteten mit „stimmt wenig“ (Indexwert 1,50 – 2,25), 14 % mit „stimmt teilweise“ (Indexwert 2,50 – 3,25). Nur eine kleine Minderheit antwortete, dass diese Aussagen ihre Gruppe treffend beschreiben: 5 % antworteten mit „stimmt ziemlich“ (Indexwert 3,50 – 4,25) und 2 % mit „stimmt genau“ (Indexwert 4,25 – 5,00). 500 Jugendliche beantworteten diese Fragen nicht, weil sie keiner festen Gruppe von Gleichaltrigen angehörten.

Tabelle 10: Index zur Mitgliedschaft in einer aggressiven Peergroup (t4), n = 1769

	n	arithmet. Mittel	d	Varianz	η
Index aggressive Peergroup ³³ (dc0052, dc0054, dc0056, dc0058)	1269	1,80	0,529	0,804	0,252
<i>Mädchen</i>	715	1,60*		0,526*	
<i>Jungen</i>	554	2,06*		1,048*	

* $p \leq 0,05$, Daten für t-Test und F-Test nach Geschlecht gewichtet

Jungen gaben häufiger als Mädchen an, dass die Statements über aggressives Verhalten in der Gruppe auf ihre FreundInnengruppe zutreffen, wobei die Werte der Jungen stärker variierten als die der Mädchen (siehe Tab. 10). Die Stärke des Effekts von Geschlecht ist für diesen Index mittelmäßig ($d = 0,529$), ebenso der Zusammenhang zwischen Geschlecht und der Indexvariable ($\eta = 0,252$).

Die SchülerInnen in Duisburg wurden des Weiteren gefragt, ob sie schon einmal jemanden ausgenutzt oder „übers Ohr gehauen“ hätten, was durchaus auch als aggressive Handlung interpretiert werden kann. Auf diese Frage antwortete die Mehrheit der Jugendlichen (57 %) mit „trifft gar nicht“ oder „trifft eher nicht zu“. Nur jede/r fünfte (20 %) antwortete mit „trifft eher zu“ oder „trifft völlig zu“. Der Mittelwert der Jungen lag bei dieser Frage signifikant über

³³ Die einzelnen Antworten der Jugendlichen wurden bei der Indexbildung summiert und durch die Anzahl der Items dividiert.

dem Mittelwert der Mädchen, d.h. ein höherer Anteil der Jungen gab an, schon einmal jemanden ausgenutzt oder betrogen zu haben (Tab. 11). Die Antworten der Jungen streuten auch signifikant mehr als die der Mädchen. Der Zusammenhang der Frage mit Geschlecht ist mittelmäßig bis gering ($\eta = 0,201$), der Mittelwert der Jungen liegt um 0,407 Standardabweichungen höher als jener der Mädchen, was als mittelmäßiger Unterschied interpretiert werden kann. Dieses Ergebnis ist insofern erstaunlich, weil das die einzige Variable im Datensatz ist, die soziale Aggression misst, und auch hier die Jungen die höheren Werte haben.

Tabelle 11: Ausnützen/Betrügen (t4), n = 1769

	n	arithmet. Mittel	d	Varianz	η
Ich habe schon einmal jemanden ausgenutzt oder übers Ohr gehauen. (dX0002)	1734	2,41	0,407	1,447	0,201
<i>Mädchen</i>	969	2,20*		1,284*	
<i>Jungen</i>	765	2,68*		1,523*	

* $p \leq 0,05$, Daten für t-Test und F-Test nach Geschlecht gewichtet

Den SchülerInnen wurden außerdem etliche Fragen zu verschiedenen Delikten gestellt, darunter die Fragen, ob sie dieses Delikt jemals begangen haben, ob sie es im letzten Jahr begangen haben, falls ja, wie oft innerhalb der letzten 12 Monate, von wie vielen dieser Delikte die Polizei weiß, usw. Zu den abgefragten Straftaten zählen unter anderem verschiedene Arten von Diebstahl, Autoaufbruch, Drogenkonsum und -verkauf oder das Downloaden von Raubkopien aus dem Internet. Hier untersuche ich nur jene Delikte, die man im weitesten Sinn als aggressiv einstufen kann – das Sprayen von Graffiti, Scratches, Sachbeschädigung, Handtaschenraub, Raub und Körperverletzung (ohne und mit Waffe) – und dabei nur zwei Fragen: ob die Schülerin/der Schüler im letzten Jahr dieses Delikt begangen hat (Jahresprävalenz) und falls ja, wie oft sie/er das Delikt begangen hat (Jahresinzidenz).

Für alle Straftaten mit aggressivem Gehalt gilt, dass die große Mehrheit der SchülerInnen im letzten Jahr laut eigenen Angaben nicht straffällig geworden ist (Tab. 12). Das verbreitetste Delikt ist die Körperverletzung ohne Waffe (10,1 %), am seltensten ist der Handtaschenraub (0,4 %). Statistisch gesehen sind somit alle sieben hier untersuchten Variablen stark schief. Bei fünf Variablen sind die Geschlechtsunterschiede signifikant (χ^2 -Test), und in jedem dieser Fälle gilt, dass mehr Jungen als Mädchen straffällig geworden sind. Ein größerer Anteil der Jungen hat Graffiti gesprayed bzw. Tags (persönliche Schriftzüge) gesetzt, Sachbeschädigung

gen verübt, andere Menschen beraubt und Körperverletzungen verübt, sowohl ohne Waffe als auch mit Waffe. Beim Zerkratzen (Scratchen) von Gegenständen und beim Handtaschenraub besteht kein signifikanter Unterschied.

Tabelle 12: Selbstberichtete Prävalenz aggressiver Delikte im letzten Jahr (t4), n = 1769

	n	Antwort „ja“	Anteil an Straffälligen	V
TäterIn Graffiti/Tags letztes Jahr (dt0002p)	1737	4,5 %	n = 78	0,076
<i>Mädchen</i>	972	3,1 %*	38,5 %	
<i>Jungen</i>	765	6,3 %*	61,5 %	
TäterIn Scratchen letztes Jahr (dt0402p)	1735	5,9 %	n = 102	0,045
<i>Mädchen</i>	971	4,9 %	47,1 %	
<i>Jungen</i>	764	7,1 %	52,9 %	
TäterIn Sachbeschädigung letztes Jahr (dt0022p)	1735	6,5 %	n = 112	0,078
<i>Mädchen</i>	970	4,7 %*	41,1 %	
<i>Jungen</i>	765	8,6 %*	58,9 %	
TäterIn Handtaschenraub letztes Jahr (dt0142p)	1732	0,4 %	n = 7	0,017
<i>Mädchen</i>	972	0,3 %	42,9 %	
<i>Jungen</i>	760	0,5 %	57,1 %	
TäterIn Raub letztes Jahr (dt0162p)	1731	2,4 %	n = 41	0,077
<i>Mädchen</i>	972	1,3 %*	31,7 %	
<i>Jungen</i>	759	3,7 %*	68,3 %	
TäterIn Körperverletzung ohne Waffe letztes Jahr (dt0242p)	1741	10,1 %	n = 175	0,138
<i>Mädchen</i>	973	6,4 %*	35,4 %	
<i>Jungen</i>	768	14,7 %*	64,6 %	
TäterIn Körperverletzung mit Waffe letztes Jahr (dt0262p)	1748	1,6 %	n = 28	0,061
<i>Mädchen</i>	978	0,9 %*	32,1 %	
<i>Jungen</i>	770	2,5 %*	67,9 %	

alle Variablen wurden rekodiert

* $p \leq 0,05$, Daten für χ^2 -Test nach Geschlecht gewichtet

Alle fünf Straftaten, bei denen sich die Häufigkeiten nach Geschlecht unterscheiden, zeigen nur geringe Differenzen (Cramers V^{34} erreicht Werte zwischen 0,061 und 0,138). Eine weitere und in der Literatur sehr verbreitete Möglichkeit, die Geschlechter miteinander zu vergleichen, besteht darin, nur die Gruppe der straffällig gewordenen Jugendlichen zu analysieren. Der Vergleich innerhalb dieser Subpopulation führt inhaltlich zu anderen Aussagen und ist insbesondere deswegen heikel, weil er die Geschlechterdifferenz größer erscheinen lässt. Ein Geschlechtsunterschied, der für die Gesamtstichprobe gering ausfällt, wirkt beeindruckender, wenn er für diese Teilstichprobe dargestellt wird. Körperverletzung mit Waffe beispielsweise ist unter beiden Geschlechtern selten, kommt bei Jungen aber etwas häufiger vor (2,5 % gegenüber 0,9 % bei den Mädchen). Sieht man sich nur jene 28 Jugendlichen an, die im letzten Jahr jemanden mit einer Waffe angegriffen und verletzt haben, sind davon mehr als zwei Drittel männlich. Das ergibt ein Verhältnis von 1:2 (Mädchen gegenüber Jungen). Bei keinem der Delikte liegt dieses Verhältnis wesentlich über 1:2. Obwohl der Geschlechtsunterschied bei Handtaschenraub nicht signifikant ist (und man damit von einem Verhältnis von 1:1 ausgehen kann), zeigen sich bei den anderen beiden schweren Delikten³⁵, Raub und Körperverletzung mit Waffe, die größten Anteile männlicher Straftäter (68,3 % bzw. 67,9 %). Bei dieser Betrachtungsweise stimmt also die Hypothese, dass Jungen bei schwereren Delikten stärker überwiegen. Für die Gesamtstichprobe trifft das aber anhand des Zusammenhangsmaßes V nicht zu.

Auch die Jahresinzidenzen sind stark rechtsschief, d.h. die große Mehrheit der Jugendlichen hat im letzten Jahr keine Straftat verübt. Einige wenige StraftäterInnen gaben jedoch bis zu 120 Fälle pro Tatbestand an (daher auch die großen Varianzen). Das Sprayen von Graffiti und das Scratchen sind die beiden Delikte, bei denen die Inzidenzen am stärksten streuen, d.h. diese Delikte wurden von einzelnen Jugendlichen am häufigsten begangen (siehe Tab. 13).

Der Handtaschenraub ist nicht nur jene Straftat, die unter den Jugendlichen am wenigsten verbreitet ist, sondern auch jene, die am seltensten begangen wird, die höchste Inzidenz liegt bei 15. Fünf der sieben Straftaten werden signifikant öfter von Jungen begangen (Graffiti, Scratchen, Sachbeschädigung, Raub und Körperverletzung ohne Waffe), nur beim Handta-

³⁴ Bei der Berechnung von λ ergibt sich dasselbe Problem wie im vorherigen Kapitel: Weil die Modalkategorien der abhängigen Variable bei Mädchen und Jungen dieselben sind, nimmt λ überall den Wert 0 an, obwohl einige der Zusammenhänge sehr wohl von der statistischen Unabhängigkeit abweichen.

³⁵ Bei der Unterscheidung von schweren und leichten Delikten hab ich mich an Boers et al. (2006: 6f) orientiert.

schenraub und bei der Körperverletzung mit Waffe ergeben sich keine Unterschiede. Bei allen Variablen streuen die Werte unter den Jungen stärker als unter den Mädchen.

Tabelle 13: Selbstberichtete Inzidenz aggressiver Delikte im letzten Jahr (t4), n = 1769

	n	arithmet. Mittel	d	Varianz	η
TäterIn Graffiti/Tags Häufigkeit (dt0003)	1732	0,64	0,156	35,849	0,078
<i>Mädchen</i>	971	0,23*		11,204*	
<i>Jungen</i>	761	1,16*		66,858*	
TäterIn Scratches Häufigkeit (dt0403)	1725	0,61	0,171	33,517	0,085
<i>Mädchen</i>	966	0,17*		1,464*	
<i>Jungen</i>	759	1,16*		73,818*	
TäterIn Sachbeschädigung Häufigkeit (dt0023)	1723	0,35	0,138	8,792	0,069
<i>Mädchen</i>	966	0,17*		1,515*	
<i>Jungen</i>	757	0,58*		17,999*	
TäterIn Handtaschenraub Häufigkeit (dt0143)	1732	0,03	0,079	0,254	0,042
<i>Mädchen</i>	972	0,01		0,028*	
<i>Jungen</i>	760	0,05		0,543*	
TäterIn Raub Häufigkeit (dt0163)	1727	0,16	0,134	2,445	0,065
<i>Mädchen</i>	971	0,07*		1,184*	
<i>Jungen</i>	756	0,28*		4,044*	
TäterIn Körperverletzung ohne Waffe Häufigkeit (dt0243)	1724	0,56	0,230	13,752	0,114
<i>Mädchen</i>	968	0,18*		1,337*	
<i>Jungen</i>	756	1,03*		29,266*	
TäterIn Körperverletzung mit Waffe Häufigkeit (dt0263)	1747	0,14	0,100	6,764	0,049
<i>Mädchen</i>	977	0,03		0,198*	
<i>Jungen</i>	770	0,29		15,068*	

* $p \leq 0,05$, Daten für t-Test und F-Test nach Geschlecht gewichtet

Der Zusammenhang zwischen Geschlecht und der Jahresinzidenz der verschiedenen Straftaten mit aggressivem Charakter ist sehr homogen (η von 0,042 bis 0,114) und durchgängig gering. Dasselbe gilt für die Effektstärke – obwohl sich fünf der sieben Mittelwerte zwischen Mädchen und Jungen unterscheiden, ist die Größe des Unterschieds in allen Fällen gering (d

von 0,079 bis 0,230). Der stärkste Zusammenhang und die größte Effektstärke ergeben sich bei der Körperverletzung ohne Waffe, der geringste noch signifikante Zusammenhang ergibt sich bei Raub.

Eine Möglichkeit, die selbstberichtete Delinquenz zu validieren, ist der Vergleich von TäterInnenangaben und Opferangaben. Nach Geschlecht aufgeschlüsselt erhält man dabei eine zusätzliche Information: wie viele der Straftaten zwischen Mädchen und zwischen Jungen begangen werden und wie viele sich gegen das andere Geschlecht richten. Bei Raub ist die Konstellation Täter männlich/Opfer männlich die häufigste – 61 % (Opferangabe) bis 65 % (Täterangabe) der Delikte ereignen sich zwischen Jungen/Männern, 15 % bis 19 % zwischen Mädchen/Frauen (Tab. 14). Bis hierher stimmen die Angaben von Opfern und TäterInnen ziemlich gut überein, bei der zwischengeschlechtlichen Konstellation ist der Unterschied aber sehr deutlich. Laut Angaben der Opfer werden 20 % aller Raube von männlichen Tätern und an weiblichen Opfern verübt, laut Angaben der Täter werden allerdings nur 5 % aller Raube an Mädchen/Frauen und von männlichen Tätern verübt. Mehrere Erklärungen sind hier denkbar. Der erste und wichtigste Einwand lautet, dass sich die Opferangaben nicht notwendigerweise auf die gleiche Personengruppe beziehen wie die TäterInnenangaben. Das wäre nur dann der Fall, wenn die Straftaten ausschließlich von SchülerInnen an gleichaltrigen SchülerInnen aus Duisburg begangen werden. Eine Aufschlüsselung nach Alter der TäterInnen (Opferangabe) und der Opfer (TäterInnenangabe) zeigt, dass bei Raub zwar mehr als die Hälfte aller Delikte unter Gleichaltrigen (+/- ein Jahr Altersdifferenz) verübt werden, der Rest allerdings nicht – dieser Punkt allein könnte schon die Differenz erklären. Eine andere mögliche Erklärung wäre soziale Erwünschtheit: Die Angaben der männlichen Täter könnten unter den wahren Werten liegen, da Aggression gegen Mädchen/Frauen eher tabuisiert ist als gegen Jungen oder Männer. Auf der anderen Seite könnten die Angaben der männlichen Opfer unter den wahren Werten liegen, da sich manche Jungen schämen könnten zuzugeben, von einem Mädchen/einer Frau beraubt worden zu sein.

Körperverletzung ohne Waffe ist geschlechtsspezifisch ähnlich verteilt. 53 % bis 65 % aller Delikte werden unter Jungen begangen, 18 % bis 21 % unter Mädchen. Auch hier weichen die Angaben über Straftaten mit gegengeschlechtlichem Opfer und TäterIn stark voneinander ab. Die Erklärungsansätze dafür sind dieselben, auch die Körperverletzung ohne Waffe wird zwar vorwiegend, aber nicht ausschließlich unter Gleichaltrigen verübt. Bei beiden Delikten (und allen vier Variablen) ist der Zusammenhang mit Geschlecht signifikant, d.h. männliche Täter

greifen vor allem das eigene Geschlecht an, weibliche Täterinnen vor allem Mädchen oder Frauen. Bei der Körperverletzung mit Waffe ist der Zusammenhang nicht signifikant. Zwar findet auch hier der Großteil der Gewalt unter Jungen statt (63 % bis 65 %), aber auch die weiblichen Täterinnen greifen eher Jungen als Mädchen an. Die Diskrepanz bei zwischengeschlechtlichen Straftaten zwischen Opfer- und TäterInnenangaben findet sich auch hier.

Tabelle 14: Opferangaben über Geschlecht der TäterInnen und TäterInnenangaben über Geschlecht des Opfers (jeweils beim letzten Mal) nach Geschlecht (t4), n = 1769

	n	Täterin weiblich		Täter männlich		V/ Sig. (χ^2 -Test)
		Opfer weibl.	Opfer männl.	Opfer weibl.	Opfer männl.	
TäterInnenangabe Geschlecht des Opfers bei Handtaschenraub letztes Mal (dT0151)	6	50,0 %	0,0 %	33,3 %	16,7 %	0,447/n.s.
TäterInnenangabe Geschlecht des Opfers bei Raub letztes Mal (dT0171)	40	15,0 %	15,0 %	5,0 %	65,0 %	0,491/*
Opferangabe Geschlecht der Täterin/des Täters bei Raub letztes Mal (dO0004)	97	18,6 %	1,0 %	19,6 %	60,8 %	0,575/*
TäterInnenangabe Geschlecht des Opfers bei Körperverletzung ohne Waffe letztes Mal (dT0251)	172	20,9 %	12,8 %	1,7 %	64,5 %	0,671/*
Opferangabe Geschlecht der Täterin/des Täters bei Körperverletzung ohne Waffe letztes Mal (dO0024)	122	18,0 %	2,5 %	27,0 %	52,5 %	0,438/*
TäterInnenangabe Geschlecht des Opfers bei Körperverletzung mit Waffe letztes Mal (dT0271)	27	11,1 %	22,2 %	3,7 %	63,0 %	0,369/n.s.
Opferangabe Geschlecht der Täterin/des Täters bei Körperverletzung mit Waffe letztes Mal (dO0044)	43	2,3 %	9,3 %	23,3 %	65,1 %	0,046/n.s.
Opferangabe Geschlecht der Täterin/des Täters bei sexueller Belästigung letztes Mal (dO0064)	156	0,6 %	3,2 %	90,4 %	5,8 %	0,520/*

* $p \leq 0,05$, Daten für χ^2 -Test nach Geschlecht gewichtet

Handtaschenraub³⁶ ist vor allem gegen ältere Frauen gerichtet (das zeigt eine zusätzliche Aufschlüsselung nach Alter), die Fallzahl ist hier aber zu gering um zuverlässige Aussagen machen zu können. Zu sexueller Belästigung gibt es nur Opferangaben und dieses Delikt wird fast ausschließlich von Jungen/Männern begangen (96 %) an dabei fast ausschließlich an

³⁶ nur Angaben der TäterInnen verfügbar

Mädchen/Frauen (90 %). Der Zusammenhang mit Geschlecht ist signifikant – sexuelle Belästigung findet also viel häufiger zwischen den Geschlechtern statt als innerhalb eines Geschlechts. Nur in 6 % aller Fälle werden Jungen von anderen Jungen/Männern belästigt, und in 3 % von Mädchen/Frauen. Nur in einem Fall wurde ein Mädchen von einem anderen Mädchen/einer Frau belästigt.

Bei fünf der acht Variablen zeigt sich ein signifikanter Zusammenhang, und die Stärke der Zusammenhänge ist mittelmäßig bis groß (V von 0,438 bis 0,671). Körperverletzung ohne Waffe ist (laut TäterInnenangaben) am stärksten geschlechtsspezifisch ausgeprägt. Raub und Körperverletzung ohne Waffe werden fast ausschließlich innerhalb des eigenen Geschlechts verübt, sexuelle Belästigung fast ausschließlich zwischen den Geschlechtern.

Jene drei Delikte, bei denen sich Opfer- und TäterInnenangaben vergleichen lassen, zeigen unterschiedliche Abweichungen. Bei Raub wird der geschlechtsspezifische Zusammenhang von den Opfern stärker beurteilt als von den TäterInnen, bei Körperverletzung ohne und mit Waffe schätzen die TäterInnen die geschlechtsspezifische Aufteilung der Delikte ausgeprägter ein als die Opfer. Bei den Delikten zwischen den Geschlechtern zeigen sich beträchtliche Abweichungen, bei Straftaten innerhalb der Geschlechter stimmen die Angaben beider Seiten weitgehend überein. Außerdem bestätigt die Opferbefragung, dass der Anteil der männlichen Täter an allen TäterInnen bei den vier erhobenen Delikten weit über 50 % liegt.

Fasst man die Ergebnisse dieses Kapitels zusammen, so hat sich bei 17 der 24 untersuchten Variablen ein signifikanter Geschlechtsunterschied gezeigt (siehe Tab. 15) – das sind fast 71 % der Fragen und damit weit mehr, als man zufällig erwarten würde.³⁷ Dennoch sind die gefundenen Unterschiede im Durchschnitt nur von geringer bis mittelmäßiger Größenordnung. Bei jenen Variablen, die eine Berechnung einer Effektgröße erlauben, liegt das durchschnittliche d bei 0,216 – eine kleine Effektgröße – das durchschnittliche η bei 0,106 – ein schwacher Zusammenhang – und das durchschnittliche η^2 bei 0,016, d.h. im Schnitt können nur 1,6 % der Variation der abhängigen Variablen (hier die Indikatoren für aggressives Verhalten) erklärt werden – ein sehr geringer Anteil. Die Werte von d und η sind auch hier analog in der

³⁷ Geht man davon aus, dass bei allen Variablen keine Geschlechtsunterschiede bestehen, dann würden von allen Tests, die mit einer Fehlerwahrscheinlichkeit von 5 % durchgeführt werden, zirka 5 % der Tests ein signifikantes Ergebnis liefern. Man würde dann annehmen, dass die Nullhypothese gültig ist und die signifikanten Testergebnisse auf den alpha-Fehler zurückführen (Cohen et al. 1995: 264ff).

Tabelle 15: Zusammenfassung der Signifikanzen, Effektgrößen, Zusammenhangsmaße und der erklärten Variation für Indikatoren zu aggressivem Verhalten, n = 1769

	Sig. < 0,05	d	η	η^2
Index aggressive Peergroup (dc0052, dc0054, dc0056, dc0058)	Jungen	0,529	0,252	0,064
Ausnützen/Betrügen (dX0002)	Jungen	0,407	0,201	0,041
TäterIn Graffitis/Tags Häufigkeit (dt0003)	Jungen	0,156	0,078	0,006
TäterIn Scratchen Häufigkeit (dt0403)	Jungen	0,171	0,085	0,007
TäterIn Sachbeschädigung Häufigkeit (dt0023)	Jungen	0,138	0,069	0,005
TäterIn Handtaschenraub Häufigkeit (dt0143)	kein Unterschied	0,079	0,042	0,002
TäterIn Raub Häufigkeit (dt0163)	Jungen	0,134	0,065	0,004
TäterIn Körperverletzung ohne Waffe Häufigkeit (dt0243)	Jungen	0,230	0,114	0,013
TäterIn Körperverletzung mit Waffe Häufigkeit (dt0263)	kein Unterschied	0,100	0,049	0,002
Durchschnitt (arithm. Mittel)		0,216	0,106	0,016
	Sig. < 0,05	d	V	η^2
TäterIn Graffitis/Tags letztes Jahr (dt0002p)	Jungen	-	0,076	-
TäterIn Scratchen letztes Jahr (dt0402p)	kein Unterschied	-	0,045	-
TäterIn Sachbeschädigung letztes Jahr (dt0022p)	Jungen	-	0,078	-
TäterIn Handtaschenraub letztes Jahr (dt0142p)	kein Unterschied	-	0,017	-
TäterIn Raub letztes Jahr (dt0162p)	Jungen	-	0,077	-
TäterIn Körperverletzung ohne Waffe letztes Jahr (dt0242p)	Jungen	-	0,138	-
TäterIn Körperverletzung mit Waffe letztes Jahr (dt0262p)	Jungen	-	0,061	-
TäterInnenangabe Geschlecht des Opfers bei Handtaschenraub letztes Mal (dT0151)	nein	-	0,447	-
TäterInnenangabe Geschlecht des Opfers bei Raub letztes Mal (dT0171)	ja	-	0,491	-
Opferangabe Geschlecht der Täterin/des Täters bei Raub letztes Mal (dO0004)	ja	-	0,575	-
TäterInnenangabe Geschlecht des Opfers bei Körperverletzung ohne Waffe letztes Mal (dT0251)	ja	-	0,671	-
Opferangabe Geschlecht der Täterin/des Täters bei Körperverletzung ohne Waffe letztes Mal (dO0024)	ja	-	0,438	-
TäterInnenangabe Geschlecht des Opfers bei Körperverletzung mit Waffe letztes Mal (dT0271)	nein	-	0,369	-
Opferangabe Geschlecht der Täterin/des Täters bei Körperverletzung mit Waffe letztes Mal (dO0044)	nein	-	0,046	-
Opferangabe Geschlecht der Täterin/des Täters bei sexueller Belästigung letztes Mal (dO0064)	ja	-	0,520	-
Durchschnitt (arithm. Mittel)		-	0,270	-

Größenordnung und beim Vergleich der Variablen. Für die nominalskalierten Variablen ergibt sich ein durchschnittliches V von 0,270, das ist ein mittelmäßiger Zusammenhang. Hier sticht aber ins Auge, dass die Jahresprävalenzen der verschiedenen Delikte durchgängig geringe Zusammenhänge aufweisen, die Opfer und TäterInnenangaben über Geschlecht von Opfern und TäterInnen aber durchgängig mittelmäßig bis hohe Zusammenhänge. Bei jenen Variablen, die eine Aussage darüber machen, welches Geschlecht das aggressivere ist, ist das Bild ähnlich: Nur in vier von sechzehn Fällen gibt es keine Geschlechtsunterschiede, das heißt in drei Viertel aller Fälle waren Jungen aggressiver als Mädchen. Bei keiner einzigen Variable zeigten die Mädchen höhere Aggression.

Bei den erhobenen Delikten unterscheiden sich Mädchen und Jungen am stärksten bei der Körperverletzung ohne Waffe (diese Straftat ist bei Jungen häufiger und wird öfter von ihnen begangen). Der Handtaschenraub – ein sehr seltenes Delikt – wird von Mädchen und Jungen gleichermaßen wenig und selten begangen. Wenn man sich nur die Jahresprävalenzen und –inzidenzen für alle Jugendlichen ansieht, sind die Geschlechtsunterschiede bei schweren und weniger verbreiteten Delikten (Handtaschenraub, Raub, Körperverletzung mit Waffe) geringer gegenüber jenen bei leichten und häufiger auftretenden Delikten. Bezogen auf die Untergruppe der straffälligen Jugendlichen pro Delikt sind die Jungen bei Raub und Körperverletzung mit Waffe am stärksten vertreten, nicht jedoch bei Handtaschenraub. Auffällig ist, dass beim einzigen Indikator für soziale Aggression, der Frage nach Ausnützen oder Betrügen, ebenfalls die Jungen höhere Werte aufweisen, obwohl bisherige Studien in eine andere Richtung weisen.

8.5 MULTIVARIATE ANALYSE

Nach dieser ausführlichen bivariaten Analyse folgen verschiedene multivariate Auswertungen, die Zusammenhänge zwischen drei oder mehr Variablen analysieren. Auch wenn im Folgenden immer wieder von „Erklärung“ die Rede sein wird, muss schon vorab betont werden, dass damit streng genommen nicht kausale Erklärungen im eigentlichen Sinn gemeint sind, sondern statistische Erklärungen. Um kausale Einflüsse bestimmen zu können, muss ein statistischer Zusammenhang bestehen, Drittvariablen müssen berücksichtigt worden sein und die zeitliche Abfolge der Variablen muss stimmen (siehe [Kap. 6.5.2](#)). In der Statistik spricht man bereits von einer Erklärung, wenn der Wert einer Variablen mithilfe einer anderen Variablen vorhergesagt werden kann, beispielsweise in der Regression. Damit ist aber noch nicht

die Kausalrichtung geklärt oder die zeitliche Abfolge der Variablen. Auf dieses Problem komme ich am Ende des Kapitels zurück.

8.5.1 MULTIPLE LINEARE REGRESSION

Um zu überprüfen, ob der Geschlechtsunterschied bei Aggression auch in multivariaten Modellen noch vorhanden ist, wurde ein Indikator für Aggression ausgewählt, der näher untersucht wird. Jene drei Items, die Einstellungen zu Gewalt messen, wurden zu einem Index über Gewaltbereitschaft zusammengefasst – die drei Items zeigten in der bivariaten Analyse vergleichsweise starke Geschlechtsunterschiede und eignen sich aufgrund des metrischen Skalenniveaus für eine Regressionsanalyse. Der Index wurde so konstruiert, dass er für jede Schülerin und jeden Schüler den Mittelwert der Antworten auf die drei Items anzeigt. Um einen direkten Vergleich mit den bivariaten Ergebnissen aus [Kap. 8.3](#) machen zu können, wurden auch für dieses Kapitel alle Variablen zum Zeitpunkt t2 untersucht, d.h. die SchülerInnen besuchten die 8. Klasse und waren im Schnitt 14 Jahre alt.

Als nächstes wurden anhand der bereits besprochenen Literatur ([Kap. 4.2](#) und [4.3](#)) mögliche Erklärungsvariablen für Aggression und Gewaltbereitschaft identifiziert. Dazu gehört der Konsum von gewalthaltigen Medien, insbesondere von Filmen und PC-Spielen (Ego-Shootern) mit gewalttätigem Inhalt (Scheithauer 2003: 42, Noack/Wild 1999, Frindte/Obwexer 2003). Es ist bekannt, dass Jungen diese Medien deutlich häufiger konsumieren als Mädchen. Einstellungen, die Gewalt befürworten, treten außerdem in Zusammenhang mit deviantem Verhalten auf (Noack/Wild 1999: 107f). Da es nicht um eine spezifische Straftat geht, sondern um Delinquenz im Allgemeinen, wurde für die multivariate Analyse ein Index ausgewählt, der die Jahresprävalenzen aller Delikte zusammenfasst und so für jede/n Jugendliche/n ein Maß darstellt, wie viele verschiedene Straftaten sie oder er im letzten Jahr begangen hat.

Familiale Faktoren sind besonders relevant, z. B. ist der Erziehungsstil der Eltern ein guter Indikator dafür, ob Jugendliche zu Aggression neigen (Moffit et al. 2001: 92ff, Noack/Wild 1999: 115f). Insbesondere ein autoritärer oder inkonsistenter Erziehungsstil sind Risikofaktoren. Der Fragebogen umfasst eine Itematterie zu diesem Thema, in die Regressionsanalyse wurden daher die drei Erziehungsstile inkonsistent, autoritär und gewalttätig aufgenommen – auch die Gewalterfahrung in der Familie ist ein Faktor, der zu Aggression führen kann. Eben-

so gilt, dass Jugendliche, die Probleme mit den Eltern haben, eher anfällig für aggressive Neigungen sind – das trifft auf soziale Probleme im Allgemeinen zu, also auch auf Schwierigkeiten mit Gleichaltrigen und in der Schule (ebd.: 107ff). Insbesondere schlechte Beziehungen zwischen SchülerInnen und LehrerInnen sind ein Risikofaktor. Drei Indizes decken diese Problembereiche ab: ein Index zu Problemen mit Gleichaltrigen, ein Index zu Problemen mit Eltern und in der Schule und ein Index, der ein gutes Verhältnis zu den LehrerInnen misst.

Peergroups sind außerdem von Bedeutung, weil sie Anerkennung und Identität bieten. Die Einbindung in aggressive Peergroups ist also möglicherweise auch eine gute Vorhersagevariable, da in diesen Gruppen aggressives Verhalten verstärkt und gefördert wird (auch hier wurde ein Index gebildet, und zwar aus den gleichen Variablen, die im vorigen Kapitel untersucht wurden, nur zu t2). Zusätzlich wird auch noch der Einfluss des Schultyps und des Alters getestet – auch innerhalb der 8. Klassen gab es ja Altersunterschiede. Für jede der genannten Dimensionen wurde (wo angebracht) zuerst eine Faktorenanalyse durchgeführt, um die am besten geeigneten Variablen zu identifizieren. Eine anschließende Reliabilitätsanalyse bestätigte, dass eine Indexbildung aus diesen Variablen zulässig ist (siehe Tab. 16)³⁸. Einige Variablen wurden zusätzlich rekodiert, um die Interpretation der Regressionskoeffizienten zu erleichtern.

Diese Variablen werden in ein Regressionsmodell aufgenommen, bei dem der Index zu Gewaltbereitschaft die abhängige, zu erklärende Variable darstellt. Es ist daher sinnvoll, sich noch einmal die Ergebnisse der bivariaten Analyse in Erinnerung zu rufen ([Kap. 8.3](#)). Alle drei Variablen, aus denen der Index berechnet wurde, zeigten signifikante Geschlechtsunterschiede bei Mittelwerten und Varianzen, die Effektgrößen und Zusammenhänge waren mittelmäßig. Auch der Index zeigt signifikante Mittelwerts- und Varianzdifferenzen, ein η von 0,245 und ein d von 0,508. Geschlecht konnte zwischen 3 % und 6 % der Varianz der drei ursprünglichen Items erklären (η^2), beim Index sind es 6 %. Der Geschlechtsunterschied ist beim Index also noch ausgeprägter als bei den einzelnen Items, was sich aus der höheren Reliabilität eines Index ergibt - ein Effekt, der aus der Literatur bekannt ist (Moffit et al. 2001: 237, siehe [Kap. 3.2](#)).

³⁸ Die Reliabilität sollte Werte über 0,8 annehmen, in der Praxis werden aber auch niedrigere Werte (z. B. auch bis zu 0,6) akzeptiert (Schnell et al. 1999: 147, Diekmann 2004: 220f).

Tabelle 16: Indizes und Variablen des Regressionsmodells (t2), n = 1769

Index/Variable	inkludierte Variablen	Reliabilität (Cronbachs Alpha)	n
Index Gewaltbereitschaft (bgewltber)	bg0014, bg0015, bg0016	0,832	1700
Geschlecht rekodiert (bsex)	ba0011	-	1769
Index gewalthaltige Filme (bgewfilm)	bl0009, bl1015, bl1016	0,712	1697
Ego-Shooter rekodiert (bcs003r)	bcs003	-	1610
Index Jahresprävalenzen aller Delikte (bpraev)	bt0002, bt0402, bt0022, bt0042, bt0062, bt0082, bt0102, bt0122, bt0142, bt0162, bt0182, bt0202, bt0222, bt0242, bt0262, bt0282, bt0312, bt0422, bt0442, bt0462	-*	1769
Index inkonsistenter Erziehungsstil (berzink)	be0010, be0034	0,622	1673
Index autoritärer Erziehungsstil (berzaut)	be0011, be0012, be0013	0,596	1667
Index gewalttätiger Erziehungsstil (berzgew)	be0020, be0021, be0022, be0023	0,864	1665
Index Probleme mit Gleichaltrigen (bprobglei)	bb0004, bb0005, bb0006, bb0007, bb0010	0,652	1659
Index Probleme mit Eltern/Schule (bprobe_sch)	bb0001, bb0002, bb0003, bb0013	0,661	1733
Index gutes Verhältnis zu LehrerInnen (blehrverh)	bs0012, bs0013, bs0015, bs0016	0,637	1600
Index aggressive Peergroup (bagppg)	bc0052, bc0054, bc0056, bc0058	0,792	1362
Dummies Gesamtschule (bdum_gesch), Realschule (bdum_realsch), Hauptschule (bdum_hptsch)	bschulf	-	1769
Alter zentriert (Median) (ba0010m)	ba0010	-	1743

* war bereits im Datensatz enthalten

In einem ersten bivariaten Regressionsmodell (Gewaltbereitschaft und Geschlecht) ist der Einfluss der Geschlechtsvariable hochsignifikant. Geschlecht kann 6,4 % der Varianz des Index erklären (korrigiertes R^2), der standardisierte Regressionskoeffizient Beta liegt bei -0,254, d.h. Mädchen zeigen ein niedrigeres Aggressionsniveau. Im Gesamtmodell mit allen Variablen (Modell 1) ist der Einfluss der Geschlechtsvariable noch immer hochsignifikant, liegt aber weit niedriger (Beta = -0,106, Tab. 17). Fügt man Geschlecht als letzte Variable zum Modell dazu, sinkt der unabhängige Erklärungsbeitrag fast auf Null (Änderung in $R^2 =$

0,5 %), obwohl der Einfluss signifikant bleibt.³⁹ Den größten Erklärungsbeitrag zu Gewaltbereitschaft liefert die Mitgliedschaft in aggressiven Peergroups – diese Variable allein kann bivariat 35 %, als letzte Variable immer noch 9 % der Gesamtvarianz des Index zu Gewaltbereitschaft erklären⁴⁰, das Beta ist 0,372. In absteigender Reihenfolge haben Delinquenz, Probleme mit Schule und Eltern, der Konsum von gewalthaltigen Filmen, die Schulform, Geschlecht, das Verhältnis zu LehrerInnen und Probleme mit Gleichaltrigen einen Einfluss auf die abhängige Variable. Inhaltlich bedeutet das, dass Jugendliche, die Teil einer gewaltbereiten oder gewalttätigen Gruppe von Gleichaltrigen sind, den drei hier untersuchten Items zu Einstellungen über Gewalt eher zugestimmt haben als Jugendliche, die ihre Zeit in anderen Peergroups verbringen (allerdings fehlen bei diesem Modell über 400 Jugendliche, die keiner fixen Gruppe von Gleichaltrigen angehören). Ebenso sind jene Jugendlichen, die häufiger gewalthaltige Filme ansehen, eher gewaltbereit als andere. Dasselbe gilt für delinquente Jugendliche und jene, die Probleme mit ihren Eltern, in der Schule oder mit Gleichal-

Tabelle 17: Signifikante standardisierte Regressionskoeffizienten (Betas) und erklärte Varianz in verschiedenen Regressionsmodellen auf Gewaltbereitschaft (t2), n = 1769

	Modell 1	Modell 2	Modell 1a Mädchen	Modell 1b Jungen
bsex Geschlecht rekodiert	-0,106*	-0,067*	-	-
bgewfilm Index gewalthaltige Filme	0,120*	0,174*	0,087*	0,114*
bcs003r Ego-Shooter rekodiert				
bpraev Index Prävalenzen	0,138*	0,271*	0,123*	0,151*
berzink Index inkonsistenter Erziehungsstil				
berzaut Index autoritärer Erziehungsstil				
berzgew Index gewalttätiger Erziehungsstil		0,091*		
bprobglei Index Probleme mit Gleichaltrigen	0,054*			
bprobe_sch Index Probleme mit Eltern/Schule	0,134*	0,162*	0,161*	0,105*
blehrverh Index gutes Verhältnis zu LehrerInnen	-0,098*	-0,117*		-0,157*
baggp Index aggressive Peergroup	0,372*	-	0,421*	0,345*
bdum_gesch Dummy Gesamtschule	0,076*	0,099*		
bdum_realsch Dummy Realschule				
bdum_hptsch Dummy Hauptschule	0,114*	0,114*	0,098*	0,125*
ba0010m Alter zentriert (Median)				
erklärte Varianz	46,6%	34,7%	46,2%	41,0%
n	936	1198	454	482

* p < 0,05, Daten nach Geschlecht gewichtet, blockweiser Einschluss von Variablen

³⁹ Dabei ist der genaue Anteil an der Erklärungskraft immer abhängig davon, in welcher Reihenfolge die Variablen ins Modell aufgenommen werden. Je nach Anzahl der Variablen im Modell ergeben sich unterschiedliche Partialeffekte. Wird eine Variable als letztes in ein Modell aufgenommen, ist damit sichergestellt, dass die Einflüsse aller anderen Variablen bereits herausgerechnet wurden.

⁴⁰ Dafür wurden eigene Modelle berechnet.

rigen haben. HauptschülerInnen und GesamtschülerInnen sind eher gewaltbereit als GymnasiastInnen (die Referenzgruppe der Dummy-Variablen), zwischen RealschülerInnen und GymnasiastInnen besteht kein Unterschied. Jungen erreichen höhere Werte auf dem Index zu Gewaltbereitschaft als Mädchen. Jene SchülerInnen, die ein besonders gutes Verhältnis zu ihren LehrerInnen haben, sind weniger gewaltaffin. Insgesamt hat das erste Modell eine sehr gute Erklärungskraft, fast die Hälfte (47 %) der Varianz bei Gewaltbereitschaft kann erklärt werden. Nicht alle Variablen im Modell haben einen signifikanten Einfluss: Die Erziehungsstile, die Nutzung von gewalthaltigen PC-Spielen und das Alter haben keinen nennenswerten Einfluss auf die abhängige Variable.

Weil insgesamt fast die Hälfte der Jugendlichen des Paneldatensatzes aufgrund fehlender Werte nicht im Modell 1 berücksichtigt wird, wurde ein zweites Modell ohne die Variable zu Peergroups gerechnet, die die meisten fehlenden Werte hat. Dieses Modell macht außerdem eine Aussage über alle Jugendlichen, nicht nur über jene, die Teil einer bestimmten Gruppe von Gleichaltrigen sind. Dieses Modell (Modell 2, Tab. 17) hat einen etwas schlechteren Fit als das erste (35 % der Varianz der abhängigen Variablen werden erklärt) – es passt also schlechter zu den Daten – aber dafür eine höhere Fallzahl ($n = 1198$). Die Geschlechtsvariable ist auch in diesem Modell signifikant, der standardisierte Regressionskoeffizient ist hier allerdings niedriger ($- 0,067$). Fast alle übrigen erklärenden Variablen decken sich mit jenen des ersten Modells, auch in der relativen Stärke, mit zwei Ausnahmen: Der Einfluss des Index zu Problemen mit Gleichaltrigen ist nicht mehr signifikant, dafür hat der gewalttätige Erziehungsstil in diesem Modell einen (geringen) Einfluss. Diese Veränderungen lassen sich einerseits aufgrund der unterschiedlichen Fallzahl erklären, andererseits korreliert die Peergroups-Variable bivariat mittelmäßig mit dem gewalttätigen Erziehungsstil (Jugendliche, die Gewalt in der Erziehung erfahren, sind also häufiger Teil von gewaltbereiten Peergroups). Durch den Wegfall der Peergroups-Variable steigt daher die Erklärungskraft des Erziehungsstils. In diesem Modell gilt also, dass Jugendliche, die Gewalt in der Erziehung erfahren, häufiger selber gewaltbereit sind als Jugendliche, die keine Gewalt von Seite ihrer Eltern erleben.

Eine weitere meiner Hypothesen lässt sich überprüfen, indem man zwei Submodelle miteinander vergleicht. Ein Modell wurde nur für die Untergruppe der Mädchen gerechnet (1a), mit denselben Variablen wie im ersten Modell, ein weiteres nur für die Untergruppe der Jungen (1b, siehe Tab. 17). Diese Modelle haben dementsprechend geringere Fallzahlen, aber einen sehr ähnlichen Fit, wobei das Modell für Mädchen etwas mehr Varianz erklären kann. Die

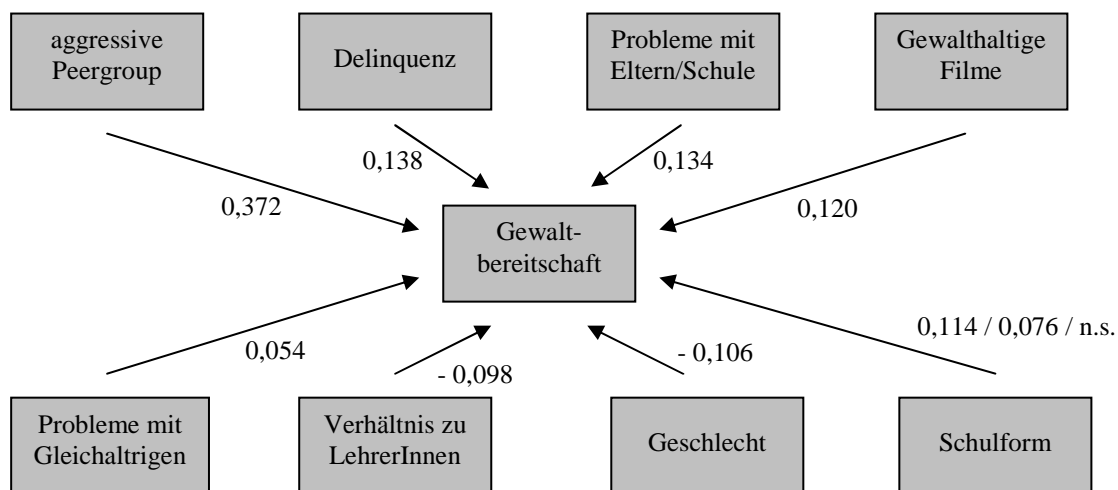
Hypothese lautete, dass dieselben Erklärungsvariablen für beide Geschlechter gleichermaßen gelten, dass also ein Modell ausreicht, um Aggression zu erklären. Mit anderen Worten: Es gibt keine geschlechtsspezifischen Risikofaktoren für Aggression. Ein Vergleich der Submodelle liefert die Antwort zu dieser Hypothese: Die signifikanten Einflussvariablen sind in beiden Modellen dieselben, mit einer Ausnahme. Das Verhältnis zu LehrerInnen ist bei den Jungen hochsignifikant, bei den Mädchen nicht. Das würde darauf hindeuten, dass ein Interaktionseffekt zwischen dieser Variable und Geschlecht vorliegt. Ein Test dieses Interaktionseffekts in einem erweiterten Gesamtmodell zeigt allerdings, dass dieser Unterschied zufällig zustande gekommen sein muss – der Interaktionseffekt ist nämlich nicht signifikant, kann also nicht mehr erklären als das bisherige Modell 1. Bestätigt wird dieser Test durch die Konfidenzintervalle der unstandardisierten Regressionskoeffizienten. Bei den Mädchen reicht das Konfidenzintervall von - 0,183 bis 0,046, bei den Jungen von - 0,350 bis - 0,125. Es ist also anzunehmen, dass der wahre Regressionskoeffizient im Überlappungsbereich der Konfidenzintervalle liegt (zwischen - 0,183 und - 0,125) und für beide Geschlechter gleich ist. Dass das plausibel ist, ergibt sich auch aus dem Konfidenzintervall des Regressionskoeffizienten in Modell 1 (- 0,237 bis - 0,077), das dieses engere Intervall beinhaltet. Des Weiteren fällt noch auf, dass zwei Variablen in den geschlechtsspezifischen Modellen nicht mehr signifikant sind (die Dummy-Variable Gesamtschule und Probleme mit Gleichaltrigen), auch das dürfte aber an den veränderten Fallzahlen liegen. Das Fazit ist also, dass sämtliche Erklärungsvariablen/Risikofaktoren für beide Geschlechter gelten.

Für alle Variablen bis auf das Verhältnis zu LehrerInnen zeigt sich außerdem bivariat ein signifikanter Geschlechtsunterschied, d.h. alle diese Erklärungsvariablen können nicht nur Gewaltbereitschaft erklären, sondern könnten potentiell auch den Geschlechtsunterschied erklären. Besonders stark ist dieser Unterschied beim Konsum von gewalthaltigen Filmen ($d = 1,441$, $\eta = 0,585$) und Computerspielen ($d = 1,650$, $\eta = 0,637$), wo Jungen klar überwiegen.

Im Rückblick auf die Hypothese 6 zu multivariaten Modellen lässt sich feststellen, dass diese nur teilweise bestätigt wurde. Es stimmt zwar, dass es offensichtliche indirekte Effekte von Geschlecht auf Aggression gibt, der bivariate Zusammenhang löst sich aber nicht auf, er wird nur abgeschwächt. Abzulesen ist das auch an der bivariaten und der partiellen Korrelation von Geschlecht mit Gewaltbereitschaft. Die bivariate Korrelation (-0,254) überschätzt die partielle Korrelation (-0,101) stark, aus der der Einfluss von Drittvariablen herausgerechnet wurde. Analog erklärt sich auch der verschwindend geringe zusätzliche Erklärungsbeitrag von Ge-

schlecht (0,5 %) in einem multivariaten Modell im Vergleich zum bivariaten Modell (6 %). Jungen sind gewaltbereiter als Mädchen, allerdings gibt es eine Reihe von Variablen, die einen bedeutenderen Einfluss auf Aggression haben (und einige Variablen, die einen geringeren oder keinen Einfluss haben). Abbildung 4 fasst die Ergebnisse noch einmal zusammen.

Abbildung 4: Multiple lineare Regression auf Gewaltbereitschaft (t2), standardisierte Regressionskoeffizienten der signifikanten Einflussvariablen, Modell 1 (n = 936)



8.5.2 PFADMODELL

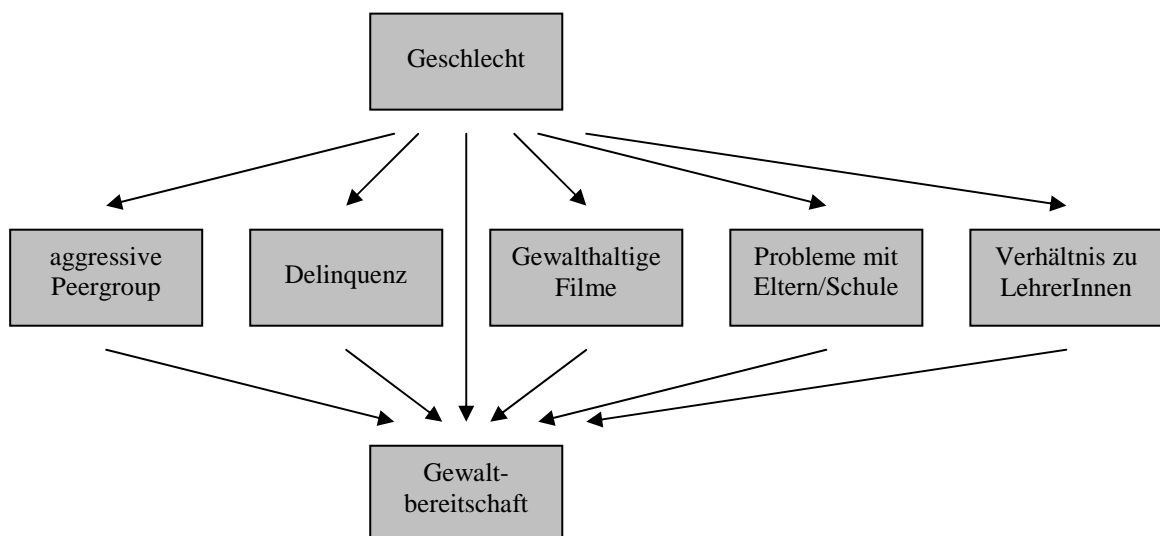
Mit Pfadmodellen können Zusammenhänge zwischen mehreren unabhängigen und abhängigen Variablen gleichzeitig berechnet werden. Dadurch ist es möglich, indirekte von direkten Effekten zu unterscheiden und auf Stärke und Signifikanz zu prüfen. Für meine Fragestellung ist es vor allem interessant zu untersuchen, ob es direkte und/oder indirekte Effekte von Geschlecht auf Gewaltbereitschaft gibt. Die Regression deutet ja darauf hin, dass in multivariaten Modellen der direkte Effekt abnimmt, offensichtlich bedingt durch indirekte Effekte, aber nicht verschwindet. Ein expliziter Test dieser Annahmen ist in einem Pfadmodell möglich, in das Geschlecht als unabhängige Variable eingeht. Einerseits werden Effekte von Geschlecht auf alle übrigen Einflussvariablen und auf Gewaltbereitschaft modelliert, andererseits die aus der Regression bekannten Effekte der signifikanten Einflussvariablen auf Gewaltbereitschaft (siehe Abb. 5).⁴¹

⁴¹ Dazu wurden die fünf stärksten Einflussvariablen und Geschlecht ausgewählt, weil in der Demoversion von Mplus nur 2 unabhängige und 6 abhängige Variablen verwendet werden können. Die Schulform ist eine nominalskalierte Variable und kann daher als abhängige Variable nicht ins Modell aufgenommen werden.

Pfadmodelle sind wie Regressionsmodelle konfirmatorisch, sie postulieren einen Zusammenhang, der sich anhand der Daten überprüfen lässt. Der Fit von Pfadmodellen errechnet sich über einen Vergleich der empirischen und der geschätzten Kovarianzmatrix der Variablen im Modell – im Idealfall stimmen beide Matrizen überein. Es gibt verschiedene Statistiken der Modellprüfung, ich verwende hier den gebräuchlichen RMSEA (Root Mean Square Error of Approximation) und die Chi-Quadrat-Statistik, die aber aus verschiedenen Gründen alleine nicht optimal zur Überprüfung von Modellen geeignet ist (Reinecke 2005: 100ff). Sind die Unterschiede zwischen den beiden Kovarianzmatrizen groß, so nimmt der RMSEA hohe Werte an (im Optimalfall erreicht er den Wert 0). Liegt er über 0,08, kann man von großer Diskrepanz zwischen Modell und Daten sprechen, bei Werten zwischen 0,05 und 0,08 von mittlerer und bei Werten unter 0,05 von kleiner Diskrepanz. Für den Chi-Quadrat-Wert gilt ähnliches: Ein hoher Wert zeigt an, dass die Wahrscheinlichkeit, dass das Modell zu den Daten passt (p-Wert), gering ist. Ist der Fit des Modells gut, dann liegt der Wert nahe 0 und der p-Wert ist hoch.

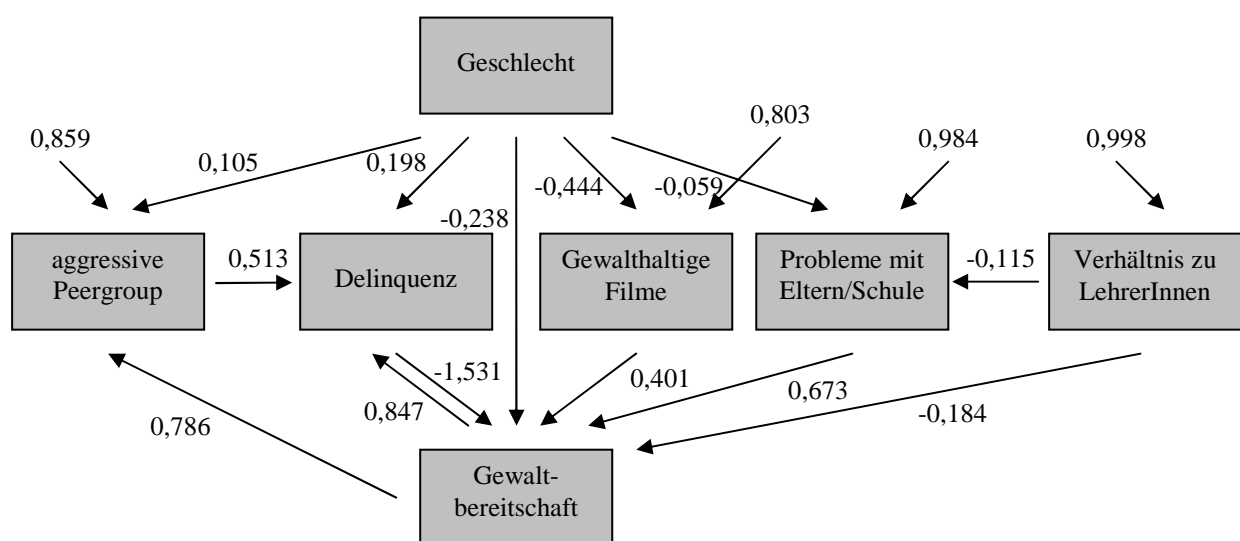
Das nach Abbildung 5 formulierte Modell erreicht nur einen schlechten Fit (RMSEA=0,146, $\chi^2= 296,46$, $df = 10$, $p = 0,000$). Entsprechend den Vorschlägen der Modellstatistiken und nach inhaltlichen Abwägungen wurde daher das Ausgangsmodell so adaptiert, dass ein guter Fit erreicht wird.

Abbildung 5: Pfadmodell mit Geschlecht, Gewaltbereitschaft und Einflussvariablen auf Gewaltbereitschaft, schematische Darstellung



Im endgültigen Modell (RMSEA=0,042, $\chi^2= 20,14$, $df = 6$, $p = 0,003$) finden sich daher ein paar Modifikationen (Abb. 6). Effekte zwischen Einflussvariablen wurden zugelassen, da sie auch theoretisch plausibel erscheinen. So hat die Mitgliedschaft in aggressiven Peergroups einen Einfluss auf die Delinquenz der Jugendlichen und das Verhältnis zu LehrerInnen einen Einfluss auf schulische Probleme. Die Richtung dieser Effekte ist allerdings nicht eindeutig, sie ergibt sich nicht zwingend aus den Modellstatistiken und wurde so gewählt, weil sie plausibel erschien. In zwei Fällen wurden auch Rückkoppelungseffekte zugelassen: Gewaltbereitschaft kann auch die Delinquenz und die Mitgliedschaft in aggressiven Peergroups beeinflussen. Nicht alle der modellierten Zusammenhänge waren auch signifikant. Das wesentliche Ergebnis dieses Pfadmodells ist, dass es bei vier von fünf Variablen (Mitgliedschaft in aggressiven Peergroups, Delinquenz, Konsum von gewalthaltigen Filmen und Probleme mit Eltern und Schule) einen indirekten Effekt von Geschlecht auf Gewaltbereitschaft gibt und zusätzlich auch einen direkten Zusammenhang zwischen diesen Variablen. SchülerInnen, die ein gutes Verhältnis zu ihren LehrerInnen haben, sind zwar weniger gewaltbereit, allerdings ist dieser Effekt unabhängig vom Geschlecht. Auch im Pfadmodell ist erkennbar, dass vor allem der Konsum von gewalthaltigen Filmen deutliche Geschlechtsunterschiede zeigt (standardisierter Pfadkoeffizient = - 0,444), Mädchen sehen sich solche Filme seltener an.

Abbildung 6: Pfadmodell mit Geschlecht, Gewaltbereitschaft und Einflussvariablen auf Gewaltbereitschaft (t2), standardisierte Pfadkoeffizienten und Residualvarianzen der signifikanten Einflussvariablen (n = 1335)



Der Einfluss der Peergroup-Variable auf Gewaltbereitschaft ist im endgültigen Modell nicht mehr signifikant, wohl aber der gegenläufige Effekt. Das deutet darauf hin, dass die Kausalrichtung umgekehrt verläuft, dass also gewaltbereite Jugendliche eher Teil von aggressiven Peergroups werden. Zwischen Delinquenz und Gewaltbereitschaft gibt es eine Wechselwirkung. Die Frage der Kausalität lässt sich in einem Querschnittsmodell wie diesem aber nicht endgültig klären – dazu wäre ein Längsschnittmodell erforderlich. Die Umkehrung der Richtung des Einflusses und die Wechselwirkung sollten daher nicht strikt kausal interpretiert werden sondern als Hinweis auf mögliche Kausalrichtungen verstanden werden.

Die Wechselwirkungen bringen auch ein rechnerisches Problem: Obwohl bivariat und auch im ersten Pfadmodell klar ist, dass der Zusammenhang zwischen Geschlecht und den Einflussvariablen negativ ist (Mädchen haben also bei allen Einflussvariablen niedrigere Werte), kehren sich die Vorzeichen der Pfadkoeffizienten zwischen Geschlecht und Delinquenz bzw. der Mitgliedschaft in aggressiven Peergroups um, sobald Wechselwirkungen ins Modell aufgenommen werden. Inhaltlich ändert sich aber nichts: Obwohl der Zusammenhang zwischen Geschlecht und Delinquenz beispielsweise positiv erscheint (0,198), heißt das nicht, dass Mädchen plötzlich doch die höheren Jahresprävalenzen bei Straftaten haben.

Die Residualvarianzen der abhängigen Variablen machen eine Aussage darüber, wie groß der Anteil der Varianz dieser Variablen ist, der im Modell nicht erklärt werden kann (bzw. wie viel erklärt werden kann). Die Residualvarianz für Gewaltbereitschaft, die eigentlich von Interesse wäre, lässt sich im endgültigen Modell durch die Wechselwirkungen nicht mehr berechnen, die unerklärten Varianzanteile für die restlichen Variablen sind relativ hoch (zwischen 80 % und 100 %). Im Ausgangsmodell (Abb. 5) beträgt die Residualvarianz für Gewaltbereitschaft 0,728, d.h. mehr als 27 % der Varianz können im Modell erklärt werden. Dieser Wert liegt zwar niedriger als in der Regressionsanalyse, das ist aber einerseits potentiell erklärbar durch die geringere Zahl der Variablen und andererseits durch die veränderte Fallzahl.

8.5.3 DAS PROBLEM DER KAUSALITÄT

Anhand der Regressionsanalyse und der Pfadanalyse haben sich zahlreiche Hinweise auf direkte und indirekte Kausaleffekte ergeben, so zum Beispiel die Vermutung, dass es sich bei vier der Risikofaktoren für Gewaltbereitschaft um intervenierende Variablen handelt, die zwischen Geschlecht und Gewaltbereitschaft vermitteln und so den direkten Effekt verstärken.

Diese Modelle bauen allerdings alle auf Annahmen über die Richtung der Zusammenhänge auf, und die zeitliche Abfolge kann in diesen Querschnittsmodellen nicht berücksichtigt, sondern nur unterstellt werden. In Längsschnittmodellen könnte man Geschlecht, die Risikofaktoren und Gewaltbereitschaft über mehrere Zeitpunkte hinweg innerhalb eines komplexen Pfadmodells auf Kausaleffekte testen, die sich anhand der kreuzverzögerten Effekte zwischen den Zeitpunkten bestimmen lassen (Reinecke 2005: 77). Von einem kreuzverzögerten Effekt spricht man dann, wenn man den Einfluss einer Variablen auf eine andere über zwei oder mehrere Zeitpunkte hinweg betrachtet. Unter Umständen ließe sich aber auch dann die Kausalitätsfrage nicht eindeutig klären, falls kreuzverzögerte Effekte in beide Richtungen gefunden werden. Ein solider Test auf Kausalität wäre mit den verfügbaren Daten zwar möglich, würde aber den Rahmen der vorliegenden Arbeit sprengen.

8.6 LÄNGSSCHNITTUNTERSUCHUNG DES PANELS

Der Paneldatensatz ermöglicht außerdem die Untersuchung von Zeitverläufen innerhalb derselben Personengruppe. In einem ersten Schritt werde ich die Mittelwertsunterschiede über die Zeit vergleichen, in einem zweiten Schritt rechne ich ein Modell, das Aussagen über die Stabilität von Aggression machen kann. Dieses Modell beinhaltet auch einen Gruppenvergleich zwischen Mädchen und Jungen.

Ich habe jene Variablen für eine Längsschnittuntersuchung ausgewählt, die die größten Unterschiede im Querschnitt zeigten und die zu möglichst vielen Zeitpunkten verfügbar sind. Da die Mittelwertsunterschiede bei jenen Variablen, die sich mit Einstellungen auseinandersetzen, durchschnittlich größer waren als beim Verhalten, untersuche ich diese Variablen über alle vier Zeitpunkte – d.h. von der 7. bis zur 10. Klasse. Die Schülerinnen und Schüler sind also zum ersten Zeitpunkt durchschnittlich 13 Jahre alt, zum zweiten Zeitpunkt 14, zum dritten 15 und zum vierten Zeitpunkt 16 Jahre.

Die drei Items, die Einstellungen zu Gewalt messen, wurden nur bei den ersten drei Untersuchungen abgefragt. Der Vergleich der Mittelwerte und der Effektgrößen zeigt für diese drei Variablen ein konsistentes Bild (Tab. 18).⁴² In der 7., der 8. und der 9. Klasse ist der Geschlechtsunterschied bei dem Statement am größten, dass man mit Gewalt anderen Jugendli-

⁴² Auf die Darstellung der Etas wurde hier verzichtet, nachdem sich im Querschnitt gezeigt hat, dass sich die Effektgrößen und die Etas fast vollständig identisch verhalten.

chen „zeigen könne, wo es langgeht“. Das Statement, dass Gewalt „ein gutes Gruppenfeeling“ gebe, liegt in der Mitte, und das Statement, dass sich die/der Jugendliche daran beteiligen würde, andere „aufzumischen“, wenn sie/er „gut drauf“ ist, erzeugt die geringsten Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen. Alle Unterschiede sind zu allen Zeitpunkten signifikant, wobei immer Jungen die positivere Einstellung zu Gewalt zeigten. Es zeigt sich auch eindeutig, dass die Unterschiede größer werden, je älter die Jugendlichen werden. Mit einer geringfügigen Ausnahme steigt bei allen Items der Geschlechtsunterschied von Zeitpunkt zu Zeitpunkt an, d. h. mit 15 Jahren sind die Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen am größten, was ihre Einstellungen zu Gewalt betrifft (nur beim ersten Statement ist die Differenz mit 14 Jahren am größten). Wie schon im Querschnitt gilt auch hier, dass die Differenzen nur geringfügig bis mittelmäßig sind. In den 8. und 9. Klassen sind alle drei Geschlechtsunterschiede mittelmäßig, in der 7. Klasse sind zwei Unterschiede geringfügig, einer ist mittelmäßig.

Die Logik des Gesamtbildes setzt sich fort, wenn man die restlichen vier Variablen betrachtet, die Einstellungen zu einzelnen Straftaten messen. Diese Variablen wurden nur von der 8. bis zur 10. Klasse erhoben. Auch hier ist die Reihenfolge über alle Zeitpunkte dieselbe, wenn man sich die Größenordnung der Geschlechtsunterschiede ansieht: Zu allen drei Zeitpunkten war die Diskrepanz der Einstellung von Jungen und Mädchen am größten bei der Beurteilung von Körperverletzung, wobei Mädchen diese schwerwiegender einstufen. Die nächstgrößere Differenz zeigte sich bei der Beurteilung von Provokation und Einschüchterung, gefolgt von der Beurteilung von Gelderpressung. Alle diese Unterschiede waren zu allen drei Zeitpunkten signifikant, wobei immer die Mädchen die Straftaten für schwerwiegender hielten. Die Einstellung zur Sachbeschädigung zeigte zu keinem Zeitpunkt signifikante Unterschiede. Auch hier gilt für die drei signifikanten Unterschiede, dass sie mit der Zeit größer werden (wieder mit einer geringfügigen Ausnahme): Die Geschlechtsunterschiede sind in der 10. Klasse, also mit 16 Jahren am größten. Die Größenordnung der Unterschiede verändert sich dementsprechend. Bei der Einstellung zu Körperverletzung ist der Unterschied zuerst mittelmäßig (8. und 9. Klasse), später groß (10. Klasse). Bei der Einstellung zu Provokation und Einschüchterung ist der Unterschied zuerst klein (8. Klasse), dann mittelmäßig (9. und 10. Klasse), und bei der Einstellung zur Körperverletzung sind alle Unterschiede gering. Insgesamt ist wie im Querschnitt zutreffend, dass die meisten Unterschiede (nämlich 8 von 9) geringfügig bis mittelgroß sind.

Tabelle 18: Effektgröße d und Signifikanz der Mittelwertsunterschiede im Zeitverlauf, t1 bis t4, Fallzahl in Klammern, n = 1769

	t1	t2	t3	t4
Mit Gewalt kann man Jugendlichen zeigen, wo's langgeht (ag0014, bg0014, cg0014)	0,428* (1713)	0,495* (1716)	0,486* (1741)	-
Gewalt gibt gutes Gruppenfeeling (ag0015, bg0015, cg0015)	0,321* (1708)	0,449* (1723)	0,461* (1740)	-
Bin ich gut drauf, würde ich mich beteiligen, andere aufzumischen (ag0016, bg0016, cg0016)	0,271* (1718)	0,368* (1734)	0,402* (1745)	-
Einstellung Körperverletzung (bh0002, ch0002, dh0002)	-	-0,550* (1737)	-0,505* (1755)	-0,674* (1731)
Einstellung Provokation/Einschüchterung (bh0003, ch0003, dh0003)	-	-0,307* (1740)	-0,366* (1752)	-0,397* (1728)
Einstellung Gelderpressung (bh0009, ch0009, dh0009)	-	-0,154* (1738)	-0,256* (1756)	-0,345* (1734)
Einstellung Sachbeschädigung Bushaltestelle (bh0010, ch0010, dh0010)	-	0,000 (1741)	0,080 (1750)	-0,037 (1737)

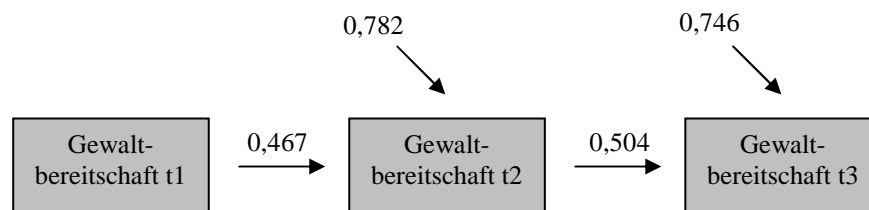
* p < 0,05, Daten nach Geschlecht gewichtet

Fasst man alle Ergebnisse zusammen (Tab. 18), zeigt sich ein nahezu monotoner Zusammenhang zwischen Alter der Jugendlichen (bzw. eigentlich Erhebungszeitpunkt oder Klasse) und den Geschlechtsunterschieden: Je älter die Jugendlichen sind, desto deutlicher unterscheiden sich Mädchen von Jungen, d. h. mit 15 und 16 Jahren sind die Unterschiede am größten. Gleichzeitig sind die Meinungsunterschiede der Jugendlichen ziemlich stabil, wenn man die Mittelwerte betrachtet – es sind immer die gleichen Aussagen, wo die Ansichten zwischen den Geschlechtern unterschiedlich sind. Und obwohl die Differenzen größer werden, gilt noch immer, dass die meisten Unterschiede klein (29 % der 21 Unterschiede) oder mittelmäßig (52 %) sind, in drei Fällen (14 %) zeigte sich gar kein Unterschied und nur in einem Fall (5 %) gab es einen großen Unterschied.

Eine andere Möglichkeit, Veränderungen über die Zeit zu untersuchen, besteht in der Analyse der Stabilität von Aggression. Bisherige Forschungen über Aggression kommen zu dem Schluss, dass Aggression als Persönlichkeitsmerkmal stabil ist – diese Annahme lässt sich mithilfe eines Pfadmodells im Längsschnitt testen. Dazu wurde wieder der Index für Gewaltbereitschaft verwendet, der auch schon in der multivariaten Analyse die abhängige Variable darstellte. Der Index lässt sich für die ersten drei Zeitpunkte berechnen. In einem Pfadmodell, das dieselben Variablen zu verschiedenen Zeitpunkten beinhaltet, sind die Pfadkoeffizienten

interpretierbar als Stabilitätskoeffizienten und machen eine Aussage darüber, wie viel der Variation einer Variable durch die vorherige Messung erklärt werden kann (Reinecke 2005: 74). Das berechnete Modell zeigt, dass Gewaltbereitschaft über die Zeit stabil ist (Abb. 7).

Abbildung 7: Pfadmodell mit Gewaltbereitschaft im Zeitverlauf, t1 bis t3, standardisierte Stabilitätskoeffizienten und Residualvarianzen (n = 1607)



Die Messung zu t1 kann 22 % der Variation zu t2 erklären, die Messung zu t2 kann 25 % der Variation zu t3 erklären (das entspricht jeweils den Differenzen der Residualvarianzen auf 1). Die Stabilität ist zwar nicht perfekt, liegt aber im Bereich von Koeffizienten, die in der Literatur als stabil bezeichnet werden (Reinecke 2005: 274ff). Gleichzeitig wird dadurch deutlich, dass ein großer Teil von Gewaltbereitschaft veränderlich und durch andere Variablen erklärbar ist. Die Residualvarianzen (78 % und 75 %) schätzen den unerklärten Anteil der Varianz auf jeweils drei Viertel der Gesamtvarianz der Variablen. Das Modell erreicht einen guten Fit (RMSEA=0,057, $\chi^2=6,257$, $df=1$, $p=0,012$).⁴³

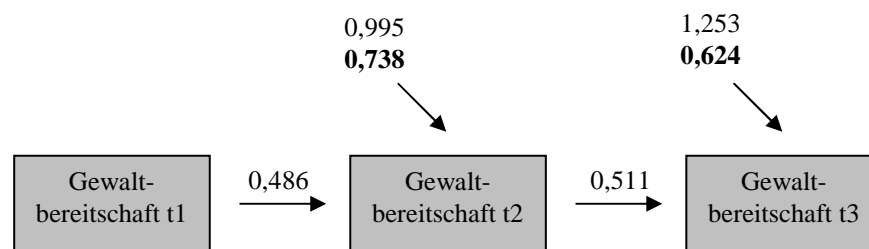
Um zu überprüfen, ob das Modell für Mädchen und Jungen gleichermaßen gilt, kann man einen multiplen Gruppenvergleich durchführen. Der große Vorteil eines solchen Vergleichs ist, dass sich explizite Tests auf Gleichheit oder Differenz einzelner Parameter zwischen den Gruppen durchführen lassen. Diese Tests sind aussagekräftiger als Vergleiche von Modellen, die getrennt für die Gruppen (Mädchen und Jungen) berechnet wurden.

Im Basismodell des Gruppenvergleichs wurden alle Parameter, also Stabilitätskoeffizienten und (Residual-)Varianzen, für beide Gruppen gleichgesetzt. Dieses Modell erreicht keinen zufriedenstellenden Fit und deutet darauf hin, dass die Annahme, die (Residual-)Varianzen wären gleich, nicht haltbar ist. Das bestätigt sich, wenn man dafür einen Levene-Test berechnet: Zu allen drei Zeitpunkten sind die Varianzen bei Mädchen und Jungen signifikant unter-

⁴³ Weil nur drei Variablen im Modell vorhanden sind, konnte der längerfristige Effekt von t1 auf t3 nicht geschätzt werden – das Modell wäre dann gerade identifiziert gewesen ($df=0$), eine Berechnung des Fits wäre nicht mehr möglich gewesen.

schiedlich. Ein adaptiertes Modell, bei dem die Varianzen freigesetzt wurden, zeigt eine signifikante Verbesserung und erreicht einen sehr guten Fit (RMSEA=0,032, $\chi^2=7,356$, $df=4$, $p=0,118$). Das Modell zeigt, dass die Stabilitäten für Mädchen und Jungen dieselben sind, auch wenn sich die Varianzen unterscheiden (Abb. 8).

Abbildung 8: Pfadmodell inkl. Gruppenvergleich mit Gewaltbereitschaft im Zeitverlauf, t1 bis t3, unstandardisierte Stabilitätskoeffizienten und Residualvarianzen, n (Mädchen) = 901, n (Jungen) = 706, gewichtet nach Geschlecht (t1), Werte der Mädchen fett hervorgehoben



Die standardisierten Stabilitätskoeffizienten sind nach Geschlechtern unterschiedlich (t1 zu t2: 0,437 (Mädchen), 0,455 (Jungen), t2 zu t3: 0,526 (Mädchen), 0,455 (Jungen)) - die Standardisierung erfolgt ja über Standardabweichungen, und die Standardabweichungen sind wie die Varianzen unterschiedlich - aber den Werten des gemeinsamen Modells sehr ähnlich. Die standardisierten Residualvarianzen zeigen, dass 19 % (Mädchen) bzw. 21 % (Jungen) der Varianz von Gewaltbereitschaft zu t2 und 28 % (Mädchen) bzw. 21 % (Jungen) zu t3 erklärt werden können (nicht abgebildet).

Der Gruppenvergleich und auch die Gewichtung der Daten nach Geschlecht können jeweils nur mit einer Variable durchgeführt werden – für dieses Modell wurden dazu die Geschlechtsvariable und die Gewichtungen zu t1 verwendet. Nach der kritischen Auseinandersetzung mit der Geschlechtsvariable ist diese Auswahl aber nicht unproblematisch. Schließlich hätte genauso die Geschlechtsvariable zu t2 oder t3 verwendet werden können. Unproblematisch wäre eine einzelne Variable nur dann, wenn Geschlecht vollkommen stabil bleibt, was nicht der Fall ist, wie gezeigt wurde. Deshalb wurde das Modell mit dem Gruppenvergleich auch mit den Geschlechtsvariablen und Gewichtungen zu t2 und t3 berechnet bei sonst unveränderten Variablen und Restriktionen. Das Modell mit der Geschlechtsvariable und Gewichtung zu t2 zeigt nur geringfügige Abweichungen, sowohl beim Fit als auch bei den Parametern. Das Modell mit der Geschlechtsvariable und Gewichtung zu t3 hat allerdings keinen guten Fit mehr (RMSEA=0,069, $\chi^2=19,453$, $df=4$, $p=0,001$). Auffällig ist, dass sich

der Fit des Modells bei den Mädchen eindeutig verschlechtert hat, die Gründe dafür sind auf den ersten Blick jedoch nicht erkennbar. Festzuhalten bleibt jedenfalls, dass es einen Unterschied machen kann, mit welcher Geschlechtsvariable und welchen Gewichten die Modelle gerechnet werden.

9 GLEICHHEIT ODER DIFFERENZ – WAS SAGT DIE EMPIRIE?

Die Ausgangsfragestellung dieser Arbeit war, ob der Geschlechtsunterschied bei Aggression tatsächlich universell und eindeutig ist und welchen Beitrag eine sozialkonstruktivistische und methodenkritische Perspektive dazu liefern kann. Die Ergebnisse der Sekundärdatenanalyse geben einige Antworten darauf und werfen gleichzeitig neue Fragen auf. Die Nullhypothese dieser Arbeit (Hypothese 1) war bewusst gewagt formuliert: dass es keinen geschlechtsspezifischen Unterschied bei Aggression gebe und dass es sich bei gefundenen Unterschieden um methodische Artefakte handle. Die empirischen Ergebnisse unterstützen das nicht in dieser Klarheit, allerdings werden einige methodenkritische Einwände bestätigt, während andere ungeklärt bleiben. Das erste Fazit lautet, dass der Unterschied zwischen Mädchen/Frauen und Jungen/Männern bei Aggression auch anhand der hier untersuchten Daten festgestellt werden konnte, allerdings mit einigen interessanten Differenzierungen.

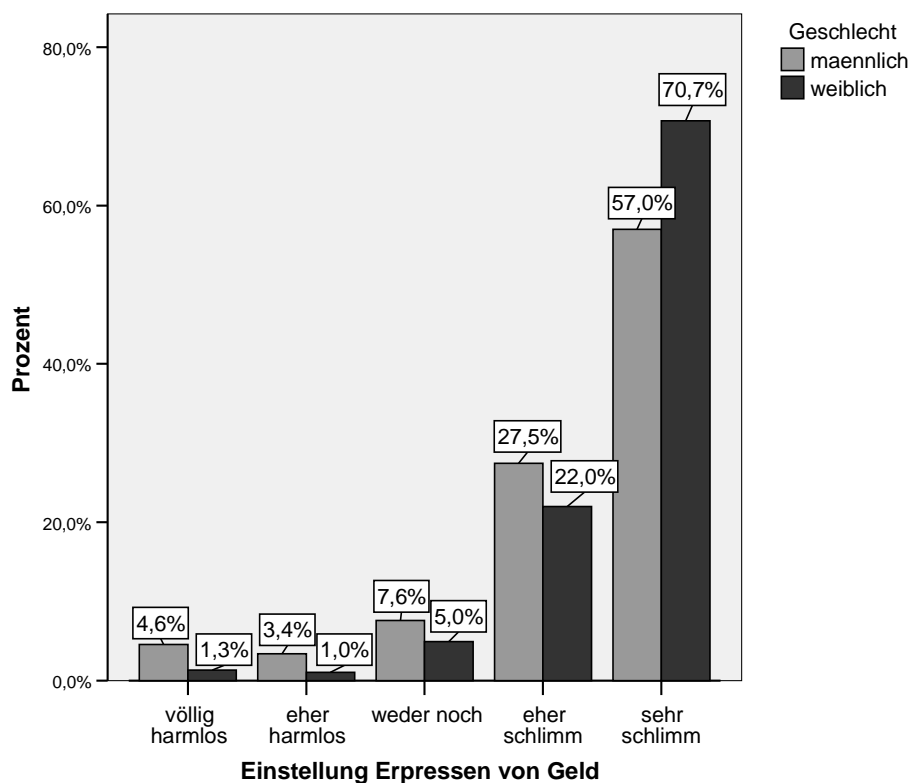
9.1 EVALUATION DER HYPOTHESEN

Für die folgenden Zusammenfassungen wurden alle in den vorherigen Kapiteln berechneten Maßzahlen zusammengefasst. Es muss darauf hingewiesen werden, dass dabei Indikatoren zusammengefasst werden, die einander sehr ähnlich sind bzw. Indikatoren, die mehrmals zu unterschiedlichen Zeitpunkten gemessen wurden. So errechnete Mittelwerte oder Größenordnungen von Maßzahlen sind daher verzerrt und geben nur wenig Aufschluss über die Detailergebnisse. Daher ist die Verwendung der Maßzahlen aus den vorangehenden Kapiteln immer vorzuziehen. Nichtsdestotrotz ist die Berechnung von Gesamtdurchschnitten sinnvoll, um einen groben Eindruck über die Ergebnisse zu erhalten.

Die durchschnittliche Effektgröße aller Variablen, die Aggression messen und bei denen sich Mittelwerte berechnen lassen, beträgt $d = 0,312$ (arithmetisches Mittel) bzw. $d = 0,356$ (Median) (Quer- und Längsschnitt, siehe Tab. 9, 15 und 18). Im Durchschnitt ergibt sich also bei verschiedenen Indikatoren für Aggression zu verschiedenen Zeitpunkten eine Effektgröße, die klein bis mittelmäßig ist und unter jener liegt, die anhand der Literatur zu erwarten gewesen wäre ($d = 0,500$ (Median)). Die Mittelwerte von Mädchen und Jungen unterscheiden sich also im Mittel um $0,356$ Standardabweichungen (Median). Was bedeutet das konkret? Eine Vari-

able, bei der die Effektgröße des Geschlechtsunterschieds sehr nahe am Gesamtmittelwert liegt, ist die Einstellung zur Straftat Gelderpressung ($d = -0,345$)⁴⁴. Die Verteilung der Antworten nach Geschlecht zeigt, dass sich Jungen und Mädchen zwar merklich voneinander unterscheiden und dass Jungen die positivere Einstellung zu dieser Straftat haben, dass im Großen und Ganzen aber die Verteilungen recht ähnlich sind und die große Mehrheit unter beiden Geschlechtern das Erpressen von Geld bedenklich findet (Abb. 9).

Abbildung 9: Einstellung zur Gelderpressung nach Geschlecht, t_4 , $d = -0,345$, $n = 1734$



Nach dem Schema von Hyde (2005: 581ff) lassen sich die gefundenen Effektgrößen kategorisieren. Demnach sind 16,7 % aller Unterschiede verschwindend gering, 33,3 % klein, 46,7 % mittelmäßig und 3,3 % groß (bei 30 Effektgrößen). Kein einziger Unterschied war sehr groß; damit ist Hypothese 3, dass die Mittelwertsunterschiede nur mittelmäßig sind, bestätigt und kann in Zukunft noch restriktiver formuliert werden, weil fast alle Effektgrößen nur klein bis mittelmäßig sind. Vergleicht man das mit Hydes eigenen Ergebnissen (2005), wird deutlich, dass die hier gefundenen Unterschiede bei Aggression größer sind als psychologische Unterschiede zwischen den Geschlechtern im Allgemeinen, aber den Ergebnissen von Hydes Metaanalyse im Bereich der Aggression sehr ähnlich sind. Interessant ist auch, dass die hier

⁴⁴ Die Effektgröße d nimmt hier zwar einen negativen Wert an, weil Mädchen im Schnitt höherer Werte haben, d.h. Gelderpressung schwerwiegender einstufen als Jungen. Im Sinn einer aggressiven Einstellung hat die Effektgröße aber ein positives Vorzeichen, weil Jungen hier aggressiver sind.

gefundene mittlere Effektgröße etwas niedriger liegt, als laut Literatur (Hyde 1984, 2005) zu erwarten gewesen wäre. Das passt zu dem bekannten Muster, dass neuere Studien über Aggression geringere Unterschiede finden und bestärkt die Hypothesen, dass veränderte Geschlechterrollen und ein kritisches Bewusstsein unter ForscherInnen zu dieser Veränderung beigetragen haben könnten.

Betrachtet man die Zusammenhangsmaße Eta und V, kommt man zu einem sehr ähnlichen Ergebnis. Der durchschnittliche Zusammenhang zwischen Geschlecht und den Indikatoren für Aggression ist für intervallskalierte Variablen gering ($\eta = 0,151$ (arithm. Mittel), $\eta = 0,162$ (Median)), und für nominalskalierte Variablen gering bis mittelmäßig ($V = 0,270$ (arithm. Mittel), $V = 0,208$ (Median)), wobei diese Zusammenhangsmaße nicht miteinander vergleichbar sind und keine expliziten Richtlinien zur Einschätzung von Werten existieren. Wendet man die Richtlinien zur Beurteilung der Stärke des Korrelationskoeffizienten r (Kühnel/Krebs 2004: 404f), der in seiner Konstruktion und Logik mit Eta vergleichbar ist, auf die hier gefundenen Etas an, kommt man zu sehr ähnlichen Ergebnissen wie bei der Effektgröße: Demnach wären 16,7 % der Zusammenhänge zu vernachlässigen, 50,0 % wären gering und 33,3 % mittelgroß (keine starken oder sehr starken Zusammenhänge, 30 Etas).

Von allen 46 auf Mittelwertsunterschiede und Zusammenhänge untersuchten Variablen erwiesen sich 36 Unterschiede und Zusammenhänge als signifikant, das sind 78,3 % und somit weit mehr, als man zufällig erwarten würde. Bei zehn Variablen (21,7 %) gab es keine Geschlechtsunterschiede. Von den 38 Unterschieden und Zusammenhängen, die eine Aussage über das aggressivere Geschlecht ermöglichen, waren 31 signifikant (81,6 %), und in jedem dieser Fälle waren Jungen aggressiver als Mädchen. Etwa jede fünfte Variable zeigte also keine Geschlechtsunterschiede, bei vier von fünf Variablen zeigten die Jungen die größere Aggression, und in keinem einzigen Fall waren Mädchen aggressiver.

Von allen untersuchten Varianzen (30) waren 80 % bei Jungen und Mädchen signifikant unterschiedlich, wobei konsistent die Jungen die größere Varianz zeigten. Die restlichen 20 % der Variablen wiesen keine Varianzunterschiede auf, und in keinem einzigen Fall variierten die Werte der Mädchen stärker als die der Jungen. Bei der großen Mehrheit aller Indikatoren für Aggression war die Gruppe der Jungen demnach heterogener als die der Mädchen, d.h. die Werte streuten stärker.

Geschlecht kann bivariat im Durchschnitt 3 % der Varianz bei Aggression erklären (η^2). Das bedeutet, dass der bei weitem größte Teil der Varianz von Aggression auf Unterschiede innerhalb des Geschlechts zurückzuführen ist, und nur ein sehr kleiner Anteil durch Unterschiede zwischen den Geschlechtern erklärt werden kann. In Summe bestätigt sich also die Hypothese, dass sich die Geschlechter bei allen Indikatoren für Aggression mehr gleichen, als sie sich unterscheiden (Hypothese 2), wobei ein sehr großer Teil der Geschlechtsunterschiede signifikant ist und dabei in allen Fällen Jungen das aggressivere Geschlecht sind. Trotz dieses homogenen Ergebnisses sind die Unterschiede nur gering bis mittelmäßig.

Aufgeschlüsselt nach verschiedenen Dimensionen und Indikatoren von Aggression variieren auch die Geschlechtsunterschiede. Bei den Einstellungen zu Aggression zeigten sich größere Unterschiede als bei den Selbstberichten über aggressives Verhalten. Betrachtet man die selbstberichtete Delinquenz mit aggressivem Inhalt, sind die Unterschiede bei den Jahresinzidenzen größer als bei den Jahresprävalenzen: Fragt man Mädchen und Jungen danach, ob sie im letzten Jahr eine bestimmte Straftat begangen haben, fallen die Unterschiede geringer aus als wenn man danach fragt, wie oft sie dieses Delikt im letzten Jahr begangen haben.⁴⁵ Jungen haben also positivere Einstellungen gegenüber Aggression, werden zu einem höheren Prozentsatz straffällig und begehen diese Straftaten öfter. Auffällig ist auch, dass für die Gesamtstichprobe die Mittelwertsunterschiede und Zusammenhänge mit Geschlecht bei schweren und seltenen Delikten (Handtaschenraub, Raub, Körperverletzung mit Waffe) geringer sind als bei leichten und häufigen Delikten, bei den Prävalenzen und den Inzidenzen, was der Ausgangshypothese widerspricht, dass Jungen bei schweren Straftaten stärker überwiegen (Hypothese 4). Betrachtet man nur die Subgruppe der straffälligen Jugendlichen, stimmt diese Hypothese jedoch für die Delikte Raub und Körperverletzung mit Waffe, allerdings nicht für Handtaschenraub.

Beim Handtaschenraub gibt es keine Geschlechtsunterschiede (Jahresinzidenz und -prävalenz), Körperverletzung mit Waffe wird zwar von einem höheren Anteil der Jungen begangen, allerdings gleich häufig (im Sinne der Anzahl der Delikte pro Person). Scratches ist unter Mädchen und Jungen gleich verbreitet, wird allerdings von Jungen häufiger begangen. Alle anderen Delikte mit aggressivem Inhalt unterscheiden sich sowohl hinsichtlich der Prävalenzen als auch der Inzidenzen, wobei die Körperverletzung ohne Waffe die größten Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen zeigt. Die einzige Variable, die eine Form der

⁴⁵ Eta und V sind zwar nicht direkt miteinander vergleichbar, V lässt sich aber auch für die Inzidenzen berechnen und damit vergleichen.

sozialen Aggression erfasste (Ausnützen oder Betrügen) zeigte einen mittelgroßen Unterschied, Jungen waren aggressiver (in der Literatur überwiegen bei sozialer Aggression gewöhnlich die Mädchen).

Die größten und eindeutigsten Unterschiede zwischen den Geschlechtern ergeben sich, wenn man das Geschlecht der TäterInnen und das der Opfer gegenüberstellt. Die Opferwahl bei Gewaltkriminalität ist stark geschlechtsspezifisch, Raub und Körperverletzung ohne Waffe passieren vor allem (wenn auch nicht ausschließlich) unter Jungen, sexuelle Belästigung wird fast ausschließlich von Jungen oder Männern an Mädchen oder Frauen verübt, das Opfer-TäterIn-Verhältnis bei Körperverletzung mit Waffe ist nicht geschlechtsspezifisch ausgeprägt.

Sämtliche erhobenen Variablen sind Selbstberichte der Jugendlichen – eine Ergänzung der Information durch Daten aus dem Polizei- und Erziehungsregister ist von den StudienautorInnen geplant, aber noch nicht verfügbar. Ein direkter Vergleich von Dunkelfeld- und Hellfelddaten ist daher zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht möglich. Stellt man bei den Fragen zum Geschlecht des Opfers und der Täterin/des Täters die Opferangaben den TäterInnenangaben gegenüber, decken sich die Angaben teilweise ziemlich exakt, aber vor allem bei der zwischengeschlechtlichen Gewaltkriminalität gehen die Angaben weit auseinander. Direkt vergleichbar sind diese Daten jedoch nicht, da sich Opfer- und TäterInnenangaben nicht auf dieselbe Personengruppe beziehen (Hypothese 5 kann damit weder bestätigt noch widerlegt werden).

Die Ergebnisse der multivariaten Modelle zeigen, dass es direkte und indirekte Effekte von Geschlecht auf Aggression gibt. Der bivariate Zusammenhang zwischen Geschlecht und Aggression wird zwar abgeschwächt, wenn Drittvariablen hinzugezogen werden, bleibt aber weiterhin bestehen. Geschlecht alleine kann 6,4 % der Varianz des Index zu Gewaltbereitschaft erklären, im endgültigen multiplen Regressionsmodell sinkt der erklärte Varianzanteil aber auf 0,5 %, wenn Geschlecht als letzte Variable ins Modell aufgenommen wird und der Anteil aller Drittvariablen herausgerechnet wird. Es gibt eine Reihe von Variablen, die im Vergleich zu Geschlecht (statistisch) besser vorhersagen können, unter welchen Umständen Jugendliche gewaltbereit sind. Dazu zählen die Mitgliedschaft in aggressiven Peergroups, delinquentes Verhalten, Probleme mit Schule und Eltern, der Konsum von gewalthaltigen Filmen und die Schulform. Das Pfadmodell zeigt außerdem, dass die geschlechtsspezifische Ausprägung der Erklärungsvariablen die indirekten Effekte von Geschlecht auf Aggression bewirkt. Jungen

sind häufiger in aggressive Peergroups integriert, sind eher delinquent, konsumieren mehr gewalthaltige Filme und haben mehr Probleme mit ihren Eltern oder in der Schule. Auch wenn diese Ergebnisse streng genommen nicht kausal interpretiert werden sollten, deuten sie darauf hin, dass eine Reihe von Einflüssen in der Mediennutzung und im sozialen Umfeld der Jugendlichen die Geschlechtsunterschiede verstärken. Hypothese 6 wurde damit nicht bestätigt, lässt sich aber für zukünftige Forschungen in die schwächere Hypothese umformulieren, dass der bivariate Geschlechtsunterschied in multivariaten Modellen deutlich reduziert wird.

Die Risikofaktoren oder Erklärungsvariablen für Aggression sind für beide Geschlechter dieselben. Getrennte Regressionsmodelle zeigen nur minimale Differenzen und der zu vermutende Interaktionseffekt zwischen Geschlecht und dem Verhältnis zu LehrerInnen ist in einem erweiterten Modell nicht signifikant. Inhaltlich heißt das also, dass Mädchen und Jungen zum Teil deswegen unterschiedlich aggressiv sind, weil sie unterschiedlichen Risikofaktoren unterschiedlich stark ausgesetzt sind (also z. B. weil Jungen mehr Filme sehen, die Gewalt beinhalten), und nicht, weil sie unterschiedlich sensibel auf dieselben Faktoren reagieren (Mädchen und Jungen würden dann gleich viel konsumieren, aber unterschiedlich reagieren). Das ist ein weiterer wichtiger Hinweis darauf, dass sich Mädchen und Jungen psychologisch und sozial gleichen, aber unterschiedlich behandelt werden und eine unterschiedliche Selbstsozialisation betreiben. Hypothese 7 ist damit bestätigt.

Im Längsschnitt ist erkennbar, dass die Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen zunehmen, je älter die Befragten werden. Das deutet darauf hin, dass Sozialisations-effekte sich mit zunehmendem Alter stärker auswirken. Die Antworten der Jugendlichen sind sehr konsistent im Lauf der Jahre: Es sind immer die gleichen Fragen, die die größten Geschlechtsunterschiede ergeben. Im Alter von 16 Jahren (letzter Erhebungszeitpunkt) sind die Unterschiede am stärksten ausgeprägt. Es wäre interessant, sich diesen Entwicklungsverlauf weiter anzusehen, sobald weitere Wellen der Panelerhebung zur Verfügung stehen. Die Hypothese 9, dass sich Mädchen und Jungen in der mittleren Adoleszenz, also ca. im Alter von 15 Jahren am ähnlichsten sind, konnte nicht exakt bestätigt werden. Zwei Erklärungen sind denkbar: Die Ergebnisse von Moffit et al. (2001: 23ff) beziehen sich auf antisoziales Verhalten, nicht auf Einstellungen zu Aggression – möglicherweise sieht also der Entwicklungsverlauf von Geschlechtsunterschieden bei Einstellungen anders aus. Außerdem verglichen die AutorInnen Daten der Befragten im Alter zwischen 5 und 21 Jahren, die Duisburger Studie bietet bisher nur Daten im Alter von 13 bis 16. Eventuell hält die Hypothese trotzdem mit dem Unter-

schied, dass für die deutschen Jugendlichen der geringste Unterschied mit 13 Jahren auftritt (davor könnten die Unterschiede wiederum größer gewesen sein, worüber aber keine Daten vorliegen). Auch für den Längsschnitt gilt, dass die meisten Unterschiede klein oder mittelmäßig sind.

Die Untersuchung der Stabilität von Aggression über die Zeit anhand eines Index zu Einstellungen über Gewalt ergibt, dass die Werte im Lauf von drei Jahren zwar in einem gewissen Ausmaß stabil bleiben, dass aber gleichzeitig knapp drei Viertel der Varianz nicht durch vorherige Messungen erklärt werden können. Es gibt also andere Einflussvariablen, die einen großen Teil dazu beitragen, dass sich diese Einstellungen bei den Jugendlichen über die Zeit verändern. Ein expliziter Test darüber, ob die Stabilität für Mädchen und Jungen gleichermaßen gilt, zeigt die geschlechtsunabhängige Gültigkeit der Stabilitätskoeffizienten und widerlegt somit den zweiten Teil der Hypothese 10. Zwar sind die Varianzen von Mädchen und Jungen zu allen drei untersuchten Zeitpunkten signifikant unterschiedlich, die im Längsschnitt erklärten Varianzanteile sind aber sehr ähnlich und liegen für beide Geschlechter bei rund 20 % bis 30 %. Das ist ein weiterer Hinweis darauf, dass der Verlauf und die Entwicklung von Aggression bei beiden Geschlechtern gleich funktionieren.

Allein anhand der Sekundärdatenanalyse könnte der Eindruck entstehen, der Geschlechtsunterschied wäre universell und daher eindeutig oder unbestreitbar. Bevor ich ein endgültiges Fazit ziehe, möchte ich daher auf die methodenkritischen Erkenntnisse und noch einmal auf die Beschränkung des Datensatzes eingehen.

9.2 METHODENKRITISCHE BETRACHTUNGEN UND FAZIT

Zuallererst muss noch einmal betont werden, dass die untersuchte Panelstudie einen Focus auf Jugendkriminalität hatte, nicht auf Aggression im Allgemeinen, und daher nur mit Einschränkungen für meine Fragestellung verwertbar war. Erhoben wurden vor allem strafrechtlich relevante physisch-aggressive Handlungen (Vandalismus, Gewalt), Einstellungen zu aggressiven Delikten und soziale Erklärungsvariablen. Nicht abgefragt (mit Ausnahme einer Variable) wurden Formen der sozialen oder indirekten Aggression wie Bullying, Mobbing oder Ausgrenzung, bei denen angenommen wird, dass sie stärker von Mädchen angewandt

werden. Bisherige Studien haben gezeigt, dass die Berücksichtigung von sozialer oder indirekter Aggression die Geschlechtsunterschiede insgesamt verringert. Die Sekundärdatenanalyse gibt daher nur Auskunft über eine bestimmte Art von Aggression, die häufiger von Jungen angewandt wird. Ein Gesamtbild über alle Aggressionsformen fehlt hier.

Eine Grundannahme, die fast allen Studien in der Sozialforschung zugrunde liegt, wird durch die kritische Betrachtung infrage gestellt: dass Geschlecht mit einer Variable messbar und stabil sei. Die Untersuchung der binären Geschlechtsvariable über die Zeit zeigt nämlich, dass es einen erstaunlich hohen Prozentsatz (2 %) an Jugendlichen gibt, die zu unterschiedlichen Zeitpunkten ein unterschiedliches Geschlecht angeben. Mangels anderer Variablen, die Auskunft über Geschlechtsrollenidentität oder Geschlechtszuschreibung geben könnten, bleibt unklar, ob es sich bei diesen Jugendlichen tatsächlich um Transgender⁴⁶ oder Transsexuelle handelt, ob die Frage nach dem Geschlecht unterschiedlich interpretiert wurde (z. B. eben im Sinn von Geschlechtsrollenidentität), ob sich manche Jugendlichen nur einen Spaß machen wollten oder ob es sich um Fehler bei der Beantwortung oder bei der Dateneingabe handelt. Dass die Interpretation in Richtung Transsexualität nicht vollkommen abwegig ist, wird deutlich, wenn man sich die Ergebnisse von Conway (2002) ansieht. Sie beleuchtet bisherige Daten über die Prävalenz von Transsexualität in den USA und kommt zu dem Schluss, dass unter den amerikanischen Männern bis zu 0,2 % geschlechtsangleichende Operationen vornehmen, bis zu 0,5 % das Geschlecht ohne Operation wechseln und 2 bis 5 % Cross-Dressing zeitweise aber regelmäßig praktizieren. Die Schätzung, dass es bis zu 0,2 % Transsexuelle gebe, die sich operieren lassen, wird auch durch Studien aus anderen Ländern gestützt und liegt um den Faktor 100 höher als die offizielle Einschätzung der Behörden.

Für die Duisburger Studie könnte das also bedeuten, dass tatsächlich 2 % der Jugendlichen sich nicht mit ihrer Geschlechterrolle oder ihrem Geschlecht identifizieren. In jedem Fall wird dadurch deutlich, dass die vier Geschlechtsvariablen, die zu unterschiedlichen Zeitpunkten erhoben wurden, nicht identisch sind und diese Unterschiede nicht vernachlässigt werden dürfen. Die Längsschnittanalyse hat gezeigt, dass es einen Unterschied machen kann, mit welcher Geschlechtsvariablen gerechnet wird. Zukünftige Längsschnittuntersuchungen sollten darauf Rücksicht nehmen, dass die Grundannahme der Stabilität von Geschlecht nicht univer-

⁴⁶ Transgender ist ein weiterer Begriff als Transsexuelle/r und umfasst auch jene Menschen, die sich nicht mit dem ihnen zugewiesenen Geschlecht oder mit ihrer Geschlechtsrolle identifizieren können, dazu zählen auch TransvestitInnen/Cross-Dresser (Transgender.at 2008).

sell gültig ist und die wiederholt geäußerten Bedenken der Geschlechterforschung ([Kap. 2.1](#)) auch in der quantitativen Forschung ernst nehmen.

In der Darstellung der Ergebnisse bei Untersuchungen von Geschlechtsunterschieden ergibt sich ein zentrales Problem, dass zur verzerrten Wahrnehmung von Unterschieden führen kann. Dies betrifft die Präsentation von Geschlechterproportionen in Randgruppen der Gesamtpopulation, z. B. in der Randgruppe aller Jugendlichen, die im letzten Jahr einen Raub begangen haben (2,4 %). Greift man nur jene Jugendlichen heraus, die straffällig geworden sind, erscheint das Übergewicht der Jungen beeindruckend: 68 % der TäterInnen sind männlich. Sieht man sich allerdings die Gesamtpopulation an, erscheint der Unterschied vergleichsweise klein: 1,3 % der Mädchen und 3,7 % der Jungen haben im letzten Jahr einen Raub begangen, das ist also bei beiden Geschlechtern eine kleine Minderheit. Üblicherweise werden in der Literatur Geschlechterverhältnisse in Randgruppen dargestellt, was mit dazu beiträgt, dass die Unterschiede zwischen den Geschlechtern beeindruckender erscheinen, als sie sind. Der statistische Hintergrund dieser Verzerrung liegt darin, dass bei der Betrachtung der Gesamtpopulation die gesamte Variation berücksichtigt wird und nicht nur jene in der Randgruppe. Aus diesem Grund wurden bei den Ergebnissen exemplarisch beide Darstellungen gegenübergestellt ([Kap. 8.4](#)).

Des Weiteren macht es einen Unterschied, ob einzelne Variablen oder aus mehreren Variablen zusammengesetzte Indizes untersucht werden. Der Geschlechtsunterschied fällt größer aus, wenn Indizes analysiert werden ([Kap. 8.5.1](#)), weil die Reliabilität höher ist - mehrere zusammengefasste Indikatoren geben ein besseres Bild davon, wer aggressiv ist und wer nicht. Beim Vergleich von Ergebnissen sollte also immer kenntlich gemacht werden, ob es sich um einzelne oder zusammengesetzte Maße handelt, und die Reliabilitäten sollten angegeben werden.

Zur Problematik der Kausalität lässt sich sagen: Eine solide Analyse von Kausaleffekten ist nur mit komplexen Modellen im Längsschnitt möglich, was mit diesen Daten zwar möglich, aber im Rahmen dieser Arbeit nicht leistbar war und genug Material für eine weitere Arbeit ergeben würde. Die Ergebnisse der multivariaten Modelle und der Längsschnittuntersuchung sind daher im besten Fall Hinweise auf Kausalfaktoren und können nur im statistischen Sinn Aggression „erklären“.

Das Fazit der Sekundärdatenanalyse lautet daher: Für jenen Bereich der Aggression, der hier untersucht wurde (Einstellungen zu Gewalt und aggressiven Delikten, Prävalenz und Inzidenz von aggressiven Delikten) ist der Geschlechtsunterschied zwischen Mädchen und Jungen bei den meisten Indikatoren erkennbar und in der Richtung konsistent (Jungen sind in vier von fünf Fällen aggressiver), allerdings nicht sehr groß oder bedeutsam. In allen Fällen gleichen sich die Geschlechter mehr als sie sich unterscheiden und Geschlecht kann nur einen sehr geringen Anteil an Aggression erklären. Vieles deutet darauf hin, dass die Gründe oder Vorhersagevariablen und die Entwicklung für beide Geschlechter gleich sind. Der Geschlechtsunterschied wird kleiner, sobald Drittvariablen berücksichtigt werden. Ein Gesamtbild über verschiedene Aggressionsformen lässt sich anhand der Daten nicht darstellen, würde aber vermutlich ausgeglichener ausfallen. Die Daten beziehen sich außerdem auf die Grundgesamtheit der Duisburger SchülerInnen eines Jahrgangs und sollten daher auch nicht darüber hinaus interpretiert werden. Insbesondere lassen diese Ergebnisse keine Schlussfolgerungen über SchülerInnen in Deutschland oder über Mädchen und Jungen im Allgemeinen zu.

Einige methodenkritische Einwände haben sich bestätigt, darunter

- die Abhängigkeit der Ergebnisse von der Art oder Dimension der untersuchten Aggression
- die Kritik an der herkömmlichen Geschlechtsvariable
- die Kontextabhängigkeit von Aggression (Geschlecht von TäterInnen und Opfern)
- der Unterschied zwischen Signifikanz und Größe von Unterschieden
- die problematische Darstellung der Ergebnisse anhand von Randgruppen
- die Problematik expliziter Tests auf Geschlechtsunterschiede in komplexen Modellen
- die Abhängigkeit der Unterschiede von Entwicklungsverläufen
- der Umstand, dass die neuere Literatur geringere Unterschiede findet

Eine methodenkritische und sozialkonstruktivistische Perspektive trägt also dazu bei, ein differenzierteres Bild von Geschlechtsunterschieden und –gleichheiten bei Aggression zu zeichnen, das nicht zu dem Schluss verleitet, Mädchen oder Frauen seien eindeutig und unbestreitbar anders als Jungen oder Männer. Das Geschlechterverhältnis bei Aggression gleicht sich dadurch nicht aus (Hypothese 11), aber zumindest an.

Für zukünftige Untersuchungen auf dem Gebiet der Geschlechtsunterschiede und insbesondere im Bereich der Aggression ergibt sich daraus die Notwendigkeit, diese und andere metho-

denkritische Einwände zu berücksichtigen und ernst zu nehmen. Dazu zählen insbesondere die Berücksichtigung von Aggressionsformen, die häufiger von Mädchen/Frauen gewählt werden; eine differenziertere Konzeption von Geschlecht, was bereits beim Studiendesign berücksichtigt werden muss; und eine solide Analyse von Kausaleffekten, wobei Geschlecht durchaus auch als abhängige Variable betrachtet werden kann. Insgesamt wird deutlich, wie stark Forschungsergebnisse abhängig sind von individuellen Entscheidungen der Forschenden. Weil der Forschungsprozess subjektiv geprägt sein kann, ist es umso wichtiger, sehr präzise und reflektiert zu arbeiten, auch und insbesondere bezüglich Methodik und Statistik. Viele der methodenkritischen Einwände sind darüber hinaus auch für Gruppenvergleiche im Allgemeinen gültig.

Ein möglicher Einwand gegen die Ergebnisse dieser Arbeit könnte darin bestehen, dass der Befund, Frauen und Männer wären im Wesentlichen gleich und nicht unterschiedlich, im Alltag nicht bestätigt wird. Die Differenz sei allgegenwärtig. Daher ist es sinnvoll, die Aussagen über Gleichheit und Differenz noch einmal auf den Punkt zu bringen. Unbestritten unterscheiden sich Frauen und Männer in Bezug auf soziale Gleichheit: Führungspositionen sind nach wie vor vorwiegend mit Männern besetzt, Frauen haben im Durchschnitt ein geringeres Einkommen, sind in politischen Funktionen unterrepräsentiert etc. Bei den Präferenzen für verschiedene Berufe unterscheiden sich Frauen und Männer ebenfalls (Lippa 2006). Auch andere Unterschiede, die man mitunter als psychologisch oder sozial bezeichnen könnte, fallen im Alltag auf: etwa bei der stark geschlechtsspezifischen Schönheitspflege oder auch beim Medienkonsum (siehe [Kap. 8.5.1](#)). Solche Unterschiede sind auf jeden Fall von Interesse, fallen aber nicht in das enger definierte Gebiet kognitive Fähigkeiten und Sozialverhalten im Sinn der Psychologie, auf das diese Arbeit fokussiert war. Unterschiede dieser Art zu untersuchen gehört eher zum Aufgabengebiet von SoziologInnen, und Janet Hyde (2006) merkt an, dass es in diesem Bereich bis heute keine umfassende Metaanalyse gibt, die Forschungsergebnisse systematisch zusammengefasst hätte. Solche Untersuchungen sind sicher ein lohnenswertes Gebiet für zukünftige Forschungen.

9.3 ZUR RELEVANZ DER ERGEBNISSE:

KONSEQUENZEN DER GLEICHHEITSPERSPEKTIVE

Einerseits wird nach den theoretischen und empirischen Ergebnissen klar, dass es nicht gerechtfertigt ist zu behaupten, Frauen und Männer wären grundverschieden. Andererseits heißt das nicht, dass Geschlecht keine Rolle spielt, oder dass im Alltag keine Geschlechtsunterschiede auftreten. Es ist beispielsweise erstaunlich, dass sich Kinder schon in einem sehr frühen Alter (ab 3 Jahren) in gleichgeschlechtlichen Gruppen zusammenschließen und dort Interaktionsstile lernen, die ihr späteres Verhalten geschlechtsspezifisch prägen (Maccoby 1998). Diese gleichgeschlechtlichen Gruppen entstehen auch ohne das Zutun von Erwachsenen. Maccoby zufolge entwickeln Mädchen und Jungen sehr früh unterschiedliche Spielstile, die dazu beitragen, dass sich geschlechtshomogene Gruppen bilden. Auch in anderen Situationen ist im Alltag der soziale Geschlechtsunterschied sichtbar, etwa bei Berufen, die stark geschlechtsspezifisch geprägt sind und hauptsächlich von einem Geschlecht ausgeübt werden. Diese „offensichtlichen“ Unterschiede werfen aber immer wieder dieselben Fragen auf: Entsteht der Unterschied durch individuelle Entscheidungen oder durch strukturelle Einflüsse? Wie frei oder unbeeinflusst sind unsere individuellen Entscheidungen? Wie sieht das Wechselspiel zwischen biologischen und sozialen Prozessen aus (falls sie sich überhaupt so isolieren lassen)? Wie groß ist ein offensichtlicher Unterschied wirklich, wenn man ihn systematisch und möglichst objektiv betrachtet? Und wie viel an Differenz reproduzieren wir täglich, einfach weil wir davon ausgehen, dass sie da ist? Eines sollte bis hierher klar geworden sein: Auch auf die vermeintlich einfache Frage nach dem Geschlechtsunterschied und seinen Gründen gibt es keine einfachen Antworten.

Der Befund, dass sich Frauen und Männer mehr gleichen als sie sich unterscheiden, und dass die Differenzen innerhalb eines Geschlechts größer sind als zwischen den Geschlechtern, trifft sich außerdem mit einer Erkenntnis der Frauenbewegung, nämlich mit dem Eingeständnis, dass es „die Frau“ als Subjekt des Feminismus nicht gibt – zu vielfältig sind die Lebenslagen und Perspektiven von Frauen (Heintz 1993: 35ff).

Gerade wenn es also um soziale und psychologische Geschlechtsunterschiede geht, sollten wir eher davon ausgehen, dass die Geschlechter sich im Wesentlichen gleich oder zumindest sehr ähnlich sind – die Differenzperspektive ist hier schon allein empirisch nicht haltbar. Männern und Jungen Aggression zuzuschreiben und sie bei Frauen und Mädchen zu ignorie-

ren oder kleinzureden, widerspricht einfach den Tatsachen. Frauen sind nicht grundsätzlich friedfertiger – vieles deutet darauf hin, dass sie ihre Aggression nur anders ausleben. Die Differenzperspektive, dass Frauen und Männer verschieden sind und aus gesellschaftlich unterschiedlichen Positionen agieren, ist in diesem Fall mit einer Reihe von Nachteilen verbunden.

Hyde (2005) betont die wesentlichen Konsequenzen, die ein überzogener Differenzansatz nach sich zieht. Sie spricht von Kosten, die über den wissenschaftlichen Bereich hinausgehen und unter anderem die Arbeitswelt, Erziehung und Beziehungen betreffen, weil etwa Stereotype fälschlicherweise aufrecht erhalten werden. Männliche Aggression und männliches Konkurrenzdenken werden immer wieder auch als „Beweise“ dafür ins Spiel gebracht, dass Männer gesellschaftlich bessere Positionen erreichen würden (Fausto-Sterling 1988: 175ff). Gesellschaftliche Kosten entstehen auch durch Politik, die unterstellt, es gäbe biologische Gründe für mangelnde Chancengleichheit oder andere politisch-soziale Ungleichheiten (ebd.: 290). Auch aus diesem Grund ist die Dekonstruktion einer generell männlichen Aggression ein wichtiges feministisches Anliegen, weil es einseitigen Argumentationen dieser Macht den Boden entzieht und den Focus auf andere Bereiche lenkt, die der gleichen Partizipation von Frauen im Wege stehen, etwa auf strukturelle Hemmnisse wie die sogenannte *gläserne Decke*.

Maccoby (1998) gibt zu bedenken, dass es nicht damit getan ist, Jungen Mädchenspielzeug anzubieten und Mädchen nicht in rosa zu kleiden, wenn man Gleichberechtigung erreichen will. Zu stark sind die gesellschaftlichen Rollenerwartungen aber auch die Selbstsozialisation, die sich immer an bereits Bestehendem orientiert. Wir wissen, dass Geschlechterrollen Aggression bei Jungen verstärken (z. B. Fausto-Sterling 1988: 215) und dass gleichzeitig Aggression problematisch werden kann, individuell und gesellschaftlich betrachtet. Ein rigides Festhalten an traditionellen Geschlechterrollen ist gesellschaftlich gesehen schädlich, und das für beide Geschlechter, weil es der Gleichberechtigung im Weg steht (Convention on the Elimination of All Forms of Discrimination against Women 1979, Svensson 2008). Ein konkretes Ziel muss daher sein, weiterhin an der Auflösung von traditionellen Geschlechterrollen zu arbeiten. Dabei ist es meines Erachtens viel eher angebracht, von der grundlegenden Gleichheit und Ähnlichkeit der Geschlechter auszugehen, die ja auch empirisch fassbar ist, anstatt Unterschiede zu überhöhen oder zu betonen, was letztlich wieder zur Reproduktion von Stereotypen beiträgt. Die Vermutung ist naheliegend (und zum Teil belegbar), dass es gerade

diese Stereotypen sind, die die Unterschiede aufrecht erhalten und somit die Gleichberechtigung behindern. Letztlich sind Frauen und Männer untereinander so unterschiedlich, dass das Geschlecht kaum ins Gewicht fällt.

10 ANHANG

10.1 UNTERSUCHTE VARIABLEN DES PANELDATENSATZES

	2002 (t1)		2003 (t2)		2004 (t3)		2005 (t4)	
	7. Klasse		8. Klasse		9. Klasse		10. Klasse	
Variablenbezeichnung	Frage	Item	Frage	Item	Frage	Item	Frage	Item
Geschlecht	F62	aa0011	F75	ba0011	F71	ca0011	F65	da0011
Peergroups: aggressives Verhalten	n.u.	n.u.	F5	bc0052	n.u.	n.u.	F5	dc0052
		n.u.		bc0054		n.u.		dc0054
		n.u.		bc0056		n.u.		dc0056
		n.u.		bc0058		n.u.		dc0058
Konsum Actionfilme	n.u.	n.u.	F9	bl0009	n.u.	n.u.	n.u.	n.u.
Konsum Kung-Fu-/Kampfsportfilme		n.u.		bl1015		n.u.		n.u.
Konsum Kriegsfilme		n.u.		bl1016		n.u.		n.u.
Nutzung Ego-Shooter	-	-	F17	bcs003	n.u.	n.u.	n.u.	n.u.
Probleme in der Schule, mit Eltern oder Gleichaltrigen	n.u.	n.u.	F19	bb0001	n.u.	n.u.	n.u.	n.u.
		n.u.		bb0002		n.u.		n.u.
		n.u.		bb0003		n.u.		n.u.
		n.u.		bb0004		n.u.		n.u.
		n.u.		bb0005		n.u.		n.u.
		n.u.		bb0006		n.u.		n.u.
		n.u.		bb0007		n.u.		n.u.
		n.u.		bb0010		n.u.		n.u.
		n.u.		bb0013		n.u.		n.u.
Opferangabe Geschlecht TäterIn Raub letztes Mal	-	-	-	-	-	-	F20	dO0004
Opferangabe Geschlecht TäterIn Körperverletzung ohne Waffe letztes Mal	-	-	-	-	-	-	F21	dO0024
Opferangabe Geschlecht TäterIn Körperverletzung mit Waffe letztes Mal	-	-	-	-	-	-	F22	dO0044

	2002 (t1)		2003 (t2)		2004 (t3)		2005 (t4)	
	7. Klasse		8. Klasse		9. Klasse		10. Klasse	
Variablenbezeichnung	Frage	Item	Frage	Item	Frage	Item	Frage	Item
Opferangabe Geschlecht TäterIn sexuelle Belästigung letztes Mal	-	-	-	-	-	-	F23	dO0064
TäterIn Graffiti/Tags Prävalenz letztes Jahr	n.u.	n.u.	F28	bt0002	n.u.	n.u.	F24	dt0002
TäterIn Graffiti/Tags Inzidenz letztes Jahr		n.u.		n.u.		n.u.		dt0003
TäterIn Scratches Prävalenz letztes Jahr	n.u.	n.u.	F29	bt0402	n.u.	n.u.	F25	dT0402
TäterIn Scratches Inzidenz letztes Jahr		n.u.		n.u.		n.u.		dT0403
TäterIn Sachbeschädigung Prävalenz letztes Jahr	n.u.	n.u.	F30	bt0022	n.u.	n.u.	F26	dT0022
TäterIn Sachbeschädigung Inzidenz letztes Jahr		n.u.		n.u.		n.u.		dT0023
TäterIn Automatendiebstahl Prävalenz letztes Jahr	n.u.	n.u.	F31	bt0042	n.u.	n.u.	n.u.	n.u.
TäterIn Ladendiebstahl Prävalenz letztes Jahr	n.u.	n.u.	F32	bt0062	n.u.	n.u.	n.u.	n.u.
TäterIn Fahrraddiebstahl Prävalenz letztes Jahr	n.u.	n.u.	F33	bt0082	n.u.	n.u.	n.u.	n.u.
TäterIn Autodiebstahl Prävalenz letztes Jahr	n.u.	n.u.	F34	bt0102	n.u.	n.u.	n.u.	n.u.
TäterIn Autoaufbruch Prävalenz letztes Jahr	n.u.	n.u.	F35	bt0122	n.u.	n.u.	n.u.	n.u.
TäterIn Handtaschenraub Prävalenz letztes Jahr	n.u.	n.u.	F36	bt0142	n.u.	n.u.	F32	dT0142
TäterIn Handtaschenraub Inzidenz letztes Jahr		n.u.		n.u.		n.u.		dT0143
TäterInnenangabe Geschlecht des Opfers bei Handtaschenraub letztes Mal		n.u.		n.u.		n.u.		dT0151
TäterIn Raub Prävalenz letztes Jahr	n.u.	n.u.	F37	bt0162	n.u.	n.u.	F33	dT0162
TäterIn Raub Inzidenz letztes Jahr		n.u.		n.u.		n.u.		dT0163
TäterInnenangabe Geschlecht des Opfers bei Raub letztes Mal		n.u.		n.u.		n.u.		dT0171
TäterIn Einbruchdiebstahl Prävalenz letztes Jahr	n.u.	n.u.	F38	bt0182	n.u.	n.u.	n.u.	n.u.
TäterIn Diebstahl Prävalenz letztes Jahr	n.u.	n.u.	F39	bt0202	n.u.	n.u.	n.u.	n.u.
TäterIn Hehlerei Prävalenz letztes Jahr	n.u.	n.u.	F40	bt0222	n.u.	n.u.	n.u.	n.u.

	2002 (t1)		2003 (t2)		2004 (t3)		2005 (t4)	
	7. Klasse		8. Klasse		9. Klasse		10. Klasse	
Variablenbezeichnung	Frage	Item	Frage	Item	Frage	Item	Frage	Item
TäterIn Körperverletzung ohne Waffe Prävalenz letztes Jahr	n.u.	n.u.	F41	bt0242	n.u.	n.u.	F37	dT0242
TäterIn Körperverletzung ohne Waffe Inzidenz letztes Jahr		n.u.		n.u.		n.u.		dT0243
TäterInnenangabe Geschlecht des Opfers bei Körperverletzung ohne Waffe letztes Mal		n.u.		n.u.		n.u.		dT0251
TäterIn Körperverletzung mit Waffe Prävalenz letztes Jahr	n.u.	n.u.	F42	bt0262	n.u.	n.u.	F38	dT0262
TäterIn Körperverletzung mit Waffe Inzidenz letztes Jahr		n.u.		n.u.		n.u.		dT0263
TäterInnenangabe Geschlecht des Opfers bei Körperverletzung mit Waffe letztes Mal		n.u.		n.u.		n.u.		dT0271
TäterIn Drogenkonsum Prävalenz letztes Jahr	n.u.	n.u.	F43	bt0282	n.u.	n.u.	n.u.	n.u.
TäterIn Drogenverkauf Prävalenz letztes Jahr	n.u.	n.u.	F44	bt0312	n.u.	n.u.	n.u.	n.u.
TäterIn Hacken Prävalenz letztes Jahr	n.u.	n.u.	F45	bt0422	-	-	-	-
TäterIn Raubkopieren Prävalenz letztes Jahr	n.u.	n.u.	F46	bt0442	n.u.	n.u.	n.u.	n.u.
TäterIn Internetversand Prävalenz letztes Jahr	n.u.	n.u.	F47	bt0462	-	-	-	-
Fallbeispiel: Reaktion	-	-	F49	bv0001	-	-	n.u.	n.u.
Ausnutzen/Betrügen	n.u.	n.u.	n.u.	n.u.	n.u.	n.u.	F45	dx0002
Einstellung Körperverletzung	-	-	F52	bh0002	F48	ch0002	F46	dh0002
Einstellung Provokation/ Einschüchterung		-		bh0003		ch0003		dh0003
Einstellung Gelderpressung		-		bh0009		ch0009		dh0009
Einstellung Sachbeschädigung Bushaltestelle		-		bh0010		ch0010		dh0010
Einstellungen zu Gewalt	F45	ag0014	F55	bg0014	F52	cg0014	-	-
		ag0015		bg0015		cg0015		-
		ag0016		bg0016		cg0016		-
Erziehungsstile	n.u.	n.u.	F60	be0010	n.u.	n.u.	n.u.	n.u.
		n.u.		be0011		n.u.		n.u.
		n.u.		be0012		n.u.		n.u.

	2002 (t1)		2003 (t2)		2004 (t3)		2005 (t4)	
	7. Klasse		8. Klasse		9. Klasse		10. Klasse	
Variablenbezeichnung	Frage	Item	Frage	Item	Frage	Item	Frage	Item
Erziehungsstile	n.u.	n.u.	F60	be0013	n.u.	n.u.	n.u.	n.u.
		n.u.		be0020		n.u.		n.u.
		n.u.		be0021		n.u.		n.u.
		n.u.		be0022		n.u.		n.u.
		n.u.		be0023		n.u.		n.u.
		n.u.		be0034		n.u.		n.u.
Verhältnis zu LehrerInnen	n.u.	n.u.	F69	bs0012	n.u.	n.u.	n.u.	n.u.
		n.u.		bs0013		n.u.		n.u.
		n.u.		bs0015		n.u.		n.u.
		n.u.		bs0016		n.u.		n.u.
Alter	F61	aa0010	F74	ba0010	F70	ca0010	F64	da0010
erste Staatsangehörigkeit	F64	aa0102	F77	ba0102	F73	ca0102	F67	da0102
zweite Staatsangehörigkeit (optional)	F64	aa0103	F77	ba0103	F73	ca0103	F67	da0103
Herkunftsland Eltern (1. Nennung)	-	-	F79	ba0210	F75	ca0210	F69	da0210
Herkunftsland Eltern (2. Nennung, optional)	-	-	F79	ba0211	F75	ca0211	F69	da0211
Schulform	⁻⁴⁷	aschulf	⁻⁴⁷	bschulf	⁻⁴⁷	cschulf	⁻⁴⁷	dschulf

- ... Frage/Item wurde zu diesem Zeitpunkt nicht erhoben
n.u. ... Frage/Item nicht untersucht

⁴⁷ Die Schulform wurde nicht von den SchülerInnen erhoben, sondern nach der Erhebung zugeordnet.

10.2 FRAGEFORMULIERUNGEN

Items	Frageformulierung und Ausprägungen (Werte)
aa0011, ba0011, ca0011, da0011	Dein Geschlecht:
	<i>männlich (1) weiblich (2)</i>
	Wie genau stimmen die folgenden Aussagen für deine Freundesgruppe (Clique)?
bc0052, dc0052	Es gibt andere Gruppen, die mit uns richtig verfeindet sind.
bc0054, dc0054	Um unsere Interessen durchzusetzen, wenden wir auch Gewalt an.
bc0056, dc0056	Wir prügeln uns mit anderen Gruppen.
bc0058, dc0058	Wenn wir zusammen auftauchen, haben Andere richtig Respekt.
	<i>stimmt nicht (1), stimmt wenig (2), stimmt teilweise (3), stimmt ziemlich (4), stimmt genau (5)</i>
	Welche Filme oder Videos guckst du am häufigsten?
bl0009	Actionfilme
bl1015	Kung-Fu- oder Kampfsportfilme
bl1016	Kriegsfilme
	<i>nie (1), selten (2), manchmal (3), oft (4), sehr oft (5)</i>
	Wie häufig spielst du folgende Computer- und Konsole-Spiele?
bcs003	Ego-Shooter, Ballerspiele (MOHAA, Battlefield 1942, ...)
	<i>nie (1), selten (2), manchmal (3), oft (4), sehr oft (5)</i>
	Als Jugendlicher kann man manche Probleme haben. Inwieweit treffen die folgenden Probleme auf dich zu?
bb0001	Probleme mit schulischen Leistungsanforderungen
bb0002	Probleme mit einem oder mehreren Lehrern/innen
bb0003	Probleme mit den Eltern oder einem Elternteil
bb0004	Probleme, eine feste Freundin bzw. einen festen Freund zu finden
bb0005	Probleme, mit meiner festen Freundin bzw. meinem festen Freund auszukommen
bb0006	Probleme, eine Freundesgruppe (Clique) zu finden
bb0007	Probleme, mit meinen Freunden auszukommen

Items	Frageformulierung und Ausprägungen (Werte)
bb0010	Probleme, meine Freizeit zu gestalten
bb0013	Probleme, mit meinem Geld auszukommen
	<i>trifft gar nicht zu (1) trifft eher nicht zu (2) teils/teils (3) trifft eher zu (4) trifft völlig zu (5)</i>
	Ist es dir <i>persönlich</i> im vergangenen Jahr, also von Januar 2004 bis heute, passiert, dass dir jemand mit Gewalt, oder indem er mit Gewalt drohte, etwas weggenommen hat oder dich gezwungen hat, etwas herauszugeben? Damit ist auch das Abziehen gemeint. Falls ja ->
	Würdest du uns bitte einige Angaben zur Person des Täters beim letzten Mal machen?
dO0004	<i>Der Täter war ein/e: Mann (1) Frau (2)</i>
	Bist du im vergangenen Jahr, also von Januar 2004 bis heute, einmal so geschlagen oder getreten worden, dass du eine Verletzung hattest? Dabei wurde aber <i>keine</i> Waffe und <i>kein</i> Gegenstand verwendet.
	Würdest du uns bitte einige Angaben zur Person des Täters beim letzten Mal machen?
dO0024	<i>Der Täter war ein/e: Mann (1) Frau (2)</i>
	Bist du im vergangenen Jahr, also von Januar 2004 bis heute, einmal mit einem Gegenstand (z. B. Knüppel) oder einer Waffe (z. B. Messer, Tränengas) angegriffen oder verletzt worden, oder wurde dabei versucht, dich zu verletzen?
	Würdest du uns bitte einige Angaben zur Person des Täters beim letzten Mal machen?
dO0044	<i>Der Täter war ein/e: Mann (1) Frau (2)</i>
	Es kommt manchmal vor, dass man von anderen Personen in sexueller Absicht auf unverschämte Art belästigt wird (z. B. durch verbale „Anmache“ oder durch „Grapschen“). Das kann in der Schule, zu Hause oder anderswo passieren. Hat dies jemand im vergangenen Jahr, also von Januar 2004 bis heute, mit dir <i>persönlich</i> gemacht?
	Würdest du uns bitte einige Angaben zur Person des Täters beim letzten Mal machen?
dO0064	<i>Der Täter war ein/e: Mann (1) Frau (2)</i>
	Fast alle Menschen haben als Jugendliche schon einmal unerlaubte Dinge getan, zum Beispiel geklaut oder fremde Sachen kaputt gemacht. Einige haben auch schon mal jemanden verprügelt und verletzt. Wie ist das bei dir?
	Hast du jemals an verbotenen Orten Graffiti gesprayed oder Tags gesetzt? Falls ja ->
	Denke jetzt nur noch an die Zeit seit Januar 2002/2004⁴⁸ (also an das letzte Jahr), hast du in dieser Zeit einmal gesprayed oder getagt?
bt0002, dt0002	<i>nein (0) ja (1)</i>
	<i>Falls ja -> Wie oft war das seit dem 1. 1. 2004 bis heute?</i>
dt0003	<i>__ Mal</i>

⁴⁸ Je nach Erhebungszeitpunkt immer das letzte Jahr.

Items	Frageformulierung und Ausprägungen (Werte)
	Hast du jemals etwa absichtlich zerkratzt, um es zu zerstören oder zu beschädigen (scratchen)? Falls ja ->
	Denke jetzt nur noch an die Zeit seit Januar 2002/2004 ⁴⁸ (also an das letzte Jahr), hast du in dieser Zeit einmal etwas zerkratzt?
bt0402, dt0402	nein (0) ja (1)
	Falls ja -> Wie oft war das seit dem 1. 1. 2004 bis heute?
dt0403	__ Mal
	Es kommt vor, dass Telefonzellen, Bushaltestellen, Fahrzeuge, Briefkästen, Sitze in Bus oder Bahn, Parkbänke, Schulmöbel oder Ähnliches beschädigt oder zerstört werden. Hast du jemals solche oder auch andere Sachen, die dir nicht gehörten, absichtlich beschädigt oder zerstört? Falls ja ->
	Denke jetzt nur noch an die Zeit seit Januar 2002/2004 ⁴⁸ (also an das letzte Jahr), hast du in dieser Zeit einmal etwas beschädigt oder zerstört?
bt0022, dt0022	nein (0) ja (1)
	Falls ja -> Wie oft war das seit dem 1. 1. 2004 bis heute?
dt0023	__ Mal
	Hast du schon einmal einen Automaten oder ein Münztelefon geknackt und Geld oder Waren rausgenommen? Falls ja ->
	Denke jetzt nur noch an die Zeit seit Januar 2002 (also an das letzte Jahr), hast du in dieser Zeit einmal einen Automaten oder eine Telefonzelle geknackt?
bt0042	nein (0) ja (1)
	Hast du jemals etwas aus einem Supermarkt, einem Laden oder Kaufhaus mitgenommen, ohne zu bezahlen? Falls ja ->
	Denke jetzt nur noch an die Zeit seit Januar 2002 (also an das letzte Jahr), hast du in dieser Zeit einmal etwas aus einem Supermarkt, Laden oder Kaufhaus geklaut?
bt0062	nein (0) ja (1)
	Hast du jemals ein fremdes Fahrrad weggenommen, um es für dich zu behalten, es zu verkaufen oder kaputt zu fahren? Falls ja ->
	Denke jetzt nur noch an die Zeit seit Januar 2002 (also an das letzte Jahr), hast du in dieser Zeit einmal ein Fahrrad gestohlen?
bt0082	nein (0) ja (1)
	Hast du jemals ein fremdes Auto, Motorrad, Moped oder ein Mofa weggenommen, um es für dich zu behalten, es zu verkaufen oder kaputt zu fahren? Falls ja ->
	Denke jetzt nur noch an die Zeit seit Januar 2002 (also an das letzte Jahr), hast du in dieser Zeit einmal ein Auto, Motorrad, Moped oder ein Mofa gestohlen?
bt0102	nein (0) ja (1)

Items	Frageformulierung und Ausprägungen (Werte)
	Hast du jemals ein Auto geknackt und irgendwelche Sachen herausgenommen (z.B. Radio, Geld, Handy oder anderes)? Falls ja ->
	Denke jetzt nur noch an die Zeit seit Januar 2002 (also an das letzte Jahr), hast du in dieser Zeit einmal so etwas gemacht?
bt0122	<i>nein (0) ja (1)</i>
	Hast du jemals einer Person eine Handtasche, Einkaufstasche oder einen Geldbeutel aus der Hand oder vom Arm gerissen? Falls ja ->
	Denke jetzt nur noch an die Zeit seit Januar 2002/2004⁴⁸ (also an das letzte Jahr), hast du in dieser Zeit einmal so etwas gemacht?
bt0142, dt0142	<i>nein (0) ja (1)</i>
	<i>Falls ja -> Wie oft war das seit dem 1. 1. 2004 bis heute?</i>
dt0143	<i>__ Mal</i>
	Würdest du uns bitte einige Angaben zur Person des Betroffenen beim letzten Mal machen?
dt0151	<i>Der Betroffene war ein/e: Mann (1) Frau (2)</i>
	Hast du jemals jemandem mit Gewalt Geld oder irgendwelche Sachen abgenommen oder jemanden gezwungen, Geld oder Sachen herzugeben? Damit ist auch das „Abziehen“ gemeint. Falls ja ->
	Denke jetzt nur noch an die Zeit seit Januar 2002/2004⁴⁸ (also an das letzte Jahr), hast du in dieser Zeit einmal so etwas gemacht?
bt0162, dt0162	<i>nein (0) ja (1)</i>
	<i>Falls ja -> Wie oft war das seit dem 1. 1. 2004 bis heute?</i>
dt0163	<i>__ Mal</i>
	Würdest du uns bitte einige Angaben zur Person des Betroffenen beim letzten Mal machen?
dt0171	<i>Der Betroffene war ein/e: Mann (1) Frau (2)</i>
	Bist du jemals in ein Gebäude eingebrochen, um etwas zu stehlen? Zum Beispiel: Wohnung, Laden, Kiosk, Garage, Gartenhaus, Wochenendhaus, Schule, Kindergarten, Baubaracke, Werkstatt, Büro oder Ähnliches? Falls ja ->
	Denke jetzt nur noch an die Zeit seit Januar 2002 (also an das letzte Jahr), hast du in dieser Zeit einmal eingebrochen?
bt0182	<i>nein (0) ja (1)</i>
	Hast du jemals etwas anderes gestohlen, was bis jetzt noch nicht erwähnt wurde? Zum Beispiel eine Jacke oder Tasche beim Sport. Falls ja ->
	Denke jetzt nur noch an die Zeit seit Januar 2002 (also an das letzte Jahr), hast du in dieser Zeit einmal so etwas gemacht?
bt0202	<i>nein (0) ja (1)</i>
	Hast du jemals etwas verkauft, gekauft oder getauscht, von dem du wusstest, dass es gestohlen war? Falls ja ->
	Denke jetzt nur noch an die Zeit seit Januar 2002 (also an das letzte Jahr), hast du in dieser Zeit einmal so etwas gekauft, verkauft oder getauscht?
bt0222	<i>nein (0) ja (1)</i>

Items	Frageformulierung und Ausprägungen (Werte)
	Hast du jemals jemanden so geschlagen oder getreten, dass er verletzt wurde? Aber <i>ohne</i> eine Waffe oder einen anderen Gegenstand zu benutzen. Damit meinen wir jedoch <i>nicht</i> solche Situationen, bei denen Jugendliche nur aus Spaß miteinander raufen. Falls ja ->
	Denke jetzt nur noch an die Zeit seit Januar 2002/2000 ⁴⁸ (also an das <i>letzte Jahr</i>), hast du in dieser Zeit einmal jemanden absichtlich verletzt?
bt0242, dt0242	nein (0) ja (1)
	Falls ja -> Wie oft war das seit dem 1. 1. 2004 bis heute?
dt0243	__ Mal
	Würdest du uns bitte einige Angaben zur Person des Betroffenen beim letzten Mal machen?
dt0251	Der Betroffene war ein/e: Mann (1) Frau (2)
	Hast du jemals jemanden mit einem Gegenstand (z.B. Knüppel) oder einer Waffe (z.B. Messer oder Tränengas) angegriffen und verletzt oder versucht, ihn zu verletzen? Falls ja ->
	Denke jetzt nur noch an die Zeit seit Januar 2002/2004 ⁴⁸ (also an das <i>letzte Jahr</i>), hast du in dieser Zeit einmal jemanden mit einer Waffe verletzt?
bt0262, dt0262	nein (0) ja (1)
	Falls ja -> Wie oft war das seit dem 1. 1. 2004 bis heute?
dt0263	__ Mal
	Würdest du uns bitte einige Angaben zur Person des Betroffenen beim letzten Mal machen?
dt0271	Der Betroffene war ein/e: Mann (1) Frau (2)
	Hast du jemals Drogen wie Ecstasy, Haschisch, Marihuana, Heroin, Kokain usw. genommen oder geraucht (Zigaretten und Alkohol sind hier <i>nicht</i> gemeint)? Falls ja ->
	Denke jetzt nur noch an die Zeit seit Januar 2002 (also an das <i>letzte Jahr</i>), hast du in dieser Zeit einmal etwas genommen?
bt0282	nein (0) ja (1)
	Hast du jemals Drogen wie Ecstasy, Haschisch, Marihuana, Heroin, Kokain usw. verkauft? Falls ja ->
	Denke jetzt nur noch an die Zeit seit Januar 2002 (also an das <i>letzte Jahr</i>), hast du in dieser Zeit einmal Drogen verkauft?
bt0312	nein (0) ja (1)
	Hast du dich jemals ohne Erlaubnis in ein fremdes Computersystem eingeloggt und dort Daten gelesen, kopiert oder verändert? Falls ja ->
	Denke jetzt nur noch an die Zeit seit Januar 2002 (also an das <i>letzte Jahr</i>), hast du dich in dieser Zeit einmal in ein Computersystem eingeloggt, um Daten zu kopieren oder verändern?
bt0422	nein (0) ja (1)

Items	Frageformulierung und Ausprägungen (Werte)
	Hast du jemals Raubkopien von Musikstücken, Filmen, Fotos, Computerprogrammen (Software) usw. aus dem Internet heruntergeladen, von denen du also wusstest, dass diese Kopien gegen den Willen des Künstlers oder Herstellers ins Internet gestellt worden sind? Falls ja ->
	Denke jetzt nur noch an die Zeit seit Januar 2002 (also an das letzte Jahr), hast du in dieser Zeit einmal Raubkopien aus dem Internet heruntergeladen?
bt0442	nein (0) ja (1)
	Hast du jemals für dich oder andere im Internetversand Sachen bestellt, die du oder die anderen nicht bezahlen wollten? Dazu gehören auch Bestellungen für Leute, die davon nichts wussten. Falls ja ->
	Denke jetzt nur noch an die Zeit seit Januar 2002 (also an das letzte Jahr), hast du in dieser Zeit einmal im Internetversand Sachen bestellt, die du oder die anderen nicht bezahlen wollten?
bt0462	nein (0) ja (1)
	<p>Im Folgenden liest du die Beschreibung einer Situation, die ein Junge, der Michael heißt, erlebt hat. Michael geht in die 8. Klasse. Du sollst versuchen, dich in ihn hineinzusetzen. Deshalb ist es ganz wichtig, dass du den Text so liest, als ob du Michael wärst und dir genau vorstellst, wie du die Situation erleben würdest. Versuche dir vorzustellen, wie Michael sich fühlt. Wenn du den Text durchgelesen hast, stellen wir dir noch ein paar Fragen zu der beschriebenen Situation.</p> <p>Stell dir jetzt also vor, du bist Michael:</p> <p>Es ist gerade große Pause und Michael steht mit einigen Freunden in der Schlange am Schulkiosk und möchte sich etwas zu trinken kaufen. Es stehen viele Schüler dicht gedrängt am Kiosk. Nach langem Warten hält Michael endlich das Getränk in der Hand. Da wird er im Gedränge plötzlich von einem Jungen angerempelt, so dass sein ganzes Getränk über T-Shirt und Hose verschüttet wird. Er ist ziemlich sauer und stellt den anderen Jungen zur Rede. Der andere Junge sagt zu Michael: „Du hast den Weg versperrt, stell dich nicht so an!“ Dann verschwindet er in der Menge. Wütend schreit Michael ihm hinterher: „Das zahl ich dir heim!“ Etwas später steht Michael mit seinen immer noch nassen Klamotten auf dem Schulhof, als der gleiche Junge, der Michael angerempelt hatte, zufällig vorbeikommt.</p>
bv0001	Was würdest du tun, wenn du Michael wärst? (Mache bitte nur ein Kreuz.)
	<p>... den Jungen vorbeigehen lassen und nichts tun. (1)</p> <p>... den Jungen vorbeigehen lassen und einen Lehrer holen. (2)</p> <p>... den Jungen an der Jacke festhalten und zur Rede stellen. (3)</p> <p>... dem Jungen auch ein Getränk über T-Shirt und Hose schütten, nach dem Motto: „Wie du mir so ich dir“. (4)</p> <p>... den Jungen an der Jacke festhalten und so verprügeln, dass er diese „Abreibung“ so schnell nicht vergisst. (5)</p>
	Im Folgenden findest du eine Liste von Aussagen. Bitte kreuze bei jeder Aussage an, wie sehr sie auf dich zutrifft.
dx0002	Ich habe schon einmal jemanden ausgenutzt oder übers Ohr gehauen.
	trifft gar nicht zu (1) trifft eher nicht zu (2) teils/teils (3) trifft eher zu (4) trifft völlig zu (5)

Items	Frageformulierung und Ausprägungen (Werte)
	Nicht alle strafbaren Handlungen werden als gleich schlimm empfunden; einige werden auch als eher harmlos angesehen. Wie ist es bei dir? Ich finde ...
bh0002, ch0002, dh0002	jemanden angreifen und mit der Faust ins Gesicht schlagen ...
bh0003, ch0003, dh0003	jemanden als Erster provozieren und einschüchtern ...
bh0009, ch0009, dh0009	von anderen Geld erpressen, damit sie in Ruhe gelassen werden (abziehen) ...
bh0010, ch0003, dh0010	eine Bushaltestelle besprayen oder mit einem Edding beschreiben ...
	<i>völlig harmlos (1) eher harmlos (2) weder noch (3) eher schlimm (4) sehr schlimm (5)</i>
	Inwieweit treffen folgende Aussagen auf dich zu?
ag0014, bg0014, cg0014	Durch Gewalt kann man anderen Jugendlichen zeigen, wo es langgeht.
ag0015, bg0015, cg0015	Gewalt gegen andere gibt ein gutes Gruppenfeeling.
ag0016, bg0016, cg0016	Wenn ich richtig gut drauf bin, würde ich mich auch schon mal daran beteiligen, andere aufzumischen.
	<i>trifft gar nicht zu (1) trifft eher nicht zu (2) teils/teils (3) trifft eher zu (4) trifft völlig zu (5)</i>
	Kreuze bitte an, wie oft das Folgende zu Hause in deiner Familie in den letzten 12 Monaten vorgekommen ist.
	Meine Mutter bzw. mein Vater hat ...
be0010	... hatten Streit über meine Erziehung.
be0011	... mir als Strafe Fernsehverbot erteilt.
be0012	... mir als Strafe Hausarrest gegeben.
be0013	... mir als Strafe das Taschengeld gekürzt.
be0020	... mich geprügelt, zusammengeschlagen.
be0021	... mich mit der Faust geschlagen oder mich getreten.
be0022	... mich gewürgt.
be0023	... mich mit einem Gegenstand oder einer Waffe verletzt.
be0034	... sich bei meiner Erziehung mal so, mal anders verhalten.
	<i>nie (1), selten (2), manchmal (3), oft (4), sehr oft (5)</i>
	Wie stark treffen die folgenden Aussagen auf dich und deine Schule zu?
bs0012	Ich werde von meinen Lehrern meistens gerecht behandelt.
bs0013	Die Lehrer hier geben sich wirklich Mühe, den Unterricht abwechslungsreich zu gestalten.
bs0015	Die Lehrer kümmern sich darum, dass es unter den Schülern nicht zu Gewalt kommt.
bs0016	Ich habe hier einen Lehrer oder eine Lehrerin, zu der/dem ich wirklich großes Vertrauen habe.
	<i>trifft gar nicht zu (1) trifft eher nicht zu (2) trifft eher zu (3) trifft völlig zu (4)</i>

Items	Frageformulierung und Ausprägungen (Werte)
	Dein Alter:
aa0010, ba0010, ca0010, da0010	_ _ <i>Jahre</i>
	Welche Staatsangehörigkeit (Pass) hast du gegenwärtig? Wenn du zwei hast, kannst du beide angeben.
aa0102, ba0102, ca0102, da0102; aa0103, ba0103, ca0103, da0103	<i>Deutsch (1), Türkisch (2), Italienisch (3), ehemaliges Jugoslawien (4), Polnisch (5), Russisch (6), Rumänisch (7), eine andere und zwar: _____ (8)</i>
	Nun einige Angaben zur Herkunft deiner Eltern. In welchem Land sind deine (leiblichen) Eltern geboren worden? Wenn sie in unterschiedlichen Ländern geboren wurden, kreuze bitte beide an.
ba0210, ca0210, da0210; ba0211, ca0211, da0211	<i>in Deutschland (1), in der Türkei (2), in Italien (3), im ehemaligen Jugoslawien (4), in Polen (5), in Russland / der ehemaligen Sowjetunion (6), in Rumänien (7), in einem anderen Land und zwar in _____ (8)</i>
	Schulform ⁴⁷
aschulf, bschulf, cschulf	<i>Gymnasium (1), Gesamtschule (2), Realschule (3), Hauptschule (4), Sonderschule (5)</i>
dschulf	<i>s.o., zusätzlich: Berufsschule (6), andere Schule (7), keine Schule (8)</i>

10.3 DESKRIPTIVE ANALYSE ALLER ITEMS

Variable	Skalenniveau ⁴⁹	Kategorien	n (gültig)	fehlend	n Mädchen	n Jungen	arithm. Mittel	arithm. Mittel Mädchen	arithm. Mittel Jungen	Median	Modus	Std. abw.	Varianz	Var. Mädchen	Var. Jungen	Schiefte	Kurtosis
aa0011	n	1-2	1769	0	997	772	-	-	-	-	2	-	-	-	-	-	-
ba0011	n	1-2	1769	0	986	783	-	-	-	-	2	-	-	-	-	-	-
ca0011	n	1-2	1769	0	993	776	-	-	-	-	2	-	-	-	-	-	-
da0011	n	1-2	1769	0	987	782	-	-	-	-	2	-	-	-	-	-	-
bc0052	o	1-5	1390	379	801	589	1,83	1,83	1,84	1	1	1,226	1,504	1,412	1,632	1,366	0,738
dc0052	o	1-5	1283	486	726	557	1,83	1,72	1,96	1	1	1,225	1,500	1,287	1,748	1,410	0,881
bc0054	o	1-5	1385	384	797	588	1,55	1,39	1,76	1	1	1,007	1,014	0,786	1,244	1,982	3,295
dc0054	o	1-5	1284	485	727	557	1,58	1,35	1,89	1	1	1,007	1,013	0,559	1,444	1,852	2,829
bc0056	o	1-5	1387	382	796	591	1,49	1,35	1,68	1	1	0,992	0,983	0,691	1,315	2,218	4,284
dc0056	o	1-5	1283	486	726	557	1,52	1,31	1,79	1	1	0,980	0,960	0,572	1,336	2,044	3,572
bc0058	o	1-5	1382	387	795	587	2,22	2,08	2,41	2	1	1,179	1,391	1,245	1,529	0,697	-0,349
dc0058	o	1-5	1278	491	723	555	2,26	2,00	2,59	2	1	1,176	1,383	1,094	1,567	0,630	-0,426
bl0009	o	1-5	1729	40	955	774	3,57	3,07	4,19	4	4	1,129	1,275	1,174	0,715	-0,453	-0,573
bl1015	o	1-5	1738	31	967	771	2,75	2,17	3,47	3	1	1,456	2,120	1,594	1,849	0,265	-1,290
bl1016	o	1-5	1733	36	963	770	2,65	2,08	3,35	3	1	1,340	1,796	1,192	1,654	0,382	-0,980
bcs003	o	1-5	1610	159	873	737	2,43	1,54	3,48	2	1	1,523	2,318	0,875	1,978	0,559	-1,204

⁴⁹ Skalenniveaus: n = Nominalskala, o = Ordinalskala, i = Intervallskala, r = Ratioskala

Variable	Skalen-niveau	Kategorien	n (gültig)	fehlend	Mädchen n	Jungen n	arithm. Mittel	arithm. Mittel Mädchen	arithm. Mittel Jungen	Median	Modus	Std. abw.	Varianz	Var. Mädchen	Var. Jungen	Schiefe	Kurtosis
bb0001	o	1-5	1758	11	981	777	2,57	2,64	2,48	3	3	1,016	1,032	1,055	0,990	0,221	-0,192
bb0002	o	1-5	1753	16	975	778	2,40	2,37	2,43	2	2	1,155	1,334	1,278	1,406	0,521	-0,479
bb0003	o	1-5	1749	20	975	774	2,06	2,22	1,85	2	1	1,178	1,388	1,505	1,163	0,921	-0,103
bb0004	o	1-5	1734	35	963	771	2,16	2,24	2,05	2	1	1,249	1,560	1,624	1,462	0,812	-0,423
bb0005	o	1-5	1720	49	956	764	1,69	1,75	1,63	1	1	0,945	0,892	0,914	0,858	1,441	1,738
bb0006	o	1-5	1742	27	972	770	1,50	1,50	1,49	1	1	0,864	0,746	0,677	0,835	2,006	4,042
bb0007	o	1-5	1753	16	976	777	1,53	1,54	1,53	1	1	0,822	0,676	0,643	0,719	1,733	3,099
bb0010	o	1-5	1747	22	972	775	1,81	1,81	1,81	1	1	0,996	0,993	0,949	1,048	1,087	0,467
bb0013	o	1-5	1759	10	981	778	2,17	2,29	2,03	2	1	1,284	1,649	1,690	1,560	0,828	-0,435
dO0004	n	1-2	97	1672	37	60	-	-	-	-	1	-	-	-	-	-	-
dO0024	n	1-2	122	1647	55	67	-	-	-	-	1	-	-	-	-	-	-
dO0044	n	1-2	43	1726	11	32	-	-	-	-	1	-	-	-	-	-	-
dO0064	n	1-2	156	1613	142	14	-	-	-	-	1	-	-	-	-	-	-
bt0002p ⁵⁰	n	0-1	1749	20	971	778	-	-	-	-	0	-	-	-	-	-	-
dT0002p	n	0-1	1737	32	972	765	-	-	-	-	0	-	-	-	-	-	-
dT0003	r	-	1732	37	971	761	0,64	0,23	1,16	0	0	5,987	35,849	11,204	66,858	14,905	254,427
bt0402p ⁵⁰	n	0-1	1752	17	975	777	-	-	-	-	0	-	-	-	-	-	-
dT0402p	n	0-1	1735	34	971	764	-	-	-	-	0	-	-	-	-	-	-
dT0403	r	-	1725	44	966	759	0,61	0,17	1,16	0	0	5,789	33,517	1,464	73,818	14,994	244,846

⁵⁰ Variablen wurden zwecks Vergleichbarkeit mit t4 rekodiert

Variable	Skalen-niveau	Kategorien	n (gültig)	fehlend	Mädchen n	Jungen n	arithm. Mittel	arithm. Mittel Mädchen	arithm. Mittel Jungen	Median	Modus	Std. abw.	Varianz	Var. Mädchen	Var. Jungen	Schiefe	Kurtosis
bt0022p ⁵⁰	n	0-1	1753	16	978	775	-	-	-	-	0	-	-	-	-	-	-
dT0022p	n	0-1	1735	34	970	765	-	-	-	-	0	-	-	-	-	-	-
dT0023	r	-	1723	46	966	757	0,35	0,17	0,58	0	0	2,965	8,792	1,515	17,999	23,809	750,989
bt0042p ⁵⁰	n	0-1	1748	21	975	773	-	-	-	-	0	-	-	-	-	-	-
bt0062p ⁵⁰	n	0-1	1751	18	977	774	-	-	-	-	0	-	-	-	-	-	-
bt0082p ⁵⁰	n	0-1	1751	18	978	773	-	-	-	-	0	-	-	-	-	-	-
bt0102p ⁵⁰	n	0-1	1751	18	977	774	-	-	-	-	0	-	-	-	-	-	-
bt0122p ⁵⁰	n	0-1	1752	17	976	776	-	-	-	-	0	-	-	-	-	-	-
bt0142p ⁵⁰	n	0-1	1750	19	977	773	-	-	-	-	0	-	-	-	-	-	-
dT0142p	n	0-1	1732	37	972	760	-	-	-	-	0	-	-	-	-	-	-
dT0143	r	-	1732	37	972	760	0,03	0,01	0,05	0	0	0,504	0,254	0,028	0,543	23,051	584,591
dT0151	n	1-2	6	1763	3	3	-	-	-	-	2	-	-	-	-	-	-
bt0162p ⁵⁰	n	0-1	1738	31	975	763	-	-	-	-	0	-	-	-	-	-	-
dT0162p	n	0-1	1731	38	972	759	-	-	-	-	0	-	-	-	-	-	-
dT0163	r	-	1727	42	971	756	0,16	0,07	0,28	0	0	1,563	2,445	1,184	4,044	12,737	183,689
dT0171	n	1-2	40	1729	12	28	-	-	-	-	1	-	-	-	-	-	-
bt0182p ⁵⁰	n	0-1	1737	32	973	764	-	-	-	-	0	-	-	-	-	-	-
bt0202p ⁵⁰	n	0-1	1746	23	975	771	-	-	-	-	0	-	-	-	-	-	-
bt0222p ⁵⁰	n	0-1	1752	17	978	774	-	-	-	-	0	-	-	-	-	-	-
bt0242p ⁵⁰	n	0-1	1748	21	976	772	-	-	-	-	0	-	-	-	-	-	-
dT0242p	n	0-1	1741	28	973	768	-	-	-	-	0	-	-	-	-	-	-

Variable	Skalen- niveau	Kate- gorien	n (gültig)	fehlend	Mädchen n	Jungen n	arithm. Mittel	arithm. Mittel Mädchen	arithm. Mittel Jungen	Median	Modus	Std. abw.	Varianz	Var. Mädchen	Var. Jungen	Schief	Kurtosis
dT0243	r	-	1724	45	968	756	0,56	0,18	1,03	0	0	3,708	13,752	1,337	29,266	15,937	349,969
dT0251	n	1-2	172	1597	58	114	-	-	-	-	1	-	-	-	-	-	-
bt0262p ⁵⁰	n	0-1	1750	19	977	773	-	-	-	-	0	-	-	-	-	-	-
dT0262p	n	0-1	1748	21	978	770	-	-	-	-	0	-	-	-	-	-	-
dT0263	r	-	1747	22	977	770	0,14	0,03	0,29	0	0	2,601	6,764	0,198	15,068	32,051	1163,073
dT0271	n	1-2	27	1742	9	18	-	-	-	-	1	-	-	-	-	-	-
bt0282p ⁵⁰	n	0-1	1752	17	979	773	-	-	-	-	0	-	-	-	-	-	-
bt0312p ⁵⁰	n	0-1	1752	17	979	773	-	-	-	-	0	-	-	-	-	-	-
bt0422p ⁵⁰	n	0-1	1754	15	980	774	-	-	-	-	0	-	-	-	-	-	-
bt0442p ⁵⁰	n	0-1	1750	19	977	773	-	-	-	-	0	-	-	-	-	-	-
bt0462p ⁵⁰	n	0-1	1750	19	977	773	-	-	-	-	0	-	-	-	-	-	-
bv0001	n	1-5	1667	102	937	730	-	-	-	-	3	-	-	-	-	-	-
dx0002	o	1-5	1734	35	969	765	2,41	2,20	2,68	2	2	1,203	1,447	1,284	1,523	0,504	-0,692
bh0002	o	1-5	1737	32	971	766	3,70	3,99	3,32	4	4	1,263	1,596	1,246	1,787	-0,781	-0,447
ch0002	o	1-5	1755	14	988	767	3,73	3,99	3,40	4	4	1,204	1,449	1,162	1,623	-0,813	-0,262
dh0002	o	1-5	1731	38	966	765	3,76	4,08	3,35	4	4	1,141	1,303	0,984	1,405	-0,792	-0,161
bh0003	o	1-5	1740	29	973	767	3,14	3,31	2,93	3	3	1,250	1,564	1,482	1,586	-0,163	-0,960
ch0003	o	1-5	1752	17	985	767	3,24	3,43	2,99	3	4	1,220	1,490	1,335	1,580	-0,282	-0,878
dh0003	o	1-5	1728	41	965	763	3,28	3,48	3,02	3	4	1,181	1,396	1,296	1,403	-0,281	-0,788

Variable	Skalen- niveau	Kate- gorien	n (gültig)	fehlend	Mädchen n	Jungen n	arithm. Mittel	arithm. Mittel Mädchen	arithm. Mittel Jungen	Median	Modus	Std. abw.	Varianz	Var. Mädchen	Var. Jungen	Schiefe	Kurtosis
bh0009	o	1-5	1738	31	971	767	4,40	4,46	4,31	5	5	0,979	0,958	0,839	1,098	-1,908	3,367
ch0009	o	1-5	1756	13	990	766	4,44	4,54	4,30	5	5	0,943	0,890	0,691	1,117	-2,099	4,382
dh0009	o	1-5	1734	35	969	765	4,46	4,60	4,29	5	5	0,910	0,828	0,563	1,111	-2,087	4,430
bh0010	o	1-5	1741	28	971	770	3,15	3,15	3,15	3	5	1,423	2,026	1,957	2,116	-0,134	-1,316
ch0010	o	1-5	1750	19	985	765	2,98	2,93	3,04	3	2	1,383	1,912	1,860	1,974	0,014	-1,255
dh0010	o	1-5	1737	32	970	767	3,11	3,13	3,08	3	4	1,359	1,848	1,801	1,907	-0,094	-1,198
ag0014	o	1-5	1713	56	962	751	2,00	1,78	2,28	2	1	1,192	1,421	1,152	1,630	1,018	0,096
bg0014	o	1-5	1716	53	961	755	2,43	2,17	2,77	2	1	1,245	1,551	1,316	1,655	0,490	-0,689
cg0014	o	1-5	1741	28	981	760	2,31	2,07	2,64	2	1	1,206	1,454	1,188	1,615	0,607	-0,535
ag0015	o	1-5	1708	61	958	750	1,66	1,51	1,84	1	1	1,041	1,085	0,812	1,374	1,651	2,069
bg0015	o	1-5	1723	46	963	760	2,07	1,85	2,36	2	1	1,162	1,351	1,088	1,538	0,921	0,024
cg0015	o	1-5	1740	29	979	761	1,98	1,76	2,26	2	1	1,112	1,236	0,968	1,440	1,041	0,412
ag0016	o	1-5	1718	51	962	756	1,79	1,66	1,96	1	1	1,115	1,243	1,024	1,472	1,388	1,095
bg0016	o	1-5	1734	35	969	765	2,23	2,03	2,48	2	1	1,243	1,545	1,304	1,737	0,697	-0,540
cg0016	o	1-5	1745	24	984	761	2,11	1,90	2,37	2	1	1,191	1,418	1,193	1,585	0,878	-0,123
be0010	o	1-5	1702	67	960	742	1,85	1,90	1,80	1	1	1,173	1,376	1,404	1,334	1,278	0,636
be0011	o	1-5	1702	67	955	747	1,65	1,54	1,79	1	1	1,085	1,178	0,961	1,423	1,666	1,844
be0012	o	1-5	1701	68	958	743	1,75	1,74	1,77	1	1	1,104	1,219	1,214	1,226	1,428	1,131
be0013	o	1-5	1706	63	958	748	1,45	1,43	1,49	1	1	0,957	0,916	0,865	0,978	2,244	4,321
be0020	o	1-5	1718	51	967	751	1,18	1,14	1,23	1	1	0,656	0,430	0,312	0,578	4,229	18,4200

Variable	Skalen- niveau	Kate- gorien	n (gültig)	fehlend	Mädchen n	Jungen n	arithm. Mittel	arithm. Mittel Mädchen	arithm. Mittel Jungen	Median	Modus	Std. abw.	Varianz	Var. Mädchen	Var. Jungen	Schiefe	Kurtosis
be0021	o	1-5	1701	68	953	748	1,19	1,15	1,23	1	1	0,671	0,450	0,361	0,559	4,063	16,805
be0022	o	1-5	1694	75	955	739	1,18	1,12	1,26	1	1	0,677	0,458	0,294	0,661	4,127	17,236
be0023	o	1-5	1710	59	962	748	1,14	1,08	1,21	1	1	0,600	0,360	0,199	0,558	4,842	23,975
be0034	o	1-5	1691	78	948	743	2,05	2,10	1,99	2	1	1,093	1,194	1,198	1,183	0,729	-0,269
bs0012	o	1-4	1650	119	929	721	2,72	2,75	2,68	3	3	0,875	0,766	0,706	0,842	-0,416	-0,452
bs0013	o	1-4	1641	128	922	719	2,60	2,58	2,63	3	3	0,899	0,809	0,770	0,857	-0,164	-0,729
bs0015	o	1-4	1646	123	925	721	2,91	2,93	2,88	3	3	0,951	0,904	0,894	0,916	-0,564	-0,580
bs0016	o	1-4	1653	116	930	723	2,52	2,53	2,51	3	2	1,072	1,149	1,186	1,103	-0,010	-1,251
aa0010	r	-	1746	23	982	764	12,90	12,84	12,99	13	13	0,696	0,485	0,440	0,529	0,897	4,156
ba0010	r	-	1743	26	977	766	13,90	13,84	13,97	14	14	0,696	0,484	0,453	0,514	0,439	0,627
ca0010	r	-	1758	11	988	770	14,94	14,89	14,99	15	15	0,709	0,502	0,475	0,532	0,621	1,875
da0010	r	-	1747	22	975	772	15,90	15,86	15,95	16	16	0,692	0,478	0,446	0,515	0,557	0,924
aa0102	n	1-8	1708	61	957	751	-	-	-	-	1	-	-	-	-	-	-
ba0102	n	1-8	1741	28	969	772	-	-	-	-	1	-	-	-	-	-	-
ca0102	n	1-8	1747	22	985	762	-	-	-	-	1	-	-	-	-	-	-
da0102	n	1-8	1740	29	972	768	-	-	-	-	1	-	-	-	-	-	-
aa0103	n	1-8	92	1677	57	35	-	-	-	-	2	-	-	-	-	-	-
ba0103	n	1-8	111	1658	51	60	-	-	-	-	2	-	-	-	-	-	-
ca0103	n	1-8	96	1673	49	47	-	-	-	-	8	-	-	-	-	-	-
da0103	n	1-8	68	1701	34	34	-	-	-	-	8	-	-	-	-	-	-

Variable	Skalen-niveau	Kategorien	n (gültig)	fehlend	n Mädchen	n Jungen	arithm. Mittel	arithm. Mittel Mädchen	arithm. Mittel Jungen	Median	Modus	Std. abw.	Varianz	Var. Mädchen	Var. Jungen	Schiefte	Kurtosis
ba0210	n	1-8	1717	52	954	763	-	-	-	-	1	-	-	-	-	-	-
ca0210	n	1-8	1740	29	981	759	-	-	-	-	1	-	-	-	-	-	-
da0210	n	1-8	1744	25	974	770	-	-	-	-	1	-	-	-	-	-	-
ba0211	n	1-8	144	1625	85	59	-	-	-	-	8	-	-	-	-	-	-
ca0211	n	1-8	155	1614	95	60	-	-	-	-	8	-	-	-	-	-	-
da0211	n	1-8	142	1627	80	62	-	-	-	-	8	-	-	-	-	-	-
aschulf	n	1-5	1769	0	997	772	-	-	-	-	2	-	-	-	-	-	-
bschulf	n	1-5	1769	0	986	783	-	-	-	-	2	-	-	-	-	-	-
cschulf	n	1-5	1769	0	993	776	-	-	-	-	2	-	-	-	-	-	-
dschulf	n	1-8	1765	4	986	779	-	-	-	-	2	-	-	-	-	-	-

11 LITERATUR

- Althoff, Martina; Bereswill, Mechthild; Riegraf, Birgit (2001): *Feministische Methodologien und Methoden. Traditionen, Konzepte, Erörterungen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Archer, John (2004): *Sex Differences in Aggression in Real-World Settings: A Meta-Analytic Review*. In: *Review of General Psychology*, 2004, Vol. 8, No. 4, 291–322.
- Babbie, Earl; Halley, Fred; Zaino, Jeanne (2000): *Adventures in Social Research. Data Analysis Using SPSS for Windows 95/98*. Thousand Oaks, California: Pine Forge Press.
- Backhaus, Klaus; Erichson, Bernd; Plinke, Wulff (2006): *Multivariate Analysemethoden – Eine anwendungsorientierte Einführung*. 11. Auflage, Berlin: Springer.
- Bandura, Albert (1983): *Psychological mechanisms of aggression*. In: Geen, Russel G.; Donnerstein, Edward I. (Hg.): *Aggression. Theoretical and Empirical Reviews. Volume 1: Theoretical and Methodological Issues*. New York: Academic Press, 1-40.
- Bandura, Albert (1989): *Die sozial-kognitive Theorie der Massenkommunikation*. In: Groebel, Jo; Winterhoff-Spurk, Peter (Hg.): *Empirische Medienpsychologie*. München: Psychologie Verlags Union, 7-32.
- Barkhaus, Annette; Myer, Matthias; Roughley, Neil; Thürnau, Donatus (Hg.Innen) (1996): *Leiblichkeit, Identität, Normativität. Neue Horizonte anthropologischen Denkens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beauvoir, Simone de (1951): *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Hamburg: Rowohlt.
- Becker-Schmidt, Regina; Knapp, Gudrun-Axeli (2007): *Feministische Theorien zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Bem, Sandra L. (1974): *The measurement of psychological androgyny*. In: *Journal of Consulting Psychology*, 42/2, 155-162.
- Benhabib, Seyla; Butler, Judith; Cornell, Drucilla; Fraser, Nancy (1993): *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Benninghaus, Hans (2005): *Deskriptive Statistik. Eine Einführung für Sozialwissenschaftler*. 10., durchgesehene Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Bilden, Helga (2003): *Ein Weg über die Natur-Kultur-Trennung hinaus? Ein Rahmen-Modell für Kooperation zwischen Natur- und SozialwissenschaftlerInnen*. In: Schönwälder-Kuntze, Tatjana; Heel, Sabine; Wendel, Claudia; Wille, Katrin (Hg.innen): *Störfall Gender*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 47-57.
- Björkqvist, Kaj; Niemelä, Pirkko (Hg.) (1992): *Of Mice and Women. Aspects of female aggression*. San Diego: Acad. Press.
- Blackless, Melanie; Charuvastra, Anthony; Derryck, Amanda; Fausto-Sterling, Anne; Lauzanne, Karl; Lee, Ellen (2000): *How sexually dimorphic are we? Review and synthesis*. In: *American Journal of Human Biology*, 12, 151-166.
- Bleymüller, Josef; Gehlert, Günther; Gülicher, Herbert (2002): *Statistik für Wirtschaftswissenschaftler*. 13., überarbeitete Auflage. München: Verlag Franz Vahlen.
- Boers, Klaus; Pöge, Andreas (2003): *Wertorientierungen und Jugenddelinquenz*. In: Lamnek, Siegfried (Hg.): *Geschlecht – Gewalt – Gesellschaft*. Opladen: Leske + Budrich, 246-268.
- Boers, Klaus; Reinecke, Jost (Hg.) (2007a): *Delinquenz im Jugendalter. Erkenntnisse einer Münsteraner Längsschnittstudie*. Münster: Waxmann.

- Boers, Klaus; Reinecke, Jost (2007b): Strukturdynamisches Analysemodell und Forschungshypothesen. In: Boers, Klaus; Reinecke, Jost (Hg.): *Delinquenz im Jugendalter. Erkenntnisse einer Münsteraner Längsschnittstudie*. Münster: Waxmann, 41-55.
- Boers, Klaus; Reinecke, Jost; Motzke, Katharina; Wittenberg, Jochen (2002): Wertorientierungen, Freizeitstile und Jugenddelinquenz. In: *Neue Kriminalpolitik* 14, 141-146.
- Boers, Klaus; Reinecke, Jost; Walburg, Christian (2006): Jugendkriminalität - Keine Zunahme im Dunkelfeld, kaum Unterschiede zwischen Einheimischen und Migranten. Befunde aus Duisburger und Münsteraner Längsschnittstudien. In: *Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform*, 89. Jahrgang, Heft 2, 63-87.
- Brizendine, Louann (2006): *The female brain*. New York: Morgan Road Books.
- Brosius, Felix (2006): *SPSS 14*. Heidelberg: mitp.
- Bundesministerium für Arbeit und Soziales (Hg.) (1993): *Sozial- und wirtschaftswissenschaftliche Aspekte: Frauen im Erwerbsleben*. Wien.
- Burman, Michele J.; Batchelor, Susan A.; Brown, Jane A. (2001): Researching girls and violence: Facing the dilemmas of fieldwork. In: *British Journal of Criminology*, Vol. 41, 443-459.
- Butler, Judith (1993): Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der ‚Postmoderne‘. In: Benhabib, Seyla; Butler, Judith; Cornell, Drucilla; Fraser, Nancy: *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 31-58.
- Butler, Judith (1997 [engl. Orig. 1993]): *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Butler, Judith (2001): How can I deny that these hands and this body are mine? In: Cohen, Tom; Cohen, Barbara; Miller, J. Hillis; Warminski, Andrzej (Hg.Innen): *Material events: Paul de Man and the afterlife of theory*. Minneapolis: University of Minnesota Press, 254-273.
- Butler, Judith (2003 [engl. Orig. 1990]): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Butler, Judith (2004): *Undoing Gender*. New York: Routledge.
- Campbell, Anne (1995 [engl. Orig. 1993]): *Zornige Frauen, wütende Männer. Geschlecht und Aggression*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Campbell, Anne (1999): Staying alive: Evolution, culture, and women's intrasexual aggression. In: *Behavioral and Brain Sciences*, 22, 203-214.
- Cohen, Jacob (1988): *Statistical power analysis for the behavioral sciences*. 2. Ausgabe, Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Cohen, Patricia; Cohen, Jacob; Brook, Judith S. (1995): Bringing in the sheaves, or just gleanings? A methodological warning. In: *International Journal of Methods in Psychiatric Research*, 5, 263-266.
- Cohen, Tom; Cohen, Barbara; Miller, J. Hillis; Warminski, Andrzej (Hg.Innen) (2001): *Material events: Paul de Man and the afterlife of theory*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Condon, Lorena; Morales-Vives, Fabia; Ferrando, Pere Joan; Vigil-Colet, Andreu (2006): Sex Differences in the Full and Reduced Versions of the Aggression Questionnaire. A Question of Differential Item Functioning? In: *European Journal of Psychological Assessment*, 2006, Vol. 22, No. 2, 92-97.
- Condry, John; Condry, Sandra (1976): Sex Differences: A Study in the Eye of the Beholder. In: *Child Development*, Vol. 47, 812-819.
- Connell, Robert (1999): *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Opladen: Leske + Budrich.

- Convention on the Elimination of All Forms of Discrimination against Women (1979),
<http://www.un.org/womenwatch/daw/cedaw/text/econvention.htm>
 (letzter Zugriff am 27. 10. 2008).
- Conway, Lynn (2002): How Frequently Does Transsexualism Occur?
<http://ai.eecs.umich.edu/people/conway/TS/TSprevalence.html>
 (letzter Zugriff am 27. 10. 2008).
- Crompton, Rosemary (2006): Gender and Work. In: Davis, Kathy; Evans, Mary; Lorber, Judith (Hg.innen): Handbook of Gender and Women's Studies. London: Sage, 253-271.
- Davis, Kathy; Evans, Mary; Lorber, Judith (Hg.innen) (2006): Handbook of Gender and Women's Studies. London: Sage.
- Degenhardt, Annette (Hg.in); Trautner, Hanns-Martin (Hg.) (1979): Geschlechtstypisches Verhalten. Mann und Frau in psychologischer Sicht. München: Beck.
- Diekmann, Andreas (2004): Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen. 11. Auflage, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Duden, Barbara (1987): Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Dux, Günter (1997): Die Spur der Macht im Verhältnis der Geschlechter. Über den Ursprung der Ungleichheit zwischen Frau und Mann. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Eagly, A. H.; Carli, L. L. (1981): Sex of researchers and sex-typed communications as determinants of sex differences in influenceability: A meta-analysis of social influence studies. In: Psychological Bulletin, 90, 1-20.
- Fausto-Sterling, Anne (1988 [engl. Orig. 1985]): Gefangene des Geschlechts? Was biologische Theorien über Mann und Frau sagen. München: Piper.
- Fausto-Sterling, Anne (2002): Sich mit Dualismen duellieren. In: Pasero, Ursula; Gottburgsen, Anja (Hg.innen): Wie natürlich ist Geschlecht? Gender und die Konstruktion von Natur und Technik. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 17-64.
- Fausto-Sterling, Anne (2005): The Bare Bones of Sex: Part 1 – Sex and Gender. Signs. Vol. 30, Nr. 2, 1491-1527.
- Fausto-Sterling, Anne (2007): Reformulating the Nature/Nurture Opposition in Scientific Studies of Race, Gender and Sexuality. Vortrag an der Universität Wien am 10. Mai 2007, Mitschrift.
- Fausto-Sterling, Anne (2008): A dynamic systems approach to human development. Website von Anne Fausto-Sterling an der Brown University,
<http://research.brown.edu/research/project.php?id=1133217009>
 (letzter Zugriff am 27. 10. 2008).
- Fisher, Linda (2001): Der fundamentale Charakter der sexuellen Differenz. In: Waniek, Eva; Stoller, Silvia (Hg.innen): Verhandlungen des Geschlechts. Zur Konstruktivismusdebatte in der Gender-Theorie. Wien: Turia + Kant, 219-237.
- Frindte, Wolfgang; Obwexer, Irmgard (2003): Ego-Shooter – Gewalthaltige Computerspiele und aggressive Neigungen. In: Zeitschrift für Medienpsychologie, 15, (N.F. 3) 4, 140–148.
- Frodi, Ann; Macaulay, Jacqueline; Thome, Pauline Ropert (1977): Are women Always Less Aggressive than Men? A Review of the Experimental Literature. In: Psychological Bulletin, Vol. 84, No. 4, 634-660.
- Galtung, Johan (1975): Strukturelle Gewalt. Beiträge zur Friedens- und Konfliktforschung. Reinbek: Rowohlt.
- Garfinkel, Harold (1967): Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs, New Jersey: Prentice-Hall, Inc.

- Geen, Russel G.; Donnerstein, Edward I. (Hg.) (1983): *Aggression. Theoretical and Empirical Reviews Volume 1: Theoretical and Methodological Issues*. New York: Academic Press.
- Geulen, Dieter; Hurrelmann, Klaus (1980): Zur Programmatik einer umfassenden Sozialisationstheorie. In: Hurrelmann, Klaus; Ulich, Dieter (Hg.): *Handbuch der Sozialisationsforschung*. Weinheim: Beltz, 51-67.
- Gilligan, Carol (1982): *In a different voice: Psychological theory and women's development*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Glass, Gene V.; McGaw, Barry; Smith, Mary Lee (1981): *Meta-analysis in social research*. Beverly Hills, CA: Sage.
- Goldberg, Christine (1992): Männer bei der Hausarbeit – Frauen im Beruf. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 17 (1992), 3, 15-34.
- Goldberg, Christine (1993): Gleichheit versus Differenz: Eine Einführung. In: Bundesministerium für Arbeit und Soziales (Hg.): *Sozial- und wirtschaftswissenschaftliche Aspekte: Frauen im Erwerbsleben*. Wien, 5-9.
- Gray, John (1992): *Men are from Mars, women are from Venus: A practical guide for improving communication and getting what you want in your relationships*. New York: HarperCollins.
- Groebele, Jo; Winterhoff-Spurk, Peter (Hg.): *Empirische Medienpsychologie*. München: Psychologie Verlags Union.
- Hagemann-White, Carol (1981): *Hilfen für mißhandelte Frauen. Abschluss der wissenschaftlichen Begleitung des Modellprojekts Frauenhaus Berlin*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Hagemann-White, Carol (1984): *Sozialisation: weiblich – männlich*. Opladen: Leske und Budrich.
- Hagemann-White, Carol (1988): Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren. In: Hagemann-White, Carol; Rerrich, Maria S. (Hg.innen): *FrauenMännerBilder. Männer und Männlichkeit in der feministischen Diskussion*. Bielefeld: AJZ-Verlag, 224-235.
- Hagemann-White, Carol; Rerrich, Maria S. (Hg.innen) (1988): *FrauenMännerBilder. Männer und Männlichkeit in der feministischen Diskussion*. Bielefeld: AJZ-Verlag.
- Haraway, Donna (1991): *Simians, Cyborgs, and Women. The Reinvention of Women*. New York: Routledge.
- Haraway, Donna (1995): *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt am Main: Campus.
- Heintz, Bettina (1993): Die Auflösung der Geschlechterdifferenz. Entwicklungstendenzen in der Theorie der Geschlechter. In: Bühler, Elisabeth (Hg.in): *Ortssuche. Zur Geographie der Geschlechterdifferenz*. Zürich: eFeF-Verlag, 17-48.
- Herman, Eva (2006): *Das Eva-Prinzip. Für eine neue Weiblichkeit*. München: Pendo-Verlag.
- Hirschauer, Stefan (1993): *Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Über die Medizin und den Geschlechtswechsel*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hoyenga, Katharine B. & Hoyenga, Kermit T. (1993): *Gender-related differences. Origins and outcome*. Boston: Allyn & Bacon.
- Hurrelmann, Klaus; Ulich, Dieter (Hg.) (1980): *Handbuch der Sozialisationsforschung*. Weinheim: Beltz.
- Hyde, Janet Shibley (1984): How Large Are Gender Differences in Aggression? A Developmental Meta-Analysis. *Developmental Psychology*, v20 n4, 722-736, Jul 1984.
- Hyde, Janet Shibley (1986): Gender differences in aggression. In: Hyde, Janet Shibley; Linn, Marcia C. (Hg.innen): *The psychology of gender: Advances through meta-analysis*. Baltimore: Johns Hopkins University Press, 1-13.

- Hyde, Janet Shibley (2005): The Gender Similarities Hypothesis. In: American Psychologist, Vol. 60, No. 6, 581–592.
- Hyde, Janet Shibley (2006): Gender Similarities Still Rule. In: American Psychologist, Vol. 61(6), 641-642.
- Hyde, Janet Shibley; Linn, Marcia C. (Hg.innen) (1986): The psychology of gender: Advances through meta-analysis. Baltimore: Johns Hopkins University Press.
- Hyde, Janet Shibley; Mezulis, Amy H. (2001): Gender Difference Research. Issues and Critique. In: Worell, Judith (Hg.in): Encyclopedia of Women and Gender. Sex similarities and differences and the impact of society on gender. Volume One. San Diego: Academic Press, 551-559.
- Intersex Society of North America (2008a): How common is intersex? <http://www.isna.org/faq/frequency#fn2> (letzter Zugriff am 27. 10. 2008).
- Intersex Society of North America (2008b): What does ISNA recommend for children with intersex? <http://www.isna.org/faq/patient-centered> (letzter Zugriff am 27. 10. 2008).
- Intersex Society of North America (2008c): What is intersex? http://www.isna.org/faq/what_is_intersex (letzter Zugriff am 27. 10. 2008).
- Intersex Society of North America (2008d): How can you assign a gender (boy or girl) without surgery? http://www.isna.org/faq/gender_assignment (letzter Zugriff am 27. 10. 2008).
- Irigaray, Luce (1991): Ethik der sexuellen Differenz. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Jacklin, Carol N. (1981): Methodological Issues in the Study of Sex-related Differences. In: Developmental Review 1 (1981), 266-273.
- Jacobsen, Gönke Christin (2008): Sozialstruktur und Gender. Analyse geschlechtsspezifischer Kriminalität mit der Anomietheorie Mertons. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kessler, Suzanne J.; McKenna, Wendy (1978): Gender. An ethnomethodological approach. Chicago: University of Chicago Press.
- Kleiter, Ekkehard F. (1997): Film und Aggression – Aggressionspsychologie. Weinheim: Deutscher Studienverlag.
- Kleiter, Ekkehard F. (2002): Gender und Aggression. Männliche und weibliche Aggression im Rahmen der Sozialpersönlichkeit bei Jugendlichen und Erwachsenen. Weinheim: Beltz.
- Kühnel, Steffen-M.; Krebs, Dagmar (2004): Statistik für die Sozialwissenschaften. Grundlagen, Methoden, Anwendungen. 2. durchgesehene Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Lagerspetz, Kirsti M.; Björkqvist, Kaj; Peltonen, Tarja (1988): Is indirect aggression typical of females? Gender differences in aggressiveness in 11- to 12-year-old children. In: Aggressive Behavior, 14, 303-313.
- Lamnek, Siegfried (Hg.) (2003): Geschlecht – Gewalt – Gesellschaft. Opladen: Leske + Budrich.
- Landweer, Hilge (1997): Fühlen Männer anders? Überlegungen zur Konstruktion von Geschlecht durch Gefühle. In: Stoller, Silvia; Vetter, Helmut (Hg.Innen): Phänomenologie und Geschlechterdifferenz. Wien: WUV-Universitätsverlag, 249 – 273.
- Laqueur, Thomas (1992): Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud. Frankfurt am Main: Campus.
- Leder, Hans-Claus (1997): Frauen- und Mädchenkriminalität. Kritische Bestandsaufnahme aus devianzsoziologischer und wissenschaftstheoretischer Sicht. 3. Auflage, Frankfurt am Main: Lang.

- Liberman, Mark (2006): Sex on the brain. In: The Boston Globe, 24. September 2006, http://www.boston.com/news/globe/ideas/articles/2006/09/24/sex_on_the_brain/?page=1 (letzter Zugriff am 27. 10. 2008).
- Lightdale, Jenifer R.; Prentice, Deborah A. (1994): Rethinking sex differences in aggression: Aggressive behaviour in the absence of social roles. In: *Personality and Social Psychology Bulletin*, 20, 34-44.
- Lindemann, Gesa (1993): *Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl*. Frankfurt/Main: Fischer.
- Lindemann, Gesa (1996): Zeichentheoretische Überlegungen zum Verhältnis von Körper und Leib. In: Barkhaus, Annette; Myer, Matthias; Roughley, Neil; Thürnau, Donatus (Hg.Innen): *Leiblichkeit, Identität, Normativität. Neue Horizonte anthropologischen Denkens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 146-175.
- Lindemann, Gesa (1997): Die Differenzen im Prozeß der Geschlechtsveränderung und die Differenzen der Geschlechter. In: Stoller, Silvia; Vetter, Helmut (Hg.Innen): *Phänomenologie und Geschlechterdifferenz*. Wien: WUV-Universitätsverlag, 274 – 291.
- Lippa, Richard A. (2006): The Gender Reality Hypothesis. In: *American Psychologist*, Vol. 61 (6), September 2006, 639-640.
- Lorber, Judith; Farrell, Susan A. (Hg.innen) (1991): *The Social Construction of Gender*. Newbury Park, California: Sage.
- Maccoby, Eleanor E. (Hg.in) (1966): *The development of sex differences*. Stanford, California: Stanford University Press.
- Maccoby, Eleanor E. (1998): *The two sexes. Growing up apart, coming together*. Cambridge, Massachusetts: Belknap Press of Harvard University Press.
- Maccoby, Eleanor E.; Jacklin, Carol N. (1974): *The psychology of sex differences*. Stanford, CA: Stanford University Press.
- Maccoby, Eleanor E.; Jacklin, Carol N. (1980): Sex differences in aggression. A rejoinder and reprise. In: *Child Development*, 51, 964-980.
- Martin, Beate; Braun, Joachim; Sielert, Uwe (2000): *Geschlechterpädagogik und Sexualerziehung*. In: Sielert, Uwe; Valtl, Karlheinz (Hg.): *Sexualpädagogik lehren. Didaktische Grundlagen und Materialien für die Aus- und Fortbildung*. Weinheim: Beltz, 387-416.
- Micus, Christiane (2002): *Friedfertige Frauen und wütende Männer? Theorien und Ergebnisse zum Umgang der Geschlechter mit Aggression*. Weinheim: Juventa.
- Mitscherlich, Margarete (1987): *Die friedfertige Frau. Eine psychoanalytische Untersuchung zur Aggression der Geschlechter*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Moffit, Terrie E.; Caspi, Avshalom; Rutter, Michael; Silva, Phil A. (2001): *Sex Differences in Antisocial Behaviour. Conduct Disorder, Delinquency and Violence in the Dunedin Longitudinal Study*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Motzke, Katharina; Brondies, Marc (2004): *Methodendokumentation der kriminologischen Schülerbefragung in Duisburg 2002*. Schriftenreihe: *Jugendkriminalität in der modernen Stadt – Methoden*, Nr. 5. Münster.
- Newson, John; Newson, Elizabeth (1976): *Seven Years Old in the Home Environment*. London: Allen and Unwin.
- Noack, Peter; Wild, Elke (1999): Überlegungen zur Entwicklung von aggressiven und rechtsextremen Einstellungen. In: Schäfer, Mechthild; Frey, Dieter (Hg.in/Hg.): *Aggression und Gewalt unter Kindern und Jugendlichen*. Göttingen: Hogrefe, 107-134.
- Nunn, Jana S.; Thomas, Susan L. (1999): The angry male and the passive female: The role of gender and self-esteem in anger expression. In: *Social Behavior and Personality*, 27, 145-154.

- Oyama, Susan (2000): *Evolution's Eye: A System's View of the Biology-Culture Divide*. Durham, N. C.: Duke University Press.
- Pasero, Ursula; Gottburgsen, Anja (Hg.innen) (2002): *Wie natürlich ist Geschlecht? Gender und die Konstruktion von Natur und Technik*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Pease, Allan; Pease, Barbara (2000): *Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken. Ganz natürliche Erklärungen für eigentlich unerklärliche Schwächen*. 2. Auflage, München: Ullstein.
- Pöge, Andreas (2007). *Methodendokumentation der kriminologischen Schülerbefragung in Duisburg 2002-2005, Vier-Wellen-Panel*. Schriftenreihe: Jugendkriminalität in der modernen Stadt – Methoden, Nr. 13. Münster.
- Popp, Ulrike (2003): *Das Ignorieren „weiblicher“ Gewalt als „Strategie“ zur Aufrechterhaltung der sozialen Konstruktion vom männlichen Täter*. In: Lamnek, Siegfried (Hg.): *Geschlecht – Gewalt – Gesellschaft*. Opladen: Leske + Budrich, 195-211.
- Quaiser-Pohl, Claudia; Jordan, Kirsten (2004): *Warum Frauen glauben, sie könnten nicht einparken - und Männer ihnen Recht geben. Über Schwächen, die gar keine sind*. München: Beck.
- Quaiser-Pohl, Claudia; Jordan, Kirsten (2007): *Wie wär's mit Wahrheiten?* In: Emma, Juli/August 2007, 84-85.
- Reinecke, Jost (2005): *Strukturgleichungsmodelle in den Sozialwissenschaften*. München: Oldenbourg.
- Reiner, William G.; Gearhart, John P. (2004): *Discordant sexual identity in some genetic males with cloacal exstrophy assigned to female sex at birth*. In: *New England Journal of Medicine*, 350(4): 333-341.
- Rosenthal, Robert (1966): *Experimental Effects in Behavioral Research*. New York: Appleton.
- Schäfer, Mechthild; Frey, Dieter (Hg.in/Hg.) (1999): *Aggression und Gewalt unter Kindern und Jugendlichen*. Göttingen: Hogrefe.
- Salmivalli, Christina; Kaukiainen, Ari; Lagerspetz, Kirsti (2000): *Aggression and sociometric status among peers: Do sex and type of aggression matter?* In: *Scandinavian Journal of Psychology*, Vol. 41, No. 1, 17–24.
- Scheithauer, Herbert (2003): *Aggressives Verhalten von Jungen und Mädchen*. Göttingen: Hogrefe.
- Schnell, Rainer; Hill, Paul B.; Esser, Elke (1999): *Methoden der empirischen Sozialforschung*. 6. Auflage, München: Oldenbourg.
- Schönwälder-Kuntze, Tatjana; Heel, Sabine; Wendel, Claudia; Wille, Katrin (Hg.innen) (2003): *Störfall Gender*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Schwarzer, Alice (2007): *Die Antwort*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Seegmiller, Bonni R.; Dunivant, Noel (1981): *A comparison of two methods of measuring sex-role differentiation in preschoolers*. In: *Journal of Psychology*, 108, 137-147.
- Sherman, Julia A. (1978): *Sex-Related Cognitive Differences. An Essay on Theory and Evidence*. Springfield: Thomas.
- Sidorowicz, Laura S.; Lunney, G. Sparks (1980): *Baby X Revisited*. In: *Sex Roles*, Vol. 6, 67-73.
- Sielert, Uwe; Valtl, Karlheinz (Hg.) (2000): *Sexualpädagogik lehren. Didaktische Grundlagen und Materialien für die Aus- und Fortbildung*. Weinheim: Beltz.
- Singer, Wolf (2006): *Das Gehirn: Ein Orchester ohne Dirigent*. Vortrag an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften am 27. 1. 2006, ÖAW Audiolecture, Tonaufnahme.
http://www.oeaw.ac.at/deutsch/aktuell/veranstaltungen/veranstaltung_4504.html#all
 (letzter Zugriff am 27. 10. 2008).

- Smith, Linda B.; Thelen, Esther (Hg.innen) (1993): A Dynamic Systems Approach to Development: Applications. Cambridge, Mass.: MIT Press.
- Spencer, Steven J.; Steele, Claude M.; Quinn, Dianne M. (1999): Stereotype threat and women's math performance. In: Journal of Experimental Social Psychology, 35, 4-28.
- SPIEGEL ONLINE (2005): Fegefeuer in Efeuland. 23. Februar 2005, <http://www.spiegel.de/unispiegel/studium/0,1518,343297,00.html>,
Der kleine Unterschied. 23. Februar 2005, <http://www.spiegel.de/unispiegel/studium/0,1518,343302,00.html>
(letzter Zugriff am 27. 10. 2008).
- Steyer, Rolf; Partchev, Ivailo; Kröhne, Ulf; Nagengast, Benjamin; Fliege, Christiane (2008): Causal Effects in Between-Group Experiments and Quasi-Experiments: Theory. Book in preparation. University of Jena, Department of Methodology and Evaluation Research, January 2008.
- Stoller, Silvia; Vetter, Helmut (Hg.Innen) (1997): Phänomenologie und Geschlechterdifferenz. Wien: WUV-Universitätsverlag.
- Svensson, Eva-Britt (2008): Report on how marketing and advertising affect equality between women and men (2008/2038(INI)). Committee on Women's Rights and Gender Equality. <http://www.europarl.europa.eu/sidesSearch/search.do?type=REPORT&language=EN&term=6&author=28134#> (letzter Zugriff am 27. 10. 2008).
- Tannen, Deborah (1991): You just don't understand: Women and men in conversation. New York: Ballantine Books.
- Thornton, Arland; Freedman, Deborah (1979): Changes in the sex role attitudes of women, 1962-1977: Evidence from a panel study. In: American Sociological Review, Vol. 44 (October), 831-842.
- Tieger, Todd (1980): On the biological basis of sex differences in aggression. In: Child Development, 51, 943-963.
- Transgender.at (2008): Begriffsdefinitionen <http://wiki.transgender.at/index.php/Begriffsdefinitionen>
(letzter Zugriff am 27. 10. 2008).
- Viemerö, Vappu (1992): Changes in patterns of aggressiveness among finnish girls over a decade. In: Björkqvist, Kaj; Niemelä, Pirkko (Hg.): Of Mice and Women. Aspects of female aggression. San Diego: Acad. Press, 99-106.
- Villa, Paula Irene (2000): Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Waniek, Eva; Stoller, Silvia (Hg.innen) (2001): Verhandlungen des Geschlechts. Zur Konstruktivismusdebatte in der Gender-Theorie. Wien: Turia + Kant.
- West, Candace; Zimmermann, Don H. (1991): Doing Gender. In: Lorber, Judith; Farrell, Susan A. (Hg.innen): The Social Construction of Gender. Newbury Park, Calif.: Sage, 13-37.
- Westfälische Wilhelms-Universität Münster; Universität Bielefeld (2008): Kriminalität in der modernen Stadt. Website: <http://www.uni-bielefeld.de/soz/krimstadt/portrait/index.html>
(letzter Zugriff am 27. 10. 2008).
- Wetterer, Angelika (1992): Profession und Geschlecht. Über die Marginalität von Frauen in hochqualifizierten Berufen. Frankfurt: Campus-Verlag.
- Worell, Judith (Hg.in) (2001): Encyclopedia of Women and Gender. Sex similarities and differences and the impact of society on gender. Volume One. San Diego: Academic Press.
- Zimbardo, Philip (1992): Psychologie. 5. Auflage, Berlin: Springer.

12 DATEN

Längsschnittstudie *Jugendkriminalität in der modernen Stadt*, Münster und Duisburg 2000 bis 2005; daraus Paneldatensatz Duisburg 2002 bis 2005, 4 Wellen

13 LEBENS LAUF



Name und Kontakt: Roland Hosner
roland_hosner@yahoo.de
Geburtsdatum, -ort: 30. September 1982, Wien

Ausbildung:

WS 2002/2003 –
WS 2008/2009 Diplomstudium Soziologie (Universität Wien)
(rechts-, sozial- und wirtschaftswissenschaftl. Studiengang),
Leistungsstipendien in Soziologie 2002/03, 2003/04, 2004/05

seit SS 2004
WS 2002/2003 – SS 2203 Diplomstudium Politikwissenschaft (Universität Wien)
Bakkalaureatsstudium Statistik (Universität Wien)

1993 – 2001 Gymnasium, neusprachlicher Zweig, Matura mit Auszeichnung
(Albertus Magnus Schule der Marianisten, 1180 Wien)

1989 – 1993 Volksschule (Marianum, 1180 Wien)

Wissenschaftliche Berufserfahrung:

SS 04 – SS06, SS 07 Tutor am Institut für Soziologie zur UE Einführung in die
empirische Sozialforschung (Prof. Dr. Josef Hörl)

WS 06/07 Studienassistent am Institut für Soziologie für
Methodenausbildung, VU Spezielle Multivariate Verfahren
(Mag.a Rossalina Latcheva) und UE Einführung in die
empirische Sozialforschung (Prof. Dr. Josef Hörl)

Juli 2006 Praktikum an der Stabstelle Gender Mainstreaming der
Medizinischen Universität Wien

WS 03/04 - SS 05 Tutor am Institut für Informatik u. Wirtschaftsinformatik zur
UE Algorithmen, Datenstrukturen und Programmieren
(Mag. Clemens Bruckmann)

Sonstige berufliche Tätigkeit:

Seit März 2008 Urgent Action- & Individuals at Risk-Koordinator bei
Amnesty International Österreich, Koordination des Aktivismus
zu internationalen Einzelfällen für Österreich

Juli - Sep. 2007, Aug. –
Sep. 2006, Aug. – Sep.
2005, Juli – Sep. 2003 Behindertenbetreuer bei Jugend am Werk und beim ÖHTB,
Arbeit mit geistig schwer behinderten Menschen im
Wohnbereich

Dez. 2003 – Jan. 2007 ehrenamtliche Tätigkeit bei Amnesty International Österreich
im Netzwerk gegen die Todesstrafe, davon ein Jahr lang Sprecher
des Netzwerks gegen die Todesstrafe

Aug. 2004 dreiwöchiges ehrenamtliches Workcamp in Dharamsala, Indien,
interkultureller Austausch mit tibetischen Flüchtlingen und
Organisation eines Umweltprojektes (FSL India)

Okt. 2001 – Sep. 2002 Zivildienst bei Jugend am Werk im Wohnbereich